H. E. 57 Fol. 56. Geschichte

1794.

Von Gott: Unsz: u: Frid: auch Ihrer Kay: Mayt:
unsers Allg: zu Römerreich, Hungarn zu Böhm:,
Dalmatien, Croatien, und Slavonien
Kön: Ertz: zu Oesterreich Herrn Herrn
Franciscen, Herrn, und Landtl.

Bayerische Staatsbibliothek

Herald. 56 – 1

<366111193700l3

S

<366111193700l3

Bayer. Staatsbibliothek

0.E

Bock dd. & fc.

Beym Mahomet es Kostet mir Überwindung
diesen alten Mann aus seiner Wohnung zu
treiben,

Geschichte
des
Maltheserordens
nach Vertot

(= F. F. Miethammer)

von M. N. bearbeitet

und

mit einer Vorrede versehen

von

Schiller.

Erster Band.

Jena,
bei Christ. Heinr. Cuno's Erben.
1792.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

bibliotheca
Staats-Bibliothek
MÜNCHEN

EUCHOTHECA
RECTA
MONACENSIS

Vorrede.

Der Tempelorden glänzte und verschwand wie ein Meteor in der Weltgeschichte; der Orden der Johanniter lebt schon sein siebentes Jahrhundert, und, obgleich der politischen Schaubühne beinahe verschwunden, steht er für den Philosophen der Menschheit für ewige Zeiten, als eine merkwürdige Erscheinung da. Zwar droht der Grund einzusinken, auf dem er errichtet worden, und wir blicken jetzt mit mitleidigem Lächeln auf seinen Ursprung hin, der für sein Zeitalter so heilig, so feier-

lich

lich gewesen. Er selbst aber steht noch, als eine ehrwürdige Ruine, auf seinem nie erstiegenen Fels, und, verloren in Bewunderung einer Heldengröße, die nicht mehr ist, bleiben wir wie vor einem umgestürzten Obelisken oder einem Trajanischen Triumphbogen vor ihm stehen.

Zwar wünschen wir uns nicht mit Unrecht dazu Glück, in einem Zeitalter zu leben, wo kein Verdienst, wie jenes, mehr zu erwerben, wo ein Kraftaufwand, ein Heroismus, wie er in jenem Orden sich äussert, eben so überflüssig als unmöglich ist; aber man muß gestehen, daß wir die Ueberlegenheit unsrer Zeiten nicht immer mit Bescheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die vergangenen geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt sind, auf jene Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Gedankenknechtschaft zu werfen, verräth weniger den rühmlichen Stolz der sich fühlenden Stärke, als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beschämung

mung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnöthigte. Was wir auch vor jenen finstern Jahrhunderten voraus haben mögen, so ist es doch höchstens nur ein vortheilhafter Tausch, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten, stolz zu sein. Der Vorzug hellerer Begriffe, besiegter Vorurtheile, gemäßigterer Leidenschaften, freierer Gesinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweisen im Stande sind — kostet uns das wichtige Opfer praktischer Tugend, ohne die wir doch unser besseres Wissen kaum für einen Gewinn rechnen können. Dieselbe Kultur, welche in unserm Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Glut der Begeisterung in unseren Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die Thatenreifende Energie des Karakters vernichtet. Die Heroen des Mittelalters setzten an einen Wahn, den sie mit Weisheit verwechselten, und eben weil er ihnen Weisheit war, Blut, Leben und Eigenthum; so schlecht ihre Vernunft belehrt war, so heldenmäßig gehorchten sie ihren höchsten Gesetzen — und können wir, ihre ver-

feinerten Enkel, uns wohl rühmen, daß wir an unsre Weisheit nur halb so viel, als sie an ihre Thorheit, wagen?

Was der Verfasser der Einleitung zu nachstehender Geschichte jenem Zeitalter als ein wichtigen Vorzug anrechnet — jene praktische Stärke des Gemüths nehmlich, das Theuerste an das Edelste zu setzen und einem bloß idealischen Gut alle Güter der Sinnlichkeit zum Opfer zu bringen, bin ich sehr bereit, zu unterschreiben. Derselbe excentrische Flug der Einbildungskraft, der den Geschichtschreiber, den kalten Politiker an jenem Zeitalter irre macht, findet an dem Moralphilosophen einen weit billigern Richter, ja nicht selten vielleicht einen Bewunderer. Mitten unter allen Greueln, welche ein verfinsterter Glaubenseifer begünstigt und heiligt, unter den abgeschmakten Verirrungen der Superstition, entzückt ihn das erhabene Schauspiel einer über alle Sinnenreize siegenden Ueberzeugung, einer feurig beherzigten Vernunftidee, welche über jedes noch so mächtige Gefühl ihre Herrschaft be-

behauptet. Waren gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer trauriger Stillstand in der Kultur, waren sie sogar ein Rückfall der Europäer in die vorige Wildheit, so war die Menschheit doch offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen, als sie es damals war — wenn es anders entschieden ist, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über seine Gefühle dem Menschen Würde verleiht. Die Willigkeit des Gemüths, sich von übersinnlichen Triebfedern leiten zu lassen, diese nothwendige Bedingung unsrer sittlichen Kultur, mußte sich, wie es schien, erst an einem schlechteren Stoffe üben, und zur Fertigkeit ausbilden, bis dem guten Willen ein hellerer Verstand zu Hülfe kommen konnte. Aber daß es gerade dieses edelste aller menschlichen Vermögen ist, welches sich bey jenen wilden Unternehmungen äussert und ausbildet, söhnt den philosophischen Beurtheiler mit allen rohen Geburten eines unmündigen Verstandes, einer gesetzlosen Sinnlichkeit aus, und um der nahen Beziehung willen, welche der bloße Entschluß, unter der Fah-

ne des Kreuzes zu streiten, zu der höchsten sittlichen Würde des Menschen hat, verzeiht er ihm gern seine abenteuerlichen Mittel und seinen chimärischen Gegenstand.

Von dieser Art sind nun die Glaubenshelden mit denen uns die nachfolgende Geschichte bekannt macht; ihre Schwachheiten, von glänzenden Tugenden geführt, dürfen sich einer weiseren Nachwelt kühn unter das Angesicht wagen. Unter dem Panier des Kreuzes sehen wir sie der Menschheit schwerste und heiligste Pflichten üben, und indem sie nur einem Kirchengesetze zu dienen glauben, unwissend die höhern Gebote der Sittlichkeit befolgen. Suchte doch der Mensch schon seit Jahrtausenden den Gesetzgeber über den Sternen, der in seinem eigenen Busen wohnt — warum diesen Helden es verargen, daß sie die Sanktion einer Menschenpflicht von einem Apostel entlehnen, und die allgemeine Verbindlichkeit zur Tugend, so wie den Anspruch auf ihre Würde, an ein Ordenskleid heften? Fühle man noch so sehr das Widersinnige eines

nes Glaubens, der für die Scheingüter einer schwärmenden Einbildungskraft, für leblose Heiligthümer zu bluten befiehlt — wer kann der heroischen Treue, womit diesem Wahnglauben von den geistlichen Rittern Gehorsam geleistet wird, seine Achtung versagen? Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Unglaubigen, erschöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, diese Heldenschaar heimkehrt, und, anstatt sich die siegreiche Stirne mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienst eines Wärters vertauscht — wenn diese Löwen im Gefechte hier an den Krankenbetten eine Geduld, eine Selbstverleugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst das glänzendste Heldenverdienst verdunckelt — wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwerdt für die Christenheit führte, und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gottes Willen die Speise reicht, und sich keinem der verächtlichen Dienste entzieht,

zieht, die unsre verzärtelten Sinne empören — wer, der die Ritter des Spitals zu Jerusalem in dieser Gestalt erblickt, bei diesen Geschäften überrascht, kann sich einer innigen Rührung erwehren? wer ohne Staunen die beharrliche Tapferkeit sehen, mit der sich der kleine Heldenhaufe in Ptolomais, in Rhodus und späterhin auf Maltha gegen einen überlegenen Feind vertheidigt? Die unerschütterliche Festigkeit seiner beiden Großmeister Isle Adam und la Valette, die gleich bewundernswürdige Willigkeit der Ritter selbst, sich dem Tode zu opfern? Wer liest ohne Erhebung des Gemüths den freiwilligen Untergang jener vierzig Helden im Fort St. Elmo, ein Beispiel des Gehorsams, das von der gepriesenen Selbstaufopferung der Spartaner bei Thermopylä nur durch die größere Wichtigkeit des Zwecks übertroffen wird! Es ist der Christlichen Religion von berühmten Schriftstellern der Vorwurf gemacht worden, daß sie den kriegerischen Muth ihrer Bekenner erstickt und das Feuer der Begeisterung ausgelöscht haben. Dieser Vorwurf — wie glänzend wird er durch

das Beispiel der Kreutzheere, durch die glorreichen Thaten, des Johanniter- und Tempelordens widerlegt? Der Grieche, der Römer kämpfte für seine Existenz, für zeitliche Güter, für das begeisternde Phantom der Weltherrschaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlands, das ihm den Lorbeer für sein Verdienst schon von ferne zeigte. — Der Muth jener christlichen Helden entbehrte diese Hülfe und hatte keine andre Nahrung als sein eigenes unerschöpfliches Feuer.

Aber es ist noch eine andre Rücksicht, aus welcher mir eine Darstellung der äussern und innern Schicksale dieses geistlichen Ritterordens Aufmersamkeit zu verdienen schien. Dieser Orden nämlich ist zugleich ein politischer Körper, gegründet zu einem eigenthümlichen Zweck, durch besondre Gesetze unterstützt, durch eigenthümliche Bande zusammen gehalten. Er entsteht, er bildet sich, er blüht und verblüht, kurz, er eröffnet und beschließt sein ganzes politisches Leben vor unsern Augen.

Der

Der Geschichtspunkt, aus welchem der philosophische Beurtheiler jede politische Gesellschaft betrachtet, kann auch auf diesen mönchisch ritterlichen Staat mit Recht angewendet werden. Die verschiedenen Formen nämlich, in welchen politische Gesellschaften zusammen treten, erscheinen demselben als eben so viele von der Menschheit (wenn gleich nicht absichtlich) angestellte Versuche, die Wirksamkeit gewisser Bedingungen entweder für einen eigenthümlichen Zweck oder für den gemeinschaftlichen Zweck aller Verbindungen überhaupt zu erproben. Was kann aber unserer Aufmerksamkeit würdiger sein, als den Erfolg dieser Versuche zu erfahren, als die Statthaftigkeit oder Unstatthaftigkeit jener Bedingungen für ihre Zwecke an einem belebenden Beispiele dargethan zu sehen? So hat das menschliche Geschlecht in der Folge der Zeiten beinahe alle nur denkbaren Bedingungen der gesellschaftlichen Glückseligkeit — wenn gleich nicht in dieser Absicht — durch eigene Erfahrung geprüft, es hat sich, um endlich die zweckmäßigste zu erhaschen, in allen Formen der politischen Gemeinschaft versucht.

sucht. Für alle diese Staatsorganisationen wird die Welthistorie gleichsam zu einer pragmatischen Naturgeschichte, welche mit Genauigkeit aufzählt, wie viel oder wie wenig durch diese verschiedenen Prinzipien der Verbindung für das letzte Ziel des gemeinschaftlichen Strebens gewonnen worden ist. Aus einem ähnlichen Gesichtspunkt lassen sich nun auch die souverainen geistlichen Ritterorden betrachten, denen der Religionsfanatismus in den Zeiten der Kreuzzüge die Entstehung gegeben hat. Antriebe, welche sich nie zuvor in dieser Verknüpfung und zu diesem Zwecke wirksam gezeigt, werden hier zum erstenmal zur Grundlage eines politischen Körpers genommen, und das Resultat davon ist, was die nachstehende Geschichte dem Leser vor Augen legt. Ein feuriger Rittergeist verbindet sich mit zwangvollen Ordensregeln, Kriegszucht mit Mönchsdisciplin, die strenge Selbstverleugnung, welche das Christenthum fordert, mit kühnem Soldatentrotz, um gegen den äussern Feind der Religion, einen undurchdringlichen Phalanx zu bilden, und mit gleichem Heroismus ihrem mächtigen

Geg-

Gegner von innen, dem Stolz und der Ueppigkeit, einen ewigen Krieg zu schwören.

Rührende erhabne Einfalt bezeichnet die Kindheit des Ordens, Glanz und Ehre krönt seine Jugend, aber bald unterliegt auch er dem gemeinen Schicksal der Menschheit. Wohlstand und Macht, natürliche Gefährten der Tapferkeit und Enthaltsamkeit, führen ihn mit beschleunigten Schritten der Verderbniß entgegen. Nicht ohne Wehmuth sieht der Weltbürger die herrlichen Hofnungen getäuscht, zu denen ein so schöner Anfang berechtigte — aber dieses Beispiel bekräftigt ihm nur die unumstößliche Wahrheit, daß nichts Bestand hat, was Wahn und Leidenschaft gründete, daß nur die Vernunft für die Ewigkeit baut.

Nach dem, was ich hier von Vorzügen dieses Ordens habe berühren können, glaube ich keine weitere Rechtfertigung der Gründe nöthig zu haben, aus denen ich veranlaßt worden bin, das Vertotische Werk nach einer neuen Bearbeitung zum Druck zu befördern.

Ob

Ob dasselbe auch der Absicht vollkommen entspricht, welche mir bei Anempfehlung desselben vor Augen schwebte, wage ich nicht zu behaupten; doch ist es das einzige Werk dieses Inhalts, was einen würdigen Begriff von dem Orden geben und die Aufmerksamkeit des Lesers daran fesseln kann. Der Uebersetzer hat sich, soviel immer möglich, bestrebt, der Erzählung, welche im Original sehr ins Weitschweifige fällt, einen raschern Gang und ein lebhafteres Interesse zu geben, und auch da, wo man an dem Verfasser die Unbefangenheit des Urtheils vermißt, wird man die verbessernde Hand des Teutschen Bearbeiters nicht verkennen. Daß dieses Buch nicht für den Gelehrten und eben so wenig für die studirende Jugend, sondern für das lesende Publikum, welches sich nicht an der Quelle selbst unterrichten kann, bestimmt ist, braucht wohl nicht gesagt zu werden; und bei dem letztern hofft man durch Herausgabe desselben Dank zu verdienen. Die Geschichte selbst wird schon mit dem zweiten Bande beschlossen sein, da der Orden mit dem Ablauf des sechszehnten Jahrhunderts die Fülle seines

nes Ruhms erreicht hat, und von da an mit schnellen Schritten in eine politische Vergessenheit sinkt. Jena, im April 1792.

Schiller.

Geschichte des Maltheserordens.

Einleitung.

Nie ist wol aus einer reinen Quelle mannichfacheres Uebel, aus einem uneigennüzigen Zwecke ein größerer Widerspruch in der Wahl der Mittel, aus einer guten Absicht eine längere Reihe schädlicher Folgen hervorgegangen, als — aus der Religion. Achtung für die Sittlichkeit — das gemeinschaftliche höchste Gut der Menschennatur — hat alle Religionen ohne Unterschied ins Dasein gerufen, und allen, auch den abgeschmaktesten, Bestand gegeben. Jede Religion, öfters ohne es sich selbst deutlich bewußt zu sein,

hatte nur den Einen Zweck, dieses Palladium der Menschheit zu sichern, den höchsten Geboten der sittlichen Natur Gehorsam zu verschaffen. Aber die menschliche Vernunft, in ihrer Kindheit noch zu schwach um ihre eigne vollgültige Sanktion ihrer Geseze zu erkennen, nahm ihre Zuflucht zu einem höhern Gesezgeber, von dem sie, gleichsam durch eine Selbsttäuschung, ihre eignen Geseze ableitete, um die Verbindlichkeit derselben auf das äussere Ansehen dieser höheren Macht zu gründen. So wurden ihre Forderungen in willkürliche Befehle einer Gottheit verwandelt; so wurde die Art sich den höchsten Gesezgeber zu denken von den verschiedenen Idealen einer Gottheit, welche die Phantasie durch willkürliche Verbindungen sich erschaffen hatte, abhängig gemacht; so wurde die Einheit des Gesezgebers, der in allen derselbige war und in allen allein sprach, in eben so viele verschiedne Gesezgeber zertheilt, als die Verschiedenheit der Völker, der Umstände, der Klimate oder anderer äusserer Eindrücke Gottheiten erzeugt hatte. So trennten sich Nazionen — einig im Ringen nach dem Einen was der Menschheit Noth ist, einig in der Achtung

für

für das Gesez, einig im Gehorsam gegen die gesezgebende Macht — aus Unkenntniß des wahren Gesezgebers, durch die Verschiedenheit wie sie sich den fremden dachten. Diese zufällige Verschiedenheit aber erzeugte die schrecklichsten Folgen. Sie war es, welche Menschen gegen Menschen waffnete, Nazionen gegen Nazionen empörte. Jeder hielt nur den Gesezgeber für den ächten, dem er seinen Willen unterwarf, nur seine Religion für wahr, nur seinen Glauben für den alleinseligmachenden. Dem eifrigsten schien es Pflicht, sich seines unglaubigen Bruders zu erbarmen, und ihn, selbst mit eigner Gefahr, in den Schoß der Rechtgläubigen zu versammeln. Aber auch der geduldigste wollte nicht der Religion seiner Väter untreu werden, und sezte sich den gewaltsamen Bekehrungen mit gewaffneter Hand entgegen. So fielen tausende in der Vertheidigung eben desselben Heiligthums, zu welchem jeder den rechten Zugang allein gefunden zu haben glaubte. Man sieht mit Wehmuth die traurigen Früchte dieses Irrthums, — die empörendsten Verwüstungen, als das Werk der edelsten Kraft des Menschen! Wenn auch nicht alle

die Unternehmungen, denen die Fahne der Religion vorgetragen worden ist, rein aus dieser Quelle entsprungen, und auch selbst diejenigen, deren ganz reiner Ursprung aus dieser Quelle unverkennbar ist, nie von dem allgewaltigen Einfluß anderer Leidenschaften frei geblieben sind: so war doch so oft die Religion erste Veranlassung, Mittel oder Vorwand zu den blutigsten Szenen in der Geschichte der Menschheit, und erhöhte die Grausamkeit derselben durch die wüthenden Ausbrüche des schwärmerischen Eifers. Die blühendsten Länder wurden verwüstet, um ein Kreuz auf ihren Bergen zu errichten, die schönsten Städte zerstört, um eine Moschee darin zu erbauen. Millionen wurden das Opfer dieser Wuth einander wechselseitig auf den rechten Weg zu führen, ehe man endlich auch nur anfieng zu ahnen, daß sie ihn sämtlich verfehlt haben könnten. Die Menschen haben freilich von jeher den rechten Weg erst dann gefunden, nachdem sie alle Abwege durchirrt hatten; und so waren vielleicht jene Begebenheiten die nothwendigen Prämissen zu den schönen Hoffnungen, deren Morgenröthe nun anfängt an unserm Horizont zu

schei-

scheinen. Gleichwol wird jeder Menschenfreund wünschen, daß der Irrthum weniger schrecklich, die Vorkehrungen zu diesen schönen Aussichten weniger zerstörend gewesen wären. Indeß liegt auch selbst in jenen Verirrungen des menschlichen Geistes, eben durch diese Triebfeder derselben, etwas großes, und man wird mit der Geschichte jener unseeligen Ausartung ausgesöhnt durch tausend einzelne Züge, in welchen man die Würde und die Größe der Menschheit wiederfindet.

Wir schicken diese allgemeine Betrachtung der Geschichte einer Begebenheit voran, welche selbst auch ihren Ursprung aus der Religion genommen hat, und alle die Erscheinungen, welche wir von Begebenheiten dieser Art hier im allgemeinen angedeutet haben, in reichem Maße enthält. Bei einer Geschichte, in der sich alles um den Begriff des Glaubens wie um einen Angel dreht; wo das Wort Glaubige das Recht, und die Benennung Unglaubige den Grund zu den grausamsten Verfolgungen angiebt; wo jene überall mit einem gewissen Vorzug, diese mit Verachtung genannt werden: bei einer solchen Geschich-

te kann es allerdings nicht überflüssig scheinen, durch eine Berichtigung der einseitigen Gesichtspunkte zu bestimmen, welcher von beiden Partheien — oder ob keiner von beiden — die Benennung der Glaubigen, in der vorzüglichen Bedeutung des Wortes, zukomme. Es muß ganz zweckmäßig sein, durch eine vorausgeschickte Untersuchung ein Vorurtheil zu zerstreuen, das nicht nur die sogenannten Glaubigen und Unglaubigen in der Hize des Streites blendete, sondern sich auch auf ihre Nachkommen forterbte, und selbst die Geschichtschreiber der einen und der andern Parthei, oft gegen ihre Absicht, bisweilen zu einer Ungerechtigkeit verleitete.

Unsre Helden sammeln auch ihre Lorbeeren im Kampfe des Glaubens gegen den Unglauben. Sie spielen ihre Rollen auf dem weiten Schauplaz der Kreuzzüge, und sind also zugleich als ein Theil jenes größern Ganzen zu betrachten, mit dem sie aber einerlei Triebfedern und einerlei Zweck gemein haben. Wir richten unsere Aufmerksamkeit zuerst auf dieses Ganze.

Zwei der merkwürdigsten unter allen vorhandenen Religionen, an Gewalt ihrer Wirkung,

an Größe ihrer Ausbreitung und an Länge ihrer Dauer von keiner andern erreicht — die Mohammedanische und die Christliche — sieht man hier im Kampfe gegen einander auftreten. Wenn auch von beiden Seiten das Interesse der Religion nicht ganz lauter war; wenn auch beide Theile über der Eroberung oder Vertheidigung eines irdischen Reiches zulezt das himmlische, um das sie stritten, aus den Augen verloren: so war doch Religion der Vorwand, und Eifer für den Glauben ihrer Väter, wenigstens bei einem großen Theil, die Haupt-Triebfeder; so fochten doch beide unter der Fahne des Glaubens; so kämpften sie doch gemeinschaftlich um Jerusalem, als um ein Heiligthum. Da, wo für die einen ein heiliges Grab zu erobern war, war für die andern ein heiliger Tempel zu beschüzen.

In den Darstellungen jener merkwürdigen Unternehmung der Christen gegen die Mohammedaner ist man bald dem einen bald dem andern Theil zu nahe getreten. Auf der einen Seite, um die Ehre der Christen zu retten, war man ungerecht gegen die Mohammedaner. Man hat

diese tief herabgesezt, um auf ihren Trümmern jene desto höher zu erheben. Man hat den Gesichtspunkt, aus welchem man sie betrachtete, von den Kreuzfahrern, die Farben zu dem Gemälde von Pabst Urban geborgt; man hat Mohammed als einen Betrüger, seine Anhänger als Verworfene und Unglaubige vor aller Untersuchung verdammt. Mit einem Wort man hat um die Christen zu rechtfertigen diejenigen als Kinder des Verderbens geschildert, welche zu verderben jene heiligen Heere ausgezogen waren. Auf der andern Seite, um gerecht gegen die Mohammedaner zu sein, hat man sich einer eben so großen Ungerechtigkeit gegen die Christen schuldig gemacht. Man erkannte, daß die größte Verschiedenheit der Religion keinen Grund zu einer so blutigen Verfolgung enthalte, daß Fanatismus des Glaubens die Kreuzfahrer geblendet hatte, daß die übertriebenen Beschuldigungen gegen Mohammed und seine Anhänger Früchte eines grundlosen Religionshasses waren. Im lebhaften Gefühl dieser Ungerechtigkeit hat man das ganze Gewicht der Schuld auf die irrenden Christen geworfen, man hat ganz uneingeschränkt ihre Unternehmung

mit

mit dem Nahmen einer tollen Begebenheit ge-brandmarkt und für ein Schandmonument in der Geschichte der Menschheit erklärt. Zwischen diesen beiden gefährlichen Klippen unsre Leser durchzuführen, ist unsre Absicht. Wir hoffen einige Gesichtspunkte anzugeben, aus welchen ihnen weder auf der einen Seite bloß Auswürflinge der Menschheit, noch auf der andern bloß Rasende erscheinen werden.

Inwiefern Religionsinteresse auf der einen Seite den Streit erregt, auf der andern zur Gegenwehr gewaffnet hatte; in so fern sind beide Theile gleich. Der Religionseifer der einen steht dem Glaubensenthusiasmus der andern an Wehrt nicht nach, wenn der Wehrt der Religion, für welche jede Parthei eiferte, auch noch so sehr verschieden wäre. Es kömmt hier gar nicht darauf an, welcher von beiden Theilen mehr Wahrheit auf seiner Seite hatte; es ändert nichts, wenn wir auch annehmen, daß sie weder auf der einen noch auf der andern Seite war: sondern alles hängt davon ab, daß jede Parthei die Wahrheit zu haben g l a u b t e, und daß dieses glauben reine Triebfeder ihres Handelns war. Inwieferne

beide Theile ihrer Ueberzeugung treu blieben, in so fern haben sie beide gleiche Rechte; und man muß bekennen, daß der schwärmende Mohammedaner gleiche Ansprüche auf Entschuldigung machen könne, als der eifernde Christ, und daß sie da, wo nicht Religionseifer der Grund ihrer Handlungen war, beide entweder unrecht haben, oder doch beide nach einem gleichen — aber einem andern als dem Religions — Maßstab beurtheilt werden müßen.

Aber die Gerechtigkeit fordert noch mehr von uns. Wir müßen die ungeprüften Beschuldigungen gegen Mohammed und seine Lehre selbst zurücknehmen; wir müßen uns über das Vorurtheil unserer Voreltern und Glaubensgenossen erheben, und nach einer unbefangeneren Untersuchung, einer Religion, die von unsern Vorfahren in der Hize des Streites verkannt und von ihren nächsten Nachkommen wegen ihrem Waffenglück gehaßt und gefürchtet worden ist, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir müßen gestehen, daß die Mohammedanische Religion bisher gegen die Vorzüge der Christlichen zu sehr in Schatten gestellt worden, und daß Mohammed selbst wenigstens

stens ein milderes Urtheil verdiene, als er, Gibbons berühmte Geschichte ausgenommen, irgendwo bisher erhalten hat.

Vor allen Dingen, wenn von Mohammeds Lehre die Rede ist, muß man ihr eben das Recht widerfahren lassen, das man für die Christliche mit Grund geltend gemacht hat, nämlich das was sie ursprünglich waren, von dem was sie unter den Händen ihrer Priester wurden, zu unterscheiden. Es ist nicht zu leugnen, daß die Muselmänner noch bis auf den heutigen Tag eine der rohesten Nazionen sind, und daß der Grund dieses auffallenden Mangels an Kultur in dem Zustand, und selbst in ausdrücklichen Geboten, ihrer gegenwärtigen Religion liege; daß Mohammeds Lehre also die Fortschritte zur Ausbildung des Verstandes und zur Aufklärung der Vernunft nicht bloß mittelbar aufhalte, sondern selbst mit Gewalt hindere, und daß folglich ihre Anhänger, ohne einen glücklichen Zufall, der ihrem ganzen Glaubensgebäude eine andere Gestalt geben kann, unter die lezten kommen werden, die in die Erfüllung von allem, welche der Apostel Paulus verheißt — in das Reich der vollkommenen Vernunft-

nunftherrschaft — eingehen werden. Allein dieser Vorwurf kann Mohammeds ursprünglicher Lehre eben so wenig zur Last gelegt werden, als es der Christlichen zum Nachtheil gereichen kann, daß einst die Welt durch sie in Gefahr war, in ein Mönchskloster — die Menschen, in Styliten verwandelt zu werden, die verloren in der Anschauung des göttlichen Lichts der dicksten Finsterniß entgegen giengen. Der Koran und die Sonna enthalten eben so wenig eine Vorschrift, aus welcher eine gesunde Vernunft eine so gewaltsame Unterdrückung der menschlichen Geisteskräfte ableiten könnte, als unsre heiligen Bücher eine Stelle enthalten, in welcher eine unbeschädigte Urtheilskraft eine so vernunftwidrige Ascetik finden konnte. Die beste Religion ist also nicht frei von solchen Ausartungen geblieben, und doch haben diese ihrer Achtung nichts geschadet. Man hat die Gebote Christi von den Auslegungen der Priester, die Anwendung der Lehre von der Lehre selbst unterschieden, und sie dadurch über alle aus jener genommenen Einwürfe erhoben. Eine der drückendsten Anklagen gegen die Mohammedanische

Reli-

Religion wird gehoben, so bald man ihr nur gleiche Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Aber Mohamm ed war ein Betrüger, seine göttliche Sendung eine bloße Erdichtung. — Auch diese Beschuldigung geht weiter, als man irgend in dem Urtheil über einen Menschen berechtigt ist. Wenn auch die Falschheit von Mohammeds göttlichem Beruf durch äussere Gründe eben so ausgemacht für uns ist, als wir die Wahrheit der göttlichen Sendung unsrer Propheten durch äussere Gründe für ausgemacht annehmen: so bleibt es darum nicht weniger hart, ihn deswegen sogleich einen Betrüger zu nennen, ehe man noch der ganz nahe liegenden Frage Gehör gegeben hat, ob er nicht der Betrogene war. Ein Mann von so glühender Einbildungskraft, verbunden mit einer so entschiedenen Anlage zur Schwärmerei, wie Mohammed von allen seinen Zeitgenossen geschildert wird, konnte leicht sich in lebhafte Visionen und täuschende Träume verlieren. Durch seine Geburt zum Beschüzer der Kaaba bestimmt und dadurch auf religiöse Ideen geleitet, von seiner frühsten Jugend an zum eifrigsten Nachdenken über Gegenstände der Religion geneigt, hatte er

einen

einen innern Beruf, der Lehrer seines Volks zu werden. Unter einem Volke erzogen, dem der Glaube an göttliche Sendungen gleichsam angeboren war, verwickelt in die Labyrinthe einer angestrengten Spekulation, in der er volle fünfzehn Jahre zubrachte — wie leicht konnte er dahin kommen, die Schwärmereien einer überspannten Phantasie für göttliche Begeisterung, Gefühl seines inneren Berufs für die Stimme einer höhern Macht zu halten? Wo wäre auch hier für den Begeisterten oder den Schwärmer die Gränzlinie, um Wahrheit von Schein, Täuschung von Wirklichkeit, seine Einbildungen von fremder Eingebung zu unterscheiden? — Diese Möglichkeit einer Täuschung muß man auch zu Mohammeds Rechtfertigung so lange gelten lassen, als seine Offenbarungen nicht durch äussere Thatsachen einen gegründeten Verdacht des absichtlichen Betrugs gegen sich haben. Das leztere ist freilich wenigstens dann der Fall, wenn er um einen Ehebruch zu rechtfertigen die Abtretung der Frau durch den Engel Gabriel bestätigen, oder um seine unreinen Begierden ungehindert zu befriedigen sich einen Freibrief ertheilen läßt. Aus solchen einzelnen

zelnen Fällen darf man aber um so weniger auf alle andere schließen, weil bei diesen der Prophet durch die gute Sache selbst gleichsam aufgefordert war, den Ruf seiner Heiligkeit zu sichern, um dem Ansehen eines göttlichen Gesandten, worauf sein ganzer Einfluß beruhte, nicht durch solche Beweise seiner Menschlichkeit zu schaden. Freilich verliert er schon durch einen einigen Zug dieser Art den Vortheil, der für andre fromme Schwärmer spricht, durchaus nach gutmüthigen Meinungen gehandelt zu haben; freilich hat der, der auch nur einmal einen wissentlichen Betrug sich erlaubt, seine Redlichkeit für alle seine Schritte verdächtig gemacht. Indeß bleibt doch in der That das Gegentheil immer möglich, und bei Mohammed ist es durch die angegebenen Umstände so gar wahrscheinlich. Es würde also wenigstens nicht menschenfreundlich sein, bei ihm aus einzelnen Fällen den Schluß auf alle zu machen. Eben so wie es auch ungerecht und unwahrscheinlich zugleich wäre, das was Mohammed am Ende seiner Laufbahn erreicht hatte, als einen durch seine Herrschsucht erzeugten allen seinen Unternehmungen zum Grunde gelegten Plan

anzu-

anzusehen. Allerdings war seine glänzende Grösse das Werk seines vielumfassenden Kopfs und seines thätigen Geistes. Aber man hat doch wohl seinen Vorzügen zu viel zugeschrieben, indem man den mittelmäßigen Kaufmann zu Mekka den kühnen Plan entwerfen läßt, zugleich die Götzendiener seiner Nazion zu Einer rechtglaubigen Gemeinde und die zügellosen arabischen Fürsten unter Einen Szepter zu versammeln. Daß er dies wirklich erreicht hat, war Werk des Zufalls, der ihn begünstigte, und Werk seines Verstandes nur in so fern, als er mit den Umständen gleichen Schritt hielt, und glückliche Zufälle glücklich benuzte. Aber man müßte sehr partheiisch seyn, um nicht an seinen ersten Schritten zu sehen, daß er seine Religion als Zweck und — wenn auch als Mittel zu Befriedigung seines Ehrgeizes — doch nicht als Weg zum Thron behandelte. Sein Plan war, seiner Nazion Einen Gott zu geben, der Zufall gab ihr zugleich Einen Regenten. Er wollte Prophet und Hoherpriester seyn, das Glück machte ihn auch zum König. — So fand er seine Krone, wie weiland Saul, auf einem Wege wo er sie nicht suchte.

Sinn. Aber auch selbst wenn man zugiebt, daß Mohammed ein Betrüger war — was doch hier nicht mehr heissen kann, als daß von den beiden Grundlehren seiner Religion: „es ist nur ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet," die leztere erdichtet war —: so bleibt noch von einer andern Seite eine sehr gültige Rechtfertigung für ihn übrig. Irrthum in der Religion und — was zu allen Zeiten als Folge davon angesehen wurde, in der That aber immer einen andern Grund hatte — Sittenverderbniß, hatten unter seiner Nazion einen sehr hohen Grad erreicht. Während man jenen an den lächerlichen Ceremonien ihres Gottesdienstes, an der zahllosen Menge von Gözenbildern, deren selbst in der Kaaba — dem arabischen Pantheon — nicht weniger als dreihundert und sechzig unter den verschiedensten Gestalten von Menschen, Adlern, Löwen und Antilopen zur Anbetung aufgestellt waren, an der erdrückenden Last aberglaubischer Gebräuche und vorzüglich an den von Menschenblut rauchenden Altären erkannte: offenbarte sich diese durch die zügellosesten Ausschweifungen aller Art. Ein Mensch, den vernünftiges Nachden-

ken und Bekanntschaft mit andern Völkern und Religionen auf richtigere Einsichten und bessere Gesinnungen geleitet hatte, mußte durch den schlechtern Aberglauben mit Bedauren und Unwillen, durch die Sittenlosigkeit mit Abscheu nnd Verachtung erfüllt werden. Mit Gewalt mußte ihn der Gedanke ergreifen, Retter seines Volks zu werden, den verstandlosen Aberglauben, der ihm als die einzige Quelle des Sittenverderbens erschien, bis auf die Wurzel zu zerstören, richtigere Begriffe von der Gottheit auszubreiten, einen vernünftigeren Gottesdienst einzuführen, eine reinere Darstellung der Vernunftgeseze als Befehle Einer mächtigen, gerechten und heiligen Gottheit zu geben, um größere Achtung für Sittlichkeit und Gesez zu erwecken, und bessere Sitten zu erzeugen. Waren dis Mohammeds Beweggründe .... welcher von allen Propheten hätte dann einen göttlicheren Beruf gehabt? — Seine Feinde haben ihm sogar eingeräumt, daß dies wenigstens unter seinen Triebfedern mit gewirkt habe, und man kann auch diese Wirkungen wenigstens zum Theil in dem Erfolg nicht verkennen. Wenn man ihm aber dies auch nur als einen unterge-

ordneten Zweck zugesteht; so muß man ihm doch auch das als einiges Mittel erlauben, wodurch er allein diesen Zweck erreichen konnte. Zu einer Zeit, wo man das göttliche in dem Menschen noch nicht erkannte, bei einem Volke, das die Lehren einer Gottheit von der Gottheit selbst empfangen mußte, konnte ein Mensch als Religionslehrer nichts ausrichten; nur eine höhere Offenbarung konnte seinen Worten Glauben, nur eine göttliche Beglaubigung seinen Lehren Eingang verschaffen. Fühlte er sich also zum Lehrer seines Volks berufen, wollte er seine bessern Einsichten seinen Brüdern, die es so sehr bedurften, mittheilen; was blieb ihm übrig, als zum Wohl der Menschen eine Beglaubigung zu borgen, die sie durchaus verlangten und die er anders nicht geben konnte? Die gute Sache selbst machte ihm hier eine Klugheit zur Pflicht, die als Täuschung in jeder andern Rücksicht unerlaubt bleibt. — Gesezt also daß Mohammed wirklich dabei nicht aus Selbsttäuschung gehandelt habe — mit andern Worten, daß er Betrüger gewesen sei —: so ist doch sein Betrug einer der unschädlichsten und verzeihlichsten, der je unter gleichen Umständen

begangen wurde, und in der Reihe der frommen Betrüger wird er schwerlich die lezte Stelle einnehmen.

Allein wenn auch alle diese Gründe zu Mohammeds Rechtfertigung nichts gelten sollten, so kann dies doch auf den Wehrt seiner Religion keinen Einfluß haben. Der Wehrt eines Lehrgebäudes kann weder nach dem Charakter des Lehrers, noch nach den Absichten die er damit erreichen wollte, sondern einzig und allein nach dem innern Gehalt der Wahrheiten beurtheilt werden. Es wird also auch hier einzig darauf ankommen, ob Mohammeds Lehre dnrch sich selbst verdiene neben andern Religionen aufgestellt zu werden. Ob zur Vortrefflichkeit einer Religion ein göttlicher Ursprung gehöre, oder ob nicht ihre Vortrefflichkeit selbst den göttlichen Ursprung verbürge — können wir hier unentschieden lassen, indem wir Mohammeds Lehre bloß als das Werk einer menschlichen Vernunft beurtheilen.

Der Maaßstab für den Wehrt einer Religion ist ihr Einfluß auf die moralische Bildung des Menschen. Diesen Einfluß hat jede Religion auf doppelte Art, durch ihren sittlichen und durch ihren

ren theologischen Theil. Durch den erstern, inwiefern sie Sittlichkeit predigt, und Geseze des handelns aufstellt; durch den andern, inwieferne sie Glaubensartikel lehrt, welche die Gebote der Vernunft durch ihre Macht unterstüzen sollen. Der erste Theil ist in allen Religionen zwar nicht gleich vollständig, indem die eine mehr die andere weniger Gebote enthält, die eine diese die andre eine andere Gattung von Pflichten mehr erhebt; aber in allen gleich rein, indem hier die Vernunft nur dem eignen Unterricht des Herzens folgt. Der andre Theil ist zwar der Hauptsache nach auch in allen Religionen gleich, so weit die Vernunft darin frei von allen fremden Einflüssen allein spricht, aber es herrscht auch hier zugleich die grösste Verschiedenheit, weil in diesem Theil die Vernunft alle Augenblik in Gefahr ist, sich Eingriffe in ein ihr fremdes Gebiet zu erlauben und Machtsprüche als Uberzeugungsgründe aufzustellen. In beiden Rüksichten fehlt es der Mohammedanischen Religion nicht an Vorzügen. Sie giebt zwar kein vollständiges System von Pflichten, aber sie ermuntert zu großmüthigen und erhabenen Gesinnungen, sie empfielt Gerechtig-

keit, Menschenliebe, Wohlthätigkeit, Reinigkeit des Sinnes, Uneigennüzigkeit, Wahrhaftigkeit, Mäßigung der Leidenschaften, selbst religiöse Duldung; mit einem Worte, sie hat die wesentlichsten Tugenden als Geseze aufgestellt. Eben so enthält ihr theologischer Theil auch alle die Lehren, welche das Wesen der besten andern und jeder Religion überhaupt ausmachen: das Dasein eines Gottes als höchsten Gesezgebers und Richters, und die Gewißheit einer vergeltenden Zukunft. Es fehlt ihr also keine von den Triebfedern und keines von den Hülfsmitteln, wodurch irgend eine Religion auf die Gesinnungen der Menschen einen vortheilhaften Einfluß haben kann, und man kann sogar behaupten, daß sie so gut als jede andre Religion alle Erfordernisse besize, ihre Anhänger allmählig auf den einig richtigen Weg zu führen. Freilich ist das Gute, was sie enthält, mit viel abenteuerlichem vermischt, das als Glaubensartikel die Vernunft wenigstens eine Zeitlang in ihrem Fortschritt aufhalten mußte. Allein welche Religion hat nicht ihre Mythen? Das mehr oder minder macht hier keinen Unterschied; der höhere Grad von Abenteuerlichkeit ist

vielleicht

vielleicht sogar noch weniger schädlich, inwiefern es in eben dem Grade schwerer ist, das vernunftwidrige in den Mythen zu erkennen, in dem es leichter geblieben ist, ihnen einen vernünftigen Sinn zu unterschieben. Uebrigens hat Mohammeds Lehre mit andern Religionen nicht nur mehrere solche Glaubensartikel, sondern auch die Quellen derselben gemein. Alle Religionen haben die Auflösung gewisser Fragen versucht, welche die Vernunft von jeher sich selbst aufgegeben hat — die Fragen: wie sich Allwissenheit Gottes mit Freiheit des Menschen, die Zulassung des Bösen mit der Weisheit und Güte Gottes vereinigen lasse? Daher die Hypothesen vom Ursprung des Uebels, daher die Vorstellungen vom Einfluß guter und böser Geister, daher Türkisches Fatum und unbedingter Rathschluß. Eine andere Quelle von Irrthümern in allen Religionen ist das fruchtlose Streben, den Mangel unsrer Einsichten ins übersinnliche zu ersezen. Eben daher in allen der Anfang des Unstatthaften da, wo die Kräfte unsrer Erkenntniß aufhören, wo die Phantasie an die Stelle der Vernunft tritt. So hat also jede Re-

ligion nur Eine Quelle des Wahren, nur Eine des Irrthums; jede ist wahr, so lang sie das Gebiet der Vernunft nicht überschreitet, und jede irrt, sobald sie diese Gränzen verläßt, sobald sie das unsichtbare anschaulich machen, oder Aufgaben lösen will, die ausser dem Gesichtskreis der Vernunft liegen. Der Wehrt einer Religion wird also entschieden, nicht sowol durch die geringere Anzahl ihrer ungegründeten Glaubensartikel, als vielmehr durch den minder nachtheiligen Einfluß ihrer Glaubensartikel überhaupt auf die Ausbildung der Sittlichkeit, und durch die größere Anzahl von Wahrheiten, welche sie verbreitet. Ob die Mohammedanische Religion in dieser Rüksicht neben andern Religionen eine Stelle verdiene, überlassen wir jezt andern zu entscheiden. — Soviel ist aber aus dem bisherigen einleuchtend, daß glaubig und unglaubig, in dem allgemein angenommenen Sinn, auf irgend eine der vorhandnen Religionen ausschliessend bezogen, mißverstandne und ungültige Begriffe sind, und daß Rechtglaubig in allen Religionen nur derjenige heissen könne, dessen Vernunft von keinem falschen Gott getäuscht ihren eigenen Gese-

gen treu gehorcht; daß Christen und Mohammedaner hier in gleichen Ehren neben einander stehen, und daß also jene bei ihrem heiligen Kriege gerade so weit unrecht hatten, als Religionshaß der Grund dazu war.

Aber erschienen auch so die Mohammedaner den achtmal hunderttausenden, die mit dem rothen Kreuze bezeichnet zur Befreiung des heiligen Landes auszogen? — Menschen sind es, die den Herrn verläugnen, und den Namen Christi schänden; Unglaubige, die den Gesandten des Herrn nicht kennen und einem falschen Propheten anhängen; Unheilige, die Gottes geweihtes Erbe verunreinigen und die heiligste Erde durch Gözendienst entweihen; Ruchlose, die ohne Rührung über die heiligen Orte hinschreiten und ohne Achtung sie zum gemeinen Gebrauch herabwürdigen; Christusfeinde, die den Zugang zum heiligen Grab erschweren, den heissen Andachtseifer der Christen verspotten, und ihren Gottesdienst mit Muthwillen unterbrechen; Barbaren, die nach Christenblut dürsten, und sie an ihren Altären ermorden. Solche Menschen sind es, denen das Erbe Gottes zum Raub, sein Heiligthum zur Beute

geworden ist. Sehet, Christen, das heilige Land, wo Er, der Göttliche, gewandelt, wo Er das Evangelium des Friedens gepredigt hat — Seine und Eure Feinde haben es mit Gewalt an sich gerissen, und erfüllen es mit ihren Gräueln. Hier, wo der Allerheiligste für euch geblutet hat, wo er für euch begraben wurde, wo er für euch gen Himmel gefahren ist, hier wo seine göttliche Gegenwart alles geheiligt hat; hier sind den Gözen Altäre gebaut, hier wird zur Schmach Christi seine allerheiligste Religion verachtet und ihre Verehrer verfolgt, hier wird Er von den Nachfolgern seiner Kreuziger täglich durch neue Laster gekreuzigt. Bald werdet ihr auch die lezten Spuren des göttlichen Gesandten umsonst hier suchen; viele sind schon verlöscht, bald werden die ruchlosen Hände der Ungläubigen auch die übrigen vernichten. Bald werden sie euch von dem Zugang zu euern theuersten Heiligthümern ganz ausschliessen. Ihren falschen Göttern werden sie auch noch diese zutheilen, und euch den Zutritt ganz verwehren. Umsonst werdet ihr euch dann sehnen, eure Sünden am Grabe des Erlösers zu beweinen; umsonst nach der

Seelig-

Seeligkeit schmachten, hier zu wandeln, wo Er mit seinen heiligen Aposteln gewandelt hat, hier eure Seelen in einer lebendigen Gemeinschaft mit ihm zu vereinigen, hier euer Gemüth zu den gottseligsten Gesinnungen zu stärken, eure Brust mit dem Feuer der reinsten Andacht zu beleben! — Könnet ihr gleichgültig diesem Verlust entgegensehen? Könnet ihr gelassen die Entweihung des Heiligsten dulden? Den Feinden Gottes und seines Gesandten könnet ihr das Theuerste das Edelste überlassen? Christen! sind euch Jerusalem und Golgatha nichts mehr? Gelten euch Gethsemane und der Oelberg nichts mehr? So kalt seid ihr gegen das Andenken eures göttlichen Erlösers geworden? Schande und unauslöschbare Schmach dem, der seinen ehrwürdigen Christen-Namen so entehrt! Auf, ihr Christen mit todtem Glauben, denen die Ehre eures Erlösers bisher so wenig wehrt war, auf zu seiner Rache! Abgewaschen die Schandmale, mit welchen unreine Hände das Heiligthum des Herrn befleckt haben, abgewaschen mit eurem Blute! — Ihr seid die Auserwählten, euch gehört das Heiligthum! Mit dem Schwerdt in der Hand fordert es zurück! — Schmerzt

es

es euch, eure Freunde, eure Kinder eure Weiber zu verlassen? Bebet ihr vor der Gefahr? Wisset, daß euch Christus selbst befiehlt! Wehe dem Elenden, dem sein Leben theurer ist als seine Pflicht! Denket daß ihr für den kämpfet, der für euch gestorben ist. Wehe dem Undankbaren, dem der Tod für ihn furchtbar ist! Schrecklich töne der Fluch in die Ohren der Feigherzigen: Wer Vater oder Mutter mehr liebet denn mich, der ist mein nicht wehrt! ——

Man weißt, was diese Gründe gewirkt haben. Schreckliche Szenen von verwüsteten Ländern und verheerten Städten, hunderttausende unsrer erschlagenen Brüder — traurige Opfer ihres Irrthums! — begegnen hier unserm Blik. Lassen Sie uns hinweg eilen von diesen Gründen, die mit Beschämung, und diesen Folgen, die mit Wehmuth den Menschenfreund erfüllen, um bei einem andern Anblick dieser Erscheinung zu verweilen, der uns die Menschheit, selbst in dieser Verirrung, ehrwürdig zeigen muß!

Wir haben gesehen, was die heiligen Heere zum Kampfe rief. Nicht um sich Lorbeeren zu sammeln, und ihren Namen durch kriegerische

Thaten auf die Nachwelt zu bringen, zogen sie aus; nicht um Länder zu erobern, und ein irdisches Reich zu gründen, warfen sie sich den unübersehbaren Gefahren einer langwierigen Reise, den Mühseligkeiten eines furchtbaren Krieges entgegen. Um ein heiliges Land, um ein himmlisches Reich kämpften sie. Nicht die Stimme ihres eigennüzigen Triebes, sondern ein göttlicher Befehl rief sie ins Feld.

In beiden Rücksichten erscheint die Menschheit hier in ihrer höchsten Würde. Achtung für das Gesez ist es, der wir in jeder Handlung unsre Achtung ausschliessend weihen. Der Verstand kann irren, indem er etwas für ein Vernunftgesez hält, das dieser Ehre unwürdig war; aber die Vernunft muß uns immer ehrwürdig sein, die dem Gesez aus reinen Gründen folgt. Die Vorstellung einer Pflicht kann irrig sein; aber der Wille, der sich ihr unterwirft, verdient darum nicht weniger unsre Achtung. Die Handlung des Irrenden, — sobald es nicht eigne Schuld des Irrenden ist, sich nicht über den Irrthum erhoben zu haben — steht an sittlichem Wehrt dem Produkt einer richtigeren Maxime nicht nach. Es

gehört

gehört derselbe Grad von Geistesgröße dazu, für einen Glaubensartikel zu sterben, als für ein Gesez der sittlichen Natur sein Leben aufzuopfern. Sei es auch immer ein bloßes Phantom, für das der Märtyrer sein Blut vergießt; vor dem göttlichen Gericht (auf der Waagschaale der reinen Vernunft) muß sein Opfer für die vermeinte Wahrheit dem für eine wirkliche gleich gelten. Freilich irrten die Christen, als sie das Heiligthum eines Landes mit dem Heiligthum der Religion verwechselten, und die Ehrfurcht, die diesem gebührte, auf jenes übertrugen; freilich war es eine gleich unrichtige Vorstellung, Palästina für heilig, und seine damaligen Bewohner für Unheilige zu halten; freilich zeigt sich in der ganzen Erscheinung überall Schwärmerei und Irrthum. Aber — welches unglückliche Zusammentreffen widriger Umstände diese irrige Vorstellungen auch erzeugt habe — ihnen war doch Palästina jezt das entweihte Heiligthum Gottes; sie glaubten doch, daß Gottes Ehre und die Ehre Christi sie zur Rache auffordere; sie meinten doch, daß es Gottes Sache sei, für die sie eiferten. Dieses Glauben war es, das ihren

Ent-

Entschluß zur Reife brachte; diese Ueberzeugung, die sie zur Schlacht rief; Gott will es haben! das Feldgeschrei, das vor ihnen herschallte. Daß sie diesem Glauben ein so grosses Opfer brachten, ihr Leben für ihre Pflicht wagten, dies verdient unsre hohe Bewunderung. Achtung für den göttlichen Befehl und Achtung für das Gebot ihrer Vernunft diesem Befehl zu folgen treffen hier zusammen, um uns Ehrerbietung gegen die Kraft der sittlichen Natur einzuflößen, die sich in diesem Entschluß so wirksam zeigte. So müßen wir in dieser Begebenheit eine Erscheinung bewundern, die, als Wirkung der sittlichen Vernunft, der Menschheit eben so sehr zur Ehre gereicht, als sie, als Werk des Verstandes, ihr Beschämung verursachen kann.

Auf der andern Seite leitet uns jener Irrthum selbst auf den Gesichtspunkt, aus welchem diese Begebenheit noch merkwürdiger erscheint. Freilich verwechselten jene heiligen Heere die Heiligkeit der Religion mit der Heiligkeit eines Strich Landes. Aber was war es denn, was ihnen dieses Land heilig machte? Ohne Heiligkeit dessen, der darin gewandelt hatte, war das Land nicht

heilig.

heilig. Was galten Golgatha und Gethsemane, der Oelberg und das heilige Grab, ohne Ehrfurcht für den, der darin gelitten hatte? Und was flößte den Christen diese Ehrfurcht ein, wenn es nicht die Ehrfurcht vor der Gottheit war, die ihn gesendet und in deren Namen er gesprochen hatte? Woher aber diese Ehrfurcht vor der Gottheit, als aus dem innersten Heiligthum der menschlichen Natur? — Das, was also der lezte Grund jener so oft verkannten Erscheinung war, ist das ehrwürdigste, was im Menschen ist. So war also der Kampf um das heilige Land nichts anders als Kampf für die Religion und — bei den unzertrennbaren Banden, mit welchen Religion und Sittlichkeit verknüpft sind — Kampf für das edelste, heiligste, das die Vernunft kennt.

In keiner andern Begebenheit der früheren Geschichte hat der menschliche Geist auf einer so hohen Stufe gestanden; selbst nicht in den Thaten der Römer und Griechen — der schönsten und größten, welche wir in der Reihe menschlicher Thaten bewundern. Der Römer, der für die Rechte seines Volkes, der Grieche, der für die Freiheit seines Vaterlandes

streitet, ist mit Recht ein Gegenstand unsrer Bewunderung und unsrer Verehrung. Seinen Vortheil dem Wohl des Ganzen, seine Zwecke dem Zweck des Allgemeinen unterordnen, fordert schon einen nicht geringen Grad von Stärke der Vernunft. Seine Neigung der Pflicht, sein Leben dem Gesez aufopfern, ist der höchste Triumph des menschlichen Geistes. Beides bewundern und verehren wir in jenen edeln und großen Menschen. — Aber wir können doch in jenem nur den Römer, in diesem nur den Griechen bewundern, während wir in jenen Streitern für das Heiligthum Gottes die Menschheit ehren müssen. Die Menschen erscheinen zwar auf den Schlachtfeldern vor Jerusalem und bei Chäronea in einem gleich vortheilhaften Lichte; aber die Menschheit, auf einer merklich höhern Stufe dort, als hier. Bisher waren die Gesezе der Sittlichkeit nur auf das, was man mit Augen sehen, und mit dem Verstande begreiffen konnte, angewendet worden, die Vernunft hatte ihre Gesezе nur an der sinnlichen Welt realisirt. Auf einmal erscheint sie nun — gleichsam durch einen Sprung, der sie über sich selbst erhoben hat —

in einer ganz andern, in einer überſinnlichen Welt, macht hier ihre Geſeze eben ſo wie vorher in der ſinnlichen geltend, und wagt alles das für das überirdiſche Gut, was ſie vorher nur für ein irdiſches gewagt hatte. Dieſe merkwürdige Erweiterung ihres Gebietes, die ſie ſich ſelbſt näher gebracht hat, und ſie von nun an mit ſchnellern Schritten ihrer höheren Vollkommenheit zuführt — dieſe iſt es, die uns dieſe Begebenheit in einem ſo hohen Lichte zeigt. Eine Volksverſammlung zu Rom oder zu Athen, die, durch einen ihrer Redner begeiſtert, mit Einer Stimme dem Feind ihrer Freiheit den Krieg ankündiget, iſt ein großer Anblik — aber eine Million von Chriſten, die, durch Peters Schilderungen von dem Zuſtand ihrer Brüder und ihrer Heiligthümer in Paläſtina erhizt, und durch Urbans Gründe von der Gefahr ihrer Religion in Eifer geſezt, in das allgemeine Feldgeſchrei ausbrechen: Gott will es haben! Gott will es haben! iſt der erhabenſte Gegenſtand, den die Geſchichte bis dahin aufzuweiſen hat, und es iſt ſeitdem, unter allen ähnlichen Begebenheiten, vielleicht allein die Erſcheinung unſrer Tage — der

Kampf für die Rechte der Vernunft — in welcher man einst die Menschheit auf einer höhern Stufe erkennen wird.

Dem hohen Wehrt dieses Entschlusses schadet es nicht, daß seine Ausführung mit allen Erscheinungen einer erhizten Leidenschaft begleitet war, eben so wenig, als daß andere Triebfedern bei seiner Vorbereitung mitgewirkt haben. Wer weißt nicht, daß das, was Peters Kreuzpredigen und Pabst Urbans Concilienreden zur Wirklichkeit gebracht haben, längst schon in andern Umständen als möglich vorhanden war? Ein von den Vorfahren angeerbter Wanderungsgeist, genährt durch einen entschiednen Hang zur Freiheit und zur Raubbegierde, gereizt durch eine schlechte Staatsverfassung, Druk der Despotie, mit seinem ganzen schrecklichen Gefolge, die den Wunsch — verbunden mit einer der Unwissenheit natürlichen Liebe zum Fremden und Wunderbaren, die die Hoffnung — sein Schicksal zu verbessern erzeugte, enthielt schon, als keimenden Saamen, alle die Bedingungen, deren es bedurfte, um bei irgend einer äussern Veranlassung eine solche Erscheinung zur Wirklichkeit zu bringen.

Aber diese Triebfedern wirkten nur verborgen, sie kamen nicht als Gründe in die Handlung des Entschlusses. Die Zuhörer bei der Versammlung zu Clermont wogen nicht die Vortheile, welche dieser Beruf ihnen anbot; nur die Stimme Gottes hörten sie, nur dem göttlichen Befehl wollten sie folgen. Sie handelten jezt nur durch Urbans Gründe überzeugt und nicht durch ihren Eigennuz geleitet. Daß sich Neigung mit der Vorstellung der Pflicht gattet, und mit dieser auf Einen Zweck wirkt, bestimmt den Wehrt einer pflichtmäßigen Handlung nur in so fern, als dieser von dem größern oder kleinern Kampf abhängt, den die Vernunft für die Vollstreckung ihres Gesezes zu kämpfen hat. Nicht das, was im Hintergrunde verborgen mitwirkt, kann bei der Würdigung eines Entschlusses in Betrachtung gezogen werden, sondern nur die Gründe, die dabei im Bewußtsein vorgekommen sind. Mögen immerhin die angeführten Umstände dem Kreuzfahrer seinen frommen Entschluß erleichtert haben; durch die Triebfeder seiner Andacht kam er doch nur zur Wirklichkeit, und in dem Augenblik, da er ihn

faßte, dachte er weder an die Reiche, die er dort erobern wollte, noch an die Vortheile, die er dabei zu ärndten hätte. — Es ist wahr bei der Ausführung des Entschlusses sieht man alle Arten menschlicher Leidenschaften beinah als die einzigen Triebfedern. Allein die Begierde zu erobern erblikt man doch immer auf gleichem Wege mit der Sehnsucht, das Heiligthum des Herrn zu besizen; neben dem Wunsch sich irdische Reiche zu erringen, zeigt sich das Verlangen dem himmlischen näher zu kommen; neben dem Streben nach den Reichthümern der Feinde, das fromme Sehnen nach den heiligen Schäzen die bei dem Grabe Christi bewahrt wurden. Das reinste Produkt der Vernunft bleibt nicht ganz rein von den Einflüssen des eigennüzigen Triebes; immer wird dieser an die Zwecke der Vernunft seine Vortheile anzureihen wissen, die alsdenn unvermerkt wieder als Triebfedern mitwirken, und die die Vernunft sich erlaubt, so bald sie nicht unerlaubt an sich selbst sind, und auf Einem Wege zu ihrem Zwecke führen. So scheinen auch die Kreuzfahrer sich die zeitlichen — freilich oft sehr unerlaubten — Vortheile, die sie lauf dem

Wege zu ihrem höchsten Zweck fanden, als Nebenzwecke erlaubt zu haben, die als Mittel zu jenem höhern führten. Wenigstens ist soviel gewiß, daß ihnen bei dem Trachten nach irdischen Gütern das Ringen nach dem himmlischen Kleinod Haupt-Triebfeder und Haupt-Zweck geblieben war.

Doch man suche immer alle Fleken auf, die den Glanz dieser merkwürdigen Begebenheit verdunkeln; man häufe noch so sehr die gegründeten Beschuldigungen gegen die Ausführung dieser grossen Unternehmung; man erhebe noch so sehr die schwachen Seiten, von welchen sich die Menschheit dabei gezeigt hat: immer wird man doch gestehen müßen, daß die menschliche Vernunft sich hier auf einer Stufe ihrer Entwiklung zeige, auf der sie vorher nie erschienen war. Immer wird es eine denkwürdige Erscheinung in der Geschichte des Menschen bleiben, daß er alles, was für ihn allein Realität hat, einer bloßen Idee aufopfern konnte, die für ihn keine andre Wirklichkeit hatte, als die ihr seine Einbildungskraft in der wirklichen Welt angewiesen hatte. Es ist ein herzerhebender Anblik, die Macht der Vernunft an einem so großen Beispiel erwiesen zu sehen; ein ehrenvoller

voller Triumph für die Menschheit, daß Menschen ihr Leben für ihre Pflicht, ihr Theuerstes für ihr Heiligstes, das zeitliche für das ewige wagen, und für ein Gut, das noch kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, alles aufopfern, was die Erde wirkliches darbietet. —

Wir haben etwas lange bei dieser Ansicht des Ganzen verweilt, ich glaube aber, keine Entschuldigung deswegen zu bedürfen, indem der Gegenstand, sowohl an sich, als auch in Beziehung auf unsre Geschichte, wichtig ist. — Ganz von demselben Geiste beseelt, ganz von denselben frommen Gesinnungen begeistert, ganz denselben Grundsäzen getreu, treten mitten auf dem großen Schauplaz, den wir eben kennen gelernt haben, unsre Helden auf. Alles, was wir bisher von jener großen Begebenheit im allgemeinen gesagt haben, gilt auch von diesem merkwürdigen Theile jenes Ganzen. Von denselben Gesinnungen erzeugt, aus denselben Umständen geboren, zeigen diese Ritter dem Beobachter auch dieselben Erscheinungen, die er an den Kreuzfahrern bedauert oder bewundert hat, und das Ganze stellt sich hier in dem Besonderen, nur durch den

eigenthümlichen Geist seiner Glieder und seiner Verbindung anders modificirt, seinem Blicke wieder dar. Wir finden aber in dem Orden selbst ein sonderbares Gemisch von Religiosität und Heroismus, von Andachtseifer und kriegerischem Geiste, von allgemeiner Menschenliebe und Religionshaß, von Heldenmuth und von stiller Tugend, so wie sie überhaupt zwei an sich widersprechende Bestimmungen, ihre ursprüngliche und ihre nachfolgende, zu Einem Zwecke in sich zu vereinigen wußten. Armen- und Krankenpflege war ihre erste Bestimmung, Bekämpfung der Unglaubigen ihre zweite; Beförderung ihrer Religion bei beiden ihr Zweck. Jene rief sie zu Handlungen stiller Größe, diese führte sie zu großen Thaten auf einem weiten Schauplaz; Liebe zu ihren Glaubensbrüdern leitete sie zu beiden. Den frommen Pilgrimmen, die zum Grabe Christi wallfahrteten, eine sichere Freistatt, den ermatteten einen Ruheplaz, den Kranken einen Zufluchtsort zu verschaffen, den Zugang zum heil. Grabe zu erleichtern, war der Zweck ihrer ersten Verbindung. Der Geist der Zeiten, der nach dem ersten Kreuzkriege mehrere europäische Hel-

den in diese andächtige Gesellschaft führte, änderte eben dadurch den Geist dieser großmüthigen Krankenwärter, die bisher unbekannt in stiller Größe bloß ihrer religiösen Pflicht gelebt hatten, und machte aus diesen heldenmäßigen Glaubigen glaubige Helden. Sie, die bisher das heil. Grab nur gehütet hatten, erschienen nun auf einmal mit dem Schwerdt in der Hand, es aus den Händen der Unglaubigen zu entreissen. — Große Menschen sind es, die hier auf den Schauplaz treten, gleich an Größe den ersten Helden unter Griechen und Römern, größer als diese durch die Quelle ihrer Heldenthaten. — Ihre Thaten selbst mögen für sie sprechen!

Erstes Buch.

Seit Mohammeds Erscheinung, in einem Zeitraum von ungefehr 400 Jahren, hatte die Christenheit manche blutige Wunde erhalten, manchen heißen Kampf gestritten. Keine Wunde aber schmerzte sie tiefer, als der Verlust des gelobten Landes und der Stadt Jerusalem. Von jenem Zeitpunkt an, wo die christliche Religion unter Konstantin dem Großen neues Leben bekommen hatte, und eigentlich die herrschende geworden war, hatte Jerusalem nie aufgehört das Ziel der feurigsten Wallfahrten zu sein. Griechen und Lateiner strömten voll seligen Vertrauens dahin, um auf dem Grabe des Erlösers ihr beschwertes Gewissen zu erleichtern; welches ihnen um so leichter ward, da die zwischenliegenden kaiserlichen Länder ihnen freien Zugang sicherten. Die

grau-

grausamen Befehdungen der Nachfolger Mohammeds entrissen ihnen diesen Trost zum Theil gänzlich. Die Unglaubigen verehrten zwar Jesum als einen großen Propheten; aber der Geist der Barbarei wirkte zu lebhaft in ihnen, als daß sie die Wallfahrten nach seinem Grabe nicht als eine ergiebige Goldquelle für die Befriedigungen ihrer Habsucht hätten benuzen sollen. So bald sie in Palästina festen Fuß gefaßt hatten, erschwerte den europäischen Nationen ein lästiger Tribut den Zutritt zu der heiligen Stadt, ohne jedoch ihren brennenden Andachtseifer auszulöschen. Drei volle Jahrhunderte hindurch war Jerusalem noch immer der Mittelpunkt des Zusammenflusses von Nationen aus allen Gegenden Europas, die Haab und Gut, Glück und Leben aufs Spiel sezten, um ihr Gewissen auf dem Grabe des Erlösers zu erleichtern. Gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts räumten endlich die ägyptischen Kalifen ihren Unterthanen, den griechischen Christen einen sichern Niederlassungsort in Jerusalem ein; um sie aber nicht mit den Muselmännern in Verbindung zu bringen, mußte ihnen der Gouverneur daselbst eine besondere Ge-

gend

gend unweit dem heil. Grabe zum beständigen Aufenthalt anweisen.

Nachdem die glänzenden Siege Karls des Großen seinem unsterblichen Ruhm bis in den Mittelpunkt Asiens den Weg gebahnt hatten, öffnete sich auch dem Andachtseifer der lateinischen Christen eine günstigere Aussicht in Palästina. Harun Al Rasched, der größte Fürst, den Arabien auf dem Thron erblickte, hatte den Siz seiner Herrschaft nach dem Beispiel seines Aeltervaters, Al Mursur's, in Bagdad aufgeschlagen. Karls erhabener Geist hatte auf diesen Monarchen eine so tiefe Wirkung gemacht, daß er aus Achtung gegen ihn, den lateinischen Christen eine eigne Wohnung zur Aufnahme der Pilgrimme ihrer Nation in Jerusalem verstattete. Da aber nach dem Tode des Kalifen und seiner ersten Abkömmlinge die Erben Karls durch Schwäche des Geistes und der Waffen die Glorie des Teutschen Throns verdunkelten, so sank auch die Achtung der orientalischen Fürsten gegen die Abendländer in eben dem Grade zurück, als sie vorher gestiegen war. Die Unterthanen der teutschen Kaiser drückte der unangenehme Einfluß dieser Verän-

derun-

derungen am härtesten. Man entriß ihnen alle Privilegien zu Jerusalem, verschloß ihnen den Zutritt daselbst; kaum daß sie, nach dem Beispiel andrer europäischer Nationen, um einen harten Geldpreis die Erlaubniß bekamen, Tags über jene Gegenden zu besuchen, die der Erlöser durch seine Gegenwart geheiligt hatte; auf ein Nachtquartier in der Stadt selbst durften sie sich, ohne die äusserste Lebensgefahr, durchaus keine Rechnung machen. Die Muselmänner hatten schon von Natur zu viel Abscheu vor allem, was den Namen eines Christen führte, um ihnen Zutritt in ihre Häuser zu verstatten; und den Griechen waren sie seit der Spaltung beider Kirchen eben so verhaßt, als den Arabern und Sarrazenen.

Gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts unternahmen es endlich verschiedene italienische Kaufleute, die das unfreundliche Betragen beider Nationen erfahren hatten, den europäischen Pilgrimmen auf immer einen sichern Zufluchtsort in der heiligen Stadt zu verschaffen, wo sie weder den schwärmerischen Enthusiasmus der Mohammedaner, noch den bittern Haß der schismatischen Griechen befürchten durften.

Diese

Diese Kaufleute stammten aus Amalphi, einer Stadt im Königreich Neapel, die damals der Bothmäßigkeit der griechischen Kaiser unterworfen war. Ihre ausgebreiteten Geschäfte nöthigten sie jährlich eine Reise nach Egypten zu machen. Reiche Waaren und andere künstliche Arbeiten, die sie aus Europa dahin brachten, öffneten ihnen bald den Zutritt am Hofe des Kalifen. Durch wiederholte kostbare Geschenke gewannen sie die Gunst des Kalifen in einem so hohen Grade, daß er ihnen endlich ohne Schwierigkeit die Erlaubniß ertheilte, in Jerusalem unweit dem heiligen Grabe eine besondere Herberge für die lateinischen Christen anzulegen. Ueberdem mußte ihnen die Regierung daselbst so viel Land einräumen, daß sie eine eigne Kapelle zum Behuf der Andachtsübungen errichten konnten. Diese leztere nennte man nachher die heilige lateinische Marienkapelle, zum Unterschied von den Kirchen der Griechen. Die gottesdienstlichen Verrichtungen übertrug man den Benediktinern. Ohnweit ihrem Kloster wurden zwei andre Gebäude zu Herbergen für die Pilgrimme beiderlei Geschlechts aufgeführt, in welchen Gesunde und Kranke

ver-

verpflegt werden sollten. Jedes von diesen Gebäuden bekam in der Folge seine besondere Kapelle, wovon die eine dem heil. Johannes dem Armenpfleger, die andre der heil. Magdalene gewidmet ward.

Viele abendländische Christen, von christlicher Liebe und Religionseifer beseelt, faßten den Entschluß, ihrem Vaterland auf immer zu entsagen, um sich in dieser heiligen Wohnung der ununterbrochenen Pflege der Pilgrimme und Kranken zu widmen. Während sich nun die ersterwähnten Kaufleute aus Almalphi ein eignes Geschäft daraus machten, jährlich soviel Almosen in den italienischen Staaten einzuziehen, als die Unterstützung ihres frommen Instituts erforderte, verwandten die Benediktiner alles für die Erhaltung der großmüthigen Krankenwärter.

Und hier haben wir den Ursprung des edeln Maltheserordens, der in jenen früheren Zeiten seines Daseins den Namen des Johanniterordens führte; eines Ordens, der durch seine wohlthätigen Tugenden ein glänzendes Licht über das Jahrhundert seiner Entstehung verbreitete; — eines Ordens, dessen erhabne Thaten

noch

noch durch Jahrtausende hindurch ein schönes, großes Denkmahl des edeln Einflusses der christlichen Religion bleiben wird. Gastfreiheit und Menschenliebe waren die Triebfedern seiner Existenz, die Früchte seiner Fortdauer. Unter dem Flügel dieses Ordens fand die bedrückte Menschheit eine sichere Zuflucht vor Grausamkeit und Verfolgungssucht, Trost und Linderung ihres Elends, Befriedigung ihrer wesentlichsten Bedürfnisse, Nahrung für die frommen Wünsche des Herzens. Hier umarmte der verlassene Pilger einen Freund, hier fand der Unglückliche einen wirksamen Theilnehmer seines Schicksals, der kranke, langsamhinsterbende ein stilles friedliches Ende, fern von dem Geräusche der Welt, — näher seinem Erlöser, seinen Erwartungen jenseits.

Aber auch ihm ward das gewöhnliche Schicksal jeder großen Unternehmung zu Theil. Wie ein zweiter Herkules mußte er in der Blüthe seiner Existenz mit Ungeheuern kämpfen, die ihm ewigen Haß und Untergang geschworen hatten.

Siebenzehn ruhige Jahre waren verflossen, und Jerusalem war glücklich — glücklich durch den

Seegen

Seegen der Wohlthätigkeit. Plözlich umwölkte sich der friedliche Himmel und die heilige Stadt zitterte vor den nahenden Stürmen des Kriegs. Die Turkomannen brachen in das Herz von Palästina ein, überraschten Jerusalem und erwürgten die Besatzung des Kalifen. Die Vornehmen und Bürger erfuhren kein besseres Schicksal, die meisten wurden erdrosselt, viele auf andere Art hingerichtet; das Hospital des heil. Johannes ward geplündert, selbst das heil. Grab wäre nicht verschont geblieben, wenn der Eigennuz der Tyrannei nicht Einhalt gethan hätte. Der reiche Tribut der abendländischen Wallfahrten durfte nicht verloren gehen. Die Barbaren wußten es zu gut, daß der fromme Pilgrim sich über jede Widerwärtigkeit, über jedes Hinderniß hinwegsezte, um dieses Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Hatte man ihn vorher gedrückt, so drückte man ihn jezt doppelt; die alten Forderungen wurden nicht nur erneuert, sondern auch sogar vermehrt. Ueberdies trieb man sie mit der größten Härte ein, und versagte dem müden Waller demungeachtet die Bedingungen des lästigen Vertrages nicht selten gänzlich. Weder das Elend der Un-

glücklichen, die all' das ihrige auf der langen, beschwerlichen Reise zugesezt, oder durch Plünderung verloren hatten, noch das jammernde Winseln der Siechen und Sterbenden, die ihre lezten Kräfte im offenen Felde, vor den Thoren Jerusalems, mit der unbefriedigten Sehnsucht ihrer heißen Wünsche aushauchten — nichts erschütterte die Hartherzigkeit der Barbaren.

Diese grausame Behandlung konnte nicht ohne Wirkung bleiben. Diejenigen, welche ihre glückliche Konstitution, oder zufällige Umstände dem nahen Untergang entrißen, verbreiteten die traurigsten Schilderungen ihres ausgestandenen Elends in Europa, und gewannen das Interesse aller frommen Christen, die jezt mehr, als jemals empfanden, wie erniedrigend es für ihren politischen Ruhm und die Ehre ihrer Religion sein würde, wenn sie ähnliche Vorfälle mit gleichgültigen Augen ansähen, und das heil. Land in den Händen der Unglaubigen zurückliessen.

Aber was vermochte ihr kraftloser Eifer gegen die unzähligen Hinderniße, die sich ihnen entgegenwarfen? — Die Macht der Barbaren war überwiegend, der griechische Kaiserthron entnervt,

die

die europäischen Fürsten zu weit von dem Schauplaz jener Gewaltthätigkeiten entfernt, zu sehr in Gährung untereinander selbst; überall herrschte Unentschlossenheit, überall Muthlosigkeit und Bestürzung, nirgends wahre Tapferkeit, nirgends wirksame Thätigkeit — kurz man verzweifelte an dem Entwurf, die Unglaubigen unter das Joch zu werfen. Durch Vorstellungen dieser Art erschwerte der Wankelmuth des großen Haufens eine Unternehmung, die allein auf Entschlossenheit beruhte, nur noch mehr — bis endlich der despotische Eigennuz eines Pabstes und die blinde Schwärmerei eines Mönchs das kühne Werk vollendete, woran die einzelnen Kräfte von ganz Europa vergebens gearbeitet haben würden.

In kurzem stand der kühne Entschluß, Palästina den Händen der Unglaubigen zu entreissen, zum Erstaunen Europa's und des Orients, gewaffnet da. Urban II und Peter der Einsiedler waren die Triebfedern. Voran wehte die Fahne des Kreutzes, hinter ihr erhob sich ein unübersehbares Heer; unter dem wüthenden Geschrei: „Gott will es haben!" wälzte es sich mit immer wachsender Größe von Frankreich

aus: fast über alle Staaten der Christenheit, und zeigte das lächerlichste Gemisch von habsüchtigen Bettlern, zügellosen Vagabunden, ekelhaften Schwärmern, feilen Buhlschwestern, neugierigem Pöbel, zärtlichen Weibern, und tapfern, ruhmvollen Kriegern.

Raimund von Gilles, Graf zu Toulouse, ein wackrer Held und erster Kreuzbruder, von dessen Thaten schon Alphons II im Kampfe gegen die Araber und Sarrazenen Zeuge gewesen war, — Hugo der Große, Bruder Philipps I Königs von Frankreich — Robert, Herzog der Normandie, Bruder Wilhelms des Rothhaarigen, Königs von England, — Robert, Graf von Flandern, — Stephan, Graf von Chartres und Blois, — Gottfried von Bouillon, Herzog von Lothringen und Brabant, mit seinen Brüdern Eustache und Balduin — Dies waren die Helden, die es sich vorgenommen hatten, Blut und Leben für die Ehre der christlichen Religion dahin zu geben. Ihnen folgte noch eine unzählige Menge anderer Fürsten und Herrn, größtentheils Vasallen der französischen Krone, die Hab und Gut, Schlösser

und Ländereien verpfändeten, um den Kosten der Ausrüstung beizusteuern. Auch Bohemund, der tapfere Sohn des braven Guiskard, gesellte sich ihnen mit einem ansehnlichen Gefolge bei.

Unter allen diesen Fürsten fand sich jedoch kein einziger europäischer Monarch, keiner, dessen Ansehen, dessen Nachdruck vermögend gewesen wäre, das Ganze auf einen steten Zweck zu lenken, die Tapferkeit der Helden anzufeuern, wo es galt, Trotz und willkührliche Gewaltthätigkeit, Leidenschaft und Zügellosigkeit zu demüthigen. Heinrich II, von dessen Tapferkeit und Politik man alles erwarten durfte, saß damals auf dem teutschen Kaiserthron. Sein Geist, sein Arm, würde die Unternehmung glücklich beseelt haben, aber seine Streitigkeiten mit dem päbstlichen Stuhl erlaubten ihm nicht, seine Staaten zu verlassen, und hinderten ihn etwas großes zu unternehmen, so lange noch der geistliche Despotismus seinen Ehrgeiz und seine Gewalt in den Fesseln des Bannfluchs gefangen hielt. Die übrigen Monarchen Europa's waren mit der Befestigung ihres eignen Throns beschäftigt, theils gegen rebel-

lische Bundsgenossen und feindselige Nachbarn, theils gegen eroberungssüchtige Barbaren.

Auf den Ebenen Konstantinopels, dem allgemeinen Versammlungsplatze, lagerten sich die Kreuzheere zu nicht geringem Erstaunen des griechischen Kaisers, Alexius Komnenus, der vor den Folgen einer Unternehmung zitterte, die seinem eigenen Thron gefährlich werden konnte. Schon ehedem hatte er die Waffen der Lateiner empfunden, als der tapfere, unbiegsame Bohemund sich ihm entgegensezte. Aber seine künstliche Verschlagenheit, seine glückliche Geistesgegenwart, die ihn schon so oft aus den drohendsten Gefahren gerettet hatten, verliessen ihn auch hier nicht. Schnell verbarg er seine Bestürzung unter der Maske der Freundlichkeit und der Schmeichelei, suchte durch tausend Gefälligkeiten das Vertrauen der Heerführer zu gewinnen, sandte Geschenke und Erfrischungen bis zum Ueberfluß ins Lager, versah die Truppen mit allen möglichen Bedürfnissen, machte sich sogar anheischig, seine Flotte mit der Kreuzflotte zu vereinigen, sie bis an die Thore von Jerusalem mit Lebensmitteln zu unterstüzen, und ihnen bei erster Gelegenheit selbst an

der

der Spize seiner Macht im Kampfe mit den Ungläubigen beizustehen.

Die Kreuzfahrer, hingerissen von den glänzenden Versprechungen des Kaisers, machten sich aus Dankbarkeit verbindlich, Nizäa, als den ersten Gegenstand ihrer Unternehmungen, wieder an die griechische Krone zu bringen, oder ihm doch wenigstens befriedigenden Ersaz dafür zu verschaffen, und bekräftigten ihre Versicherungen durch einen feierlichen Eidschwur. Sie erfüllten ihr Versprechen redlich, waren aber demungeachtet nicht vermögend, das Mißtrauen des Alexius zu bezwingen, der in den schnellen Fortschritten ihrer Waffen nur desto mehr Nahrung für seine Besorgnisse fand. Kaum bestätigte sich die Eroberung von Nizäa durch die Uebersendung der Gemahlin des Sultans nebst ihren Kindern, so war der Kaiser auch schon entschlossen, diesen unvermutheten Vortheil zu seiner völligen Sicherheit gegen die Eroberer zu benutzen. Zu dem Ende schickte er dem Sultan nicht nur die Gefangenen mit Freundschaftsversicherungen zurück, sondern wandte alle ersinnlichen Mittel dazu an, ihn in sein Interesse zu locken, und ihn zu einem

gemeinschaftlichen Bund gegen die Kreuzfahrer zu bereden; welches ihm auch glücklich gelang. Von jezt an behandelte er die Lateiner völlig als Feinde und treulose Rebellen, war aber schlau genug, sein Vorhaben geheim zu halten, und jede boshafte Unternehmung durch die Maske der Verstellung zu beschönigen. So ließ er seine Truppen in beständiger Entfernung hinter den Kreuzfahrern herschleichen, unter dem Vorwande, die Arrieregarde vor unvermuthetem Ueberfall zu decken, da er sie doch in der That nur zu heimlichen Beobachtern und Meuchelmördern angestellt hatte, mit dem ausdrücklichen Befehl, alle diejenigen, welche sich zu weit von der Armee entfernten, um Lebensmittel oder Fourage aufzutreiben, ohne Barmherzigkeit niederzuhauen.

Die Kreuzfahrer, welche bis jezt nicht das Geringste von den schändlichen Absichten des Kaisers auf ihren Untergang geahnet hatten, sezten ihren Zug durch Palästina siegreich fort, eroberten Antiochien, Tarsus, Edessa mit stürmender
1099. Hand, und langten voll froher Erwartungen vor Jerusalem an. Auch hier unterstüzte die weise Tapferkeit ihres Anführes, des Herzogs von

Bouillon, ihren Muth und krönte die Unternehmung mit glücklichem Erfolg. Die Ungläubigen erlagen der Uebermacht der Feinde, Jerusalems Besiz krönte die frommen Wünsche der Christenheit nach einer kurzen Belagerung. Alles ward niedergehauen, alles ein Opfer der Rache, die Stadt schwamm in Blut; die Sieger taumelten über Haufen der Erschlagenen nach dem Tempel des heiligen Grabes zu, stimmten ein feuriges Danklied zur Ehre des Erlösers an, und sezten dem erhabenen Gottfried die königliche Krone auf.

Voll von edlen Entschlüssen eilte Gottfried, unter dem bescheidnen Titel eines Beschüzers vom heil. Grabe, an die Regierungspflege seines neuen Reichs.

Unterdessen hatte sich der Kalif von Egypten, dem die Eroberung von Jerusalem noch unbekannt war, gewaffnet, und rückte an der Spize einer mächtigen Armee zum Entsaz herbei. Kaum war das Gerücht von seiner nahen Ankunft erschollen, so raffte Gottfried seine zerstreuten Kräfte zusammen, warf sich dem Feind muthig entgegen, schlug seine Armee in die Flucht, und

kehrte mit neuen Lorbeern gekrönt in die Hauptstadt zurück. Zum Denkmal dieses und des vorhergehenden Sieges stiftete er sowol in der Kirche des heil. Grabes, als auch in der Kirche des Salomonischen Tempels ein lateinisches Dohmkapitel, dessen Mitglieder sich der Regel des frommen Augustins unterwarfen.

Schon längst hatte Gottfried von den wohlthätigen Anstalten der Johannisbrüder gehört; aber die Sorge für die Sicherheit seines Reichs hatte ihn bisher verhindert, sie selbst in Augenschein zu nehmen. Jezt begab er sich mit einem Gefolg von Edlen und Kreuzrittern in das neuerrichtete Hospital, wo er von dem ehrwürdigen Gerard mit tiefer Ergebenheit empfangen ward.

Dieser Gerard stammte aus der Insel Martigues in Provenze, war als Pilger nach Jerusalem gezogen, und hatte nach einem kurzen Aufenthalt daselbst, hingerissen von dem Beispiel der gastfreien Johanniter, den Entschluß gefaßt, als Mitglied in ihre Gesellschaft zu treten, zu eben der Zeit, da eine edle Römerin, Namens Agnes, der Stiftung für die weiblichen Pilgrimme vorstand.

In dem Johannishospital wurden Griechen und Lateiner ohne Ausnahme aufgenommen und bewirthet. Sogar die Mohammedaner genossen Almosen daselbst, und alle Einwohner der Stadt ohne Unterschied der Religion betrachteten Gerard als den gemeinschaftlichen Vater aller Hülflosen und als Beschüzer aller Bedrükten in der Stadt.

Gottfried erstaunte, eine so große Anzahl Kreuzfahrer hier anzutreffen, die man nach der Einnahme der Stadt verwundet hieher gebracht hatte, um ihnen die erforderliche Pflege und Unterstüzung angedeihen zu lassen. Alle priesen die milde und unermüdete Sorgfalt der Johanniter in den rührendsten Ausdrücken der Dankbarkeit.

Als einen schönen Zug der Gastfreundlichkeit dieser Männer erzählt der berühmte Kardinal von Vitri, daß die Johanniter auf ihren eignen Tisch Brod aus Kleien und anderm groben Mehl gesezt hätten, um den Kranken und Verwundeten das feinere aufzusparen.

Solche erhabne Beispiele der Großmuth reizten eine Menge junger Edelleute zur Nachahmung. Sie entschlossen sich, in ihr Vaterland nicht mehr zurück zu kehren, sondern sich dem Dienst der

Pil=

Pilgrimme und Kranken in dem Johanniterstift zu widmen.

Raimund dü Puy, aus Dauphine; Dudon von Comps, sein Landsmann; Gastus oder Castus, dessen eigentliches Vaterland und Herkommen ungewiß sind; Kono von Montaigu, aus der Provinz Auvergne, und andere, welche in dem Verfolg dieser Geschichte noch auftreten werden, waren unter dieser Anzahl. Gottfried verlor zwar in allen diesen Männern tapfere, sichere, dauerhafte Stüzen seiner Macht; aber das Gefühl der Menschlichkeit und Großmuth erlaubte ihm nicht, ihren edlen Entschliessungen das geringste Hinderniß entgegen zu stellen. Und gewiß, hätte ihn nicht das politische Interesse seines Reichs an der Spize der Armee zurückgehalten, er würde keinen Augenblik gezögert haben, ihrem Beispiel zu folgen. Um indeß nicht ganz ein unthätiger Augenzeuge ihrer Wirksamkeit zum Besten der leidenden Menschheit zu sein, schenkte er dem Orden die Herrschaft Montboire mit allen zugehörigen Besizungen, die ehemals einen Theil seiner Einkünfte in Brabant ausgemacht hatten. Die mehresten Fürsten und

Herren,

Herren, welche Gottfrieds Fahne nach Asien gefolgt waren, wetteiferten jezt, einander in gleichen Schenkungen zu übertreffen; und in kurzer Zeit sah sich der Orden mit einer beträchtlichen Anzahl von Ländereien und Besizungen, sowohl in Palästina als in Europa bereichert.

Alle jene Schenkungen waren in den Händen des frommen, menschenfreundlichen Gerards ein heiliges Kapital zur Unterstüzung der Armen und Leidenden. Bis jezt hatte Gerard nur das Ansehen eines gewöhnlichen Vorstehers behauptet, und die Gesellschaft, an deren Spize er stand, glich einer jeden andern willkührlichen Verbindung zu gewißen, bestimmten Zwecken. Von dieser Zeit an erwachte aber der Wunsch in ihm, die Gesellschaft, deren fromme Unternehmung der Himmel selbst zu begünstigen schien, auf einen bestimmten Fuß zu sezen, und ihre Thätigkeit durch eine wirksame, dauerhafte Triebfeder zu unterstüzen. Sobald der Vorsaz in seiner Brust zur Reife gelangt war, schritt er an das Werk selbst, versammelte alle gegenwärtigen Brüder und Schwestern, die sich theils in der Herberge des heil. Johannes, theils in dem neulich errichteten

Stifte

Stifte aufhielten, und forderte sie auf, ihrer bisherigen Verbindung unter sich durch eine gesezmäßige Form eine bleibende Dauer zu geben, und eine Ordenskleidung zu wählen. — Der Vorschlag drang durch; und von jezt an gewann die fromme Gesellschaft das Ansehen eines Ordens, der unter der Benennung des Johanniterorden's noch geraume Zeit hindurch in Jerusalem fortdauerte.

Gerard.

Das bestimmte Ordenskleid bestand nach Gerards Anordnung in einem einfachen schwarzen Gewand, auf dessen linker Seite ein Kreuz von weissem Tuche mit acht Punkten angeheftet war. Der Patriarch von Jerusalem legte den Brüdern und Schwestern des Ordens dieses Gewand eigenhändig an, und empfieng am Fuße des heil. Grabes von ihnen die drei Religionsgelübde.

Einige Jahre nachher bestätigte Paskal II, der damals auf dem päbstlichen Stuhl saß, diesen Orden öffentlich durch eine Bulle, sprach das Ordenshaus zu Jerusalem, so wie alle davon abhängigen Güter in ganz Europa, von dem Tribut der Zehenden frei, gab allen bisherigen und zukünftigen Schenkungen gesezliche Kraft und erklärte

klärte mit nachdrücklichen Worten, daß, nach dem Ableben des frommen Gerards, den Ordensbrüdern einzig und allein das Recht zukommen sollte, ein Oberhaupt an ihre Spize zu stellen, ohne, daß irgend eine weltliche oder geistliche Macht sich an diesem Vorrechte vergreifen dürfte. Gerard.

Seitdem die Wohlthätigkeit der Johanniter eine neue Triebfeder erhalten hatte, und Gottfrieds weise Politik den Thron bewachte, schien der Friede wieder mit dauerndem Seegen seinen Flügel über das Land zu verbreiten, und Gewerb und Künste drängten sich mit jugendlicher Kraft hervor. Der Krieg war geendigt, die Kreuzbrüder hatten ihr Gelübde erfüllt, vor ihnen lag das kühne Werk ihrer Tapferkeit in blühender Hoffnung, und von fern zogen die goldenen Bande des Vaterlandes und der Liebe gewaltsam an ihrem Herzen. Die Schaaren versammelten sich, die See wimmelte von Schiffen; hiehin und dahin flog den geliebten vaterländischen Ufern der kleine Ueberrest des ersten Kreuz-Heeres zu.

So gern, so sehnsuchtsvoll diese den Schauplaz verliessen, wo Tausende ihrer Brüder den

Unter-

Gerard. Untergang gefunden hatten, so sehr sträubte sich die Eroberungssucht einiger Fürsten und Heerführer dagegen. Noch war ihre Absicht nicht erfüllt, kühne Hoffnungen forderten noch mehr blutige Szenen, stolze Aussichten ermunterten ihre Thätigkeit. Einen Thron zu erringen waren sie hergezogen, ihn zu gewinnen, die Gunst des Zufalls zu erhaschen, mußten sie ausdauern. Gottfried, der ihre geheimen Absichten nicht argwohnte, schrieb ihre Standhaftigkeit einem glücklichen Religionseifer zu, und suchte ihre Gegenwart, die er als sichere Stüzen seiner politischen Kraft ansah, durch Lehnsbesizungen zu befestigen. Bei dieser Gelegenheit fiel unter andern das Fürstenthum Edessa an Baldwin, Gottfrieds Bruder, Antiochien an den tapfern Bohemund. Nach und nach wurden die Lehnsbesizungen noch allgemeiner, und der politische Nachdruck, der vorher in der Majestät eines Einzigen vereinigt war, zertheilte sich in mehrere einzelne Zweige. Die ersterwähnten Heerführer hatten so, wie die übrigen alle, ansehnliche Gefolge von Rittern und Edlen nach Palästina gezogen; da ihnen nun viel daran lag, ihre

kriege-

kriegerische Stärke aufrecht zu erhalten, so wand- Gerard.
ten sie alle ihre Autorität dazu an, den Vornehm-
sten von ihnen bei Hofe gewiße bestimmte Fonds
zu ihrer ferneren Subsistenz auszuwirken, und
so riß der gutherzige Gottfried eine Herrschaft,
ein Besizthum nach dem andern von seiner Kro-
ne ab, belohnte die Werkzeuge des Ehrgeizes und
der Herrschsucht für angemaßte Thaten, und
schwächte dadurch den Umfang seiner Macht schon
in der ersten Blüthe.

Die Rückkehr der heimgezogenen Pilgrimme war ein Jubelfest für Europa. Ueberall verbreitete sich mit ihnen der Ruhm der Johanniter; ihre milde Stiftung, ihre grenzenlose Freigebigkeit war ein mächtiger Sporn für die Christen dieses Jahrhunderts. Mehr, als alles dieses wirkte die glückliche Eroberung Jerusalems auf die Gemüther. Ein heiliger Stolz, die Fahne des Christenthums mitten in Asien, unter dem Fanatismus des Islams aufgepflanzt zu sehen, belebte den Muth von Tausenden. Der Geist der Wallfahrten ergriff die Menge. Aus allen Ständen und Klassen, vom angesehensten bis zum niedrigsten herab, strömten Schaaren von Men-

Gerard. schen nach Asien über; die Häfen wimmelten von Schiffen, Jerusalem von Pilgrimmen, die mit schwärmerischer Begeisterung sich um das heil. Grab versammelten, um sich über seine glükliche Befreiung aus den Händen der Unglaubigen zu freuen. Alle fanden in dem Johannishospital eine sichere Freistatt, Pflege und Unterhalt bis zu ihrer Abreise.

Diese Ebbe und Flut von Christlichen Wallfahrten dauerte ununterbrochen fort, und brachte das halbe Europa nach Asien über. Ihre nächsten Folgen waren indeß sehr ersprießlich für den neuentstandenen Orden, dem von allen Seiten reiche Besizungen und Schenkungen aller Art zufielen. Die Bande seiner Vereinigung mit dem Abendlande waren so verflochten, so unzählich, daß fast keine einzige Herrschaft davon ausgeschlossen blieb. In jeder fanden sich Besizthümer, aus denen ihm reiche Nahrung für seine fromme Unternehmungen zufloß. Jerusalem gewann dadurch Kraft und Ansehen. Das Geld kam unter den Einwohnern in Umlauf, die Quellen des Erwerbs öffneten sich den Bürgern von allen Seiten, und der Kunstfleiß ward ermuntert. Ohnweit

weit der Gegend, wo, einer uralten Tradition zufolge, der Vater des Täufers Johannes seine Wohnung gehabt haben soll, ließ Gerard zu Ehren des heiligen Johannes einen prachtvollen Tempel bauen. Mehrere ansehnliche Seitengebäude, einige zum Aufenthalt der Ordensglieder, andre zur Aufnahme der Pilgrimme und der Kranken bestimmt, wurden ihm beigefügt. Die frommen Johannisbrüder behandelten alle mit gleich milder Sorgfalt, und keiner betrat diese Zufluchtsörter, ohne von dem Gefühl der Dankbarkeit tief durchdrungen zu werden, und sie mit Thränen wieder zu verlassen. Die Ordensbrüder unterzogen sich selbst den niedrigsten Dienstverrichtungen. Sie wuschen den ankommenden Pilgrimmen die Füße, reichten den Kranken Arzeneien, und verbanden die Verwundeten, während die angestellten Priester den Gottesdienst gehörig verrichteten, und die Sakramente austheilten — kurz sie behandelten ihre Gäste wie ein Vater seine Kinder und eilten ihren leisesten Bedürfnissen zuvor. Gerard.

Die hülfreiche Thätigkeit der Johanniter schränkte sich aber nicht bloß auf Jerusalem ein;

Gerard. auch über den Okzident verbreitete sich ihr wohlthätiger Einfluß. In den blühendsten Seestädten Europens wurden auf Kosten der Gesellschaft große, geräumige Hospitäler aufgeführt. Diese wohlthätigen Sprößlinge des Johanniterhospitals zu Jerusalem, welche man als die ersten Kommenthureien des Ordens ansehen kann, waren eigentlich dazu bestimmt, den Pilgrimmen, die, mit dem Vorsaz ausgerüstet, das heil. Land zu besuchen, hier zusammenflossen, zu sicheren Vereinigungsörtern zu dienen. Ausserdem erleichterte man ihnen hier die Kosten der Seefahrt, verschaffte ihnen Schiffe, Führer und Begleiter, unter deren Schuze sie bald und sicher den Ort ihrer Bestimmung erreichten. Diejenigen, die das Unglück hatten, von plözlichen Krankheiten überfallen zu werden, und nicht im Stande waren, ihren Weg fortzusezen, wurden in jenen Wohnungen bereitwillig aufgenommen, und bis zu ihrer völligen Genesung auf das sorgsamste gepflegt und gewartet.

Während dieser neue Orden, aus eben dem Standpunkt, aus dem einige Jahrhunderte früher der Seegen des erhabnen Religions-Lehrers aus-

 geströmt

geströmt war, durch die schönsten Früchte der Wohlthätigkeit seinen Ruhm durch ganz Asien und Europa verbreitete: sezte Gottfried von Bouillon alle Triebfedern der Politik in Bewegung, um seinem neuerrungenen Reiche durch Ruhe und Ordnung eine dauerhafte Existenz zu verschaffen. Er berief eine Versammlung der Stände, und ließ durch sie neue Geseze geben, die unter dem Namen der Briefe des heil. Grabes in der Kirche zum heil. Grabe aufbewahrt wurden. Er ergriff darauf wieder die Waffen, um die Macht eines rastlosen Feindes ganz zu brechen, und seinen wankenden Thron zu befestigen, indem er die Gränzen seiner Herrschaft durch fortdauernde Eroberungen zu erweitern suchte. Gerard.

Gottfrieds Unternehmungen gelangen auch hier. Nicht nur Tiberias und viele andere um den See Genezareth zerstreute Städte sondern auch den größten Theil von Galiläa trennten seine siegreichen Waffen von der Herrschaft der Islamiten, und der Besiz des Lezteren ward die Belohnung des tapfern Tankreds für seine treuen, unerschütterlichen Dienste. Und gewiß, hätte das gute Schicksal diesen menschen-

Gerard. freundlichen Fürsten noch länger auf dem Thron erhalten, den er selbst, unter dem stürmenden Gewühl des Mohammedanischen Fanatismus, aus dem Blut der Feinde des Christenthums, aufgerichtet hatte, die Grenzen von ganz Palästina würden in ihren vorigen Standpunkt zurückgetreten sein, einen eignen, dauerhaften Staatskörper, wie vormals, zu bilden, und die traurigen Hekatomben des Abendlandes nicht auf dem Kampfplaz Asiens sich selbst muthwillig hingegeben haben; aber hier war dem Helden die Gränze gesezt, die er nicht überschreiten sollte,

1100. und mitten in der Blüthe seines Glücks riß den erhabenen Gottfried ein schleuniger Tod von dem Schauplaz seiner Größe hinweg.

Mit glänzendem Geräusch bestieg Balduin jezt den Thron unter dem stolzen Titel eines Königs von Jerusalem, gleichsam als wollte er durch das Gepränge des Aeusseren einen täuschenden Schimmer über die Dürftigkeit seines Geistes ziehen. Muth belebte zwar sein Herz, und sein Arm war stark genug, diesen zu unterstüzen; aber hier waren auch seine Verdienste gänzlich abgeschnitten, und den Mangel des Uebrigen mußte

te Tollkühnheit und Uebereilung bei ihm ersezen. Sein Herz war kalt und empfindungsloß für Grö-ße und Edelmuth, aber regsam genug um jeden, auch den leisesten Eindruck der sinnlichen Wollust aufzufassen. Mit seiner königlichen Erscheinung gieng die finstre Epoche der Zerstörung von Palästina auf, von flüchtigen Sonnenblicken des bes-seren Glücks zwar oft, wie von einem Wetter-strahl, erhellt, aber nie ganz zerstreut, nie über-wunden, und Palästina's schüzende Engel flohen vor dem üppigen Geräusche seiner praleriſchen Größe auf immer dahin. Demungeachtet war Hoffnung sein steter Gefährte, sein Unterneh-mungsgeist erlosch nur mit seinem Leben. Wenn er heute mit blutigen Waffen bis an die Stufen sei-nes Throns zurückgescheucht ward, eilte er morgen nur desto rascher und wüthender auf den Wahl-plaz hin, seine verlorne Ehre mit dem Schwerdte wieder einzulösen. Aber sie war unwiederbring-lich dahin, und die gewaltsame Eroberung von Tripolis, Akris und Sidon ersezten kaum die häu-figen, kostspieligen Kriegszurüstungen, deren er leicht hätte überhoben sein können. Er verschwen-dete sein königliches Leben genussloß in dem Ge-

Gerard.

Gerard. ——— räusche des Kriegs und starb mitten in einem wüthenden Sturm, der Tyrus erschüttern sollte.

Ihm folgte Balduin von Burg, oder Balduin II. Anstatt, daß dieser Fürst, wie er wünschte, die Wunden des Reichs hätte heilen und den glücklichen Weg, den Gottfried geöffnet, fortsezen können, mußte er alle seine Kräfte zersplittern, um nur den aufgewiegelten rachsüchtigen Feind von den Stufen seines Throns abzuhalten.

Hatte die politische Verfassung Jerusalems kurz vorher eine nachtheilige Erschütterung durch den Tod Gottfrieds von Bouillon empfunden, so wurde jezt der Johanniterorden durch den Verlust seines ersten Aufrechthalters, des frommen, unvergeßlichtheuren Gerards in eine nicht minder traurige Situation versezt. Keine marternde Krankheit, kein ungestümer Schmerz zerriß den leisen Faden seines Lebens; still und ruhig, wie die ersten Schauer des Hornungs, näherte sich sein Ende; mit dem heitern Lächeln eines reinen Bewußtseins, neigte sich sein graues Haupt, wie die reife Aehre nach dem Sturme eines vorübergeflohenen Gewitters — und die Thränen der

Dank-

Dankbarkeit folgten dem Edlen in die Wohnung des Todes.

Der erste, ruhige Entschluß des Ordens zweckte nunmehr dahinab, an Gerards Stelle einen andern zu sezen, der es würdig wäre, sein Nachfolger zu werden, und das Loos traf Raimund dü Puy, einen französischen Baron aus der Provinz Dauphiné. Raimund dü Puy.

Mit der merkwürdigen Erscheinung dieses Mannes an der Spize des Ordens tritt eine neue Epoche in die Geschichte desselben ein. Bisher hatte er nur still und ruhig in glücklicher Eingezogenheit gewirkt; den Menschen seinen Mitbrüdern manche beschwerliche Situation, worein Unbesonnenheit und mißverstandner Eifer ihn gestürzt hatte, zu erleichtern, war sein einziger Zweck gewesen. Mit einemmal öffnet sich die Szene, eine kühne Männerschaar, zum Streit gewaffnet, erscheint auf dem Schauplaz und der ruhige Mönch vertauscht die friedlichen Behausungen der Einsamkeit mit dem gewühlvollen Schauplaz der Zerstörung und des Mords.

Gerard begnügte sich bei seinem Eintritt in die Gesellschaft der Johanniter einen schönen dau-

Raimund du Puy.

erhaften Bund zu knüpfen, und diesen durch zarte Bande gemeinschaftlicher Thätigkeit zum Besten der Menschheit und unauslöschlichen Religionseifer aufrecht zu erhalten. Sein Nachfolger Raimund du Puy, blieb hier nicht stehen. Er faßte den kühnen Entschluß, den Vorzug der Tapferkeit mit der Tugend der Wohlthätigkeit zu verbinden, und der Gesellschaft doppelte Pflichten auf zu legen: die Vertheidigung des neueroberten Königreichs und die ununterbrochene Pflege der Armen und Pilgrimme.

In der That war dieser Vorsaz dem wankenden Thron von Jerusalem nicht nur heilsam, sondern sogar nothwendig, wenn er unter so mißlichen Umständen seine zarte, schwindende Kraft noch erhalten wollte. Das damals sogenannte Königreich Jerusalem war nichts weniger, als einem königlichen Staatskörper ähnlich. Ein kleines unansehnliches Gerippe, dessen vornehmstes Glied die Hauptstadt war, verbunden mit einigen unbeträchtlichen Städten, insgesamt durch Mohammedanische Besizungen zerrissen — dies war die ganze Maschine, der die Majestät eine blendende Aussenseite, ein künstliches Leben gab. Kei-

ne Sicherheit, keine politische Eintracht herrschte hier. Ueberall lauerte das Schwerdt der Sarazenen im Hinterhalt, und wehe dem, der ohne hinlängliche Bedeckung sich von einer Stadt zur andern wagte. Die christlichen Besizungen selbst waren überall mit Mohammedanischen Landleuten angefüllt, welche die Christen als Feinde ihrer Religion verachteten, und jede Gelegenheit ergriffen, um sie auszuplündern und meuchelmörderischer Weise umzubringen. Nicht einmal die festen Pläze, die vor feindlichen Einfällen gedeckt waren, konnten den Lateinern eine ungestörte Sicherheit gewähren. Bei nächtlicher Stille stürzten sich die zusammengerotteten Feinde in die Wohnungen, erwürgten die ruhig schlummernden Bürger und schleppten ihre Haabseligkeiten als Beute mit sich hinweg. Alle diese Wiederwärtigkeiten vermehrte ein leztes, noch weit drückenderes Uebel. Der schwache Staatskörper war in einem furchtsamen Gedränge von zwei gewaffneten Feinden, die ihm beide gleich gewaltsam zusezten, und seine sträubenden Kräfte gefesselt hielten. Diese Feinde waren die Turkomannen und egyptischen Sarazenen. Beide stauden auser aller gemein-

Raimund du Puy.

Raimund du Puy.

meinschaftlichen Verbindung miteinander; demungeachtet handelten sie aus gemeinschaftlichen Absichten, und ihr einziges Bestreben gieng dahin, die Christen aus Syrien und Palästina gänzlich zu verdrängen. Die Folge davon war, daß die Lateiner in die Nothwendigkeit versezt wurden, einen unaufhörlichen Krieg zu unterhalten. Ihr Mißgeschick erlaubte ihnen keinen Augenblick das Schlachtfeld zu verlassen; und wenn die einbrechenden Winterstürme das Heer aus dem Lager vertrieben, so drangen die Feinde schaarenweis in das Christliche Gebiet ein, überschwemmten es mit Feuer und Blut, ermordeten die Männer, und schleppten die Weiber mit ihren Kindern in die grausamste Sklaverei.

In dieser betrübten Situation, wo das Reich fast ohne Rettung darnieder lag, trat Raimund du Puy, ein schüzender Engel, auf, mit dem großen Entschluß gewaffnet, den Verfolgungen der Barbaren einen starken Damm entgegenzusezen, und dem sinkenden Thron eine dauerhafte, immerwährende Stüze zu verschaffen.

Das Kapitel wurde versammelt, und Raimund du Puy forderte seine Mitbrüder auf, die

Waffen

Waffen zu ergreifen, um sich dem unaufhaltsa- Raimund
men Feinde ihrer Freiheit mit Nachdruck zu wi- du Puy.
dersezen und das heil. Grab in dem ungestörten
Besiz der Christenheit zu erhalten.

Raimunds Ansehen, auf Adel des Herzens und des Geistes gestüzt, war zu fest gegründet in den Gemüthern seiner Mitbrüder, um einem Mißtrauen in die Absichten dieser Aufforderung Raum zu geben. Man erkannte vielmehr einen neuen Beweis seines reinen Eifers für die Religion des Erlösers und seiner Treue gegen die Gesellschaft darin. So viele Schwierigkeiten sich einer solchen Unternehmung auch entgegen stellten, so viele Hindernisse sich zwischen die Vereinigung so entgegengesezter Pflichten, als die eines Kriegers und eines Mönchs, eindrängten, so leicht waren die Gemüther gewonnen, und die Bedenklichkeiten aus dem Wege geräumt. Die Gesellschaft, an deren Spize Raimund stand, enthielt größtentheils streitrüstige Männer, die unter der ehrenvollen Fahne Gottfrieds von Bouillon nach Palästina gekommen waren, und im ersten Kreuzzuge gegen die Unglaubigen gedient hatten. In allen diesen Gemüthern glimmte der Funke der

Tapfer-

Raimund du Puy.

Tapferkeit verborgen fort, und nur der stille Reiz der Einsamkeit hate seine Flamme zurückgehalten; aber eine so günstige Verbindung der Umstände, wo Heldenmuth und Menschenliebe einander wohlthätig die Hände reichen und zu einem gemeinschaftlichen Zweck hinstreben sollten, fachte das kriegerische Feuer wieder in den Gemüthern an — und der gastfreie Orden des heil. Johannes trat zum erstenmal gewaffnet auf den Schauplaz.

Die Pflichten der Wohlthätigkeit durften indeß durch diese Veränderung nichts leiden. Daher war man darauf bedacht, ein gewisses Verhältniß zwischen beiden einzuführen, und ihre wechselseitigen Beziehungen und Gränzen genau abzuwägen. Zuerst wurde festgesezt, daß ein Theil des Ordens ohne seine bisherige Bestimmung, die Pflege der Kranken und Pilgrimme zu verlassen, jederzeit bereit sein sollte, das Reich gegen die Unglaubigen zu vertheidigen. Ferner durfte dieser nie das Schwerdt gegen irgend eine andre Macht, als die, der Unglaubigen, ergreifen, und der einzige Zweck seiner Ausrüstung mußte die Beschüzung des heil. Grabes und die Aufrechthaltung der Christlichen Religion sein.

Raimund

Raimund theilte den ganzen Orden in drei Hauptklassen. Zur ersten wurden alle diejenigen gerechnet, die Geburt und bewährte Tapferkeit zur Führung der Waffen berechtigten — Ritter. Die zweite Klasse bildeten Geistliche und Kapellane, die ausser denen mit ihrem Stande gewöhnlich verknüpften Pflichten noch die Verbindlichkeit hatten, der Ordnung nach, im Kriege das Amt eines Almoseniers zu verwalten — Priester. Die dritte Klasse, deren Glieder weder zum Adel noch zur Klerisei gezählt werden konnten, führten den Namen der dienstbaren Brüder. Als solche wurden sie gewöhnlich von den Ordensgliedern der ersten Klasse zu gewissen Verrichtungen bestimmt, die ihnen ausschließend zukamen und ihre Gegenwart bald im Felde, bald im Hospitale zu Jerusalem, nicht selten auch in den entferntesten abendländischen Kommenthureien, nothwendig machten. Ihre Kleidung bestand in einem Waffenrock, dessen Farbe sie von den übrigen Mitgliedern des Ordens unterschied.

Raimund dü Puy.

Diese gesezliche Eintheilung hatte indeß keinen nachtheiligen Einfluß auf die Rechte und Privilegien einzelner Glieder. Alle waren durch un-

auf-

Raimund du Puy.

auflösliche Bande miteinander verknüpft und bildeten zusammengenommen nur einen einzigen Körper, dem gleiche Ansprüche, gleiche Vortheile zustanden.

In der Folge, als der Orden durch den Zufluß des jungen Adels aus allen Gegenden von Europa auf eine ausserordentliche Art angewachsen war, entstand ausser dieser ursprünglichen Eintheilung des Ordens noch eine andre nach den sieben verschiednen landsmannschaftlichen Verbindungen der Ordensglieder, nämlich die Provenzische, Auvergnische, Französische, Italienische, Arragonische, Englische und Teutsche. Diese Eintheilung existirt noch heut zu Tage, wiewohl mit einigen Veränderungen. Dahin gehört vorzüglich, daß die englische Landsmannschaft gänzlich aufgehört hat, seitdem die Kezerei sich dieses Königreichs bemächtigte; ferner, daß man zu der Arragonischen noch die Kastilianische und Portugiesische hinzugefügt hat.

Das ursprüngliche Ordensgewand bestand aus einem schwarzen Rok, und einem mit einer spizigen Kappe versehenen Mantel von der nämlichen Farbe, der auf der linken Seite, in der

Gegend

Gegend des Herzens, mit einem weissen, leinenen Kreuze bezeichnet war. Raimund dü Puy.

Gleich den Kriegern des Kadmus aus der Erde hervorgesproßt, stand sie nun da die neue Heldenschaar des Erlösers. In ihren Händen blizte das Schwerdt der Rache gegen die Feinde des Christenthums, in ihrem Busen loderte Menschenfreundlichkeit und Milde. So trat sie unter der Fahne des edlen Raimund mit dem Seegen des Patriarchen von Jerusalem ausgerüstet, vor den königlichen Thron Balduins, zu seinem Dienst sich anzubieten.

Wie angenehm ward der Monarch durch die Erfüllung seiner heissesten Wünsche überrascht! Nichts bedurfte er mehr, als Beistand, er, der seinen wankenden Thron ringsum von gewaffneten Barbaren eingeschlossen sah, und überdem Tripoli und Edessa gegen ihren wüthenden Angriff vertheidigen mußte. Auch zögerte er nicht den Antrag der edlen Johanniter zu benuzen, als kurz darauf die Unglaubigen von neuem in Antiochien einbrachen. Er eilte ihnen an der Spize seiner jungen Heldenschaar muthig entgegen. Die Tapferkeit dieser Männer entsprach ihrem

Raimund du Puy.

Eifer vollkommen, und beseelte die Kräfte des Königs mit neuem Nachdruck. Nach einem langwierigen blutigen Kampfe mußten die Turkomannen das Feld räumen, und Balduin kehrte mit Sieg gekrönt in seine Hauptstadt zurück.

Hier hoffte er die Früchte seiner Thätigkeit — Ruh und Frieden — zu genießen; aber kaum hatte er den Zügel der Regierung wieder aufgenommen, so nöthigte ihn der Feind zum andern male mit verstärktem Nachdruck die blutigen Waffen zu ergreifen. Balak einer der mächtigsten Emirs der Turkomannen hatte den Grafen von Edessa angegriffen, und ihn selbst zum Gefangenen gemacht. Balduin eilte dem Grafen zu Hülfe, um Edessa zu retten. Allein er wurde beim Recognosciren verrathen oder entdekt, und selbst gefangen genommen. Der Schrecken über diesen unglüklichen Zufall zerstreute einen Theil seiner Armee. Die Johanniter warfen sich mit dem Rest der Truppen in Edessa und einige andre Pläze, um sie gegen Balak zu vertheidigen. Diese Gelegenheit benuzte der Kalif von Egypten, und sandte schleunigst einen seiner Generale nach Judäa, um Jaffa zu belagern.

Zwi-

Zwischen zwei furchtbaren Feinden ins Gedränge gerathen, schienen die Lateiner nicht mehr wi- Raimund dü Puy.
derstehen zu können. Ein alter Krieger, Eustache Garnier, Graf von Sydon und Cäsarea rettete sie. Mit sieben tausend Mann, die er in seinem kleinen Gebiet zusammenraffte, und mit dem Rest der Johanniter, die er von Jerusalem mitnahm, eilte er gerade nach Jaffa, und hatte schon die Feinde zerstreut, ehe sie kaum seine Ankunft erfuhren. Schnell rükte er mit seinen Truppen nach Askalon, und übereilte auch da die Feinde so unerwartet, daß der Sieg sogleich für ihn entschieden war. Zu gleicher Zeit verloren die Sarazenen ihre Flotte, die auf ihrem Rükzug dem Doge von Venedig, Heinrich Michieli, in die Hände fiel. Garnier blieb in dem lezten Treffen; Wilhelm von Barres übernahm das Kommando der Armee und vereinigte sich mit Michieli, Tyrus zu belagern. Lang und hartnäckig war die Belagerung; thätig und siegreich zeigte sich das Schwerdt der Johanniter. Zu Wasser und zu Lande eng eingeschlossen, von aller Hoffnung einer fremden Hülfe ganz abgeschnitten, ergab sich endlich die Stadt.

Raimund du Puy.

Während dieser Belagerung von Tyrus, entkam der Graf von Edessa seiner Gefangenschaft, versammelte schnell seine Truppen, überwand seinen Feind in einem Treffen und erstach ihn selbst mit eigner Hand. Durch diesen glücklichen Sieg aus seiner Gefangenschaft befreit, kehrte nun auch Balduin in sein Reich zurük.

Kaum war aber das Feuer des Krieges auf dieser Seite wieder gedämpft, als es auf einer andern wieder eben so gewaltsam losbrach. Zwei Turkomannische Fürsten erneuerten ihre Anfälle auf Antiochien. Balduin zog ihnen entgegen, schlug sie zweimal in die Flucht und bemächtigte sich der Festung Rapha in der Grafschaft Tripolis.

Bei allen diesen Unternehmungen waren die Johanniter zugegen; Der Nachdruck ihrer Waffen war entscheidend für den Sieg der Streitenden; der Feind zitterte vor ihrer Erscheinung, die Christenheit bewunderte ihre Tapferkeit. Aber keiner unter ihnen hatte sich vortheilhafter dabei ausgezeichnet, als Foulques, Graf von Anjou, einer der größten Feldherrn seines Jahrhunderts. Er stammte von einem natürlichen Soh-

ne

ne König Philipps I von Frankreich her, war aus Betrübniß über den Tod seiner Gemahlin als Pilger nach Jerusalem gegangen, und hatte sich durch seine kriegerischen Verdienste dem König so unentbehrlich gemacht, daß dieser ihn höchst ungern wieder ziehen ließ, als ihn die Pflege seiner Kinder endlich zurück nach Frankreich rief. Nichts vermochte Balduin über den Verlust des tapfern Helden zu beruhigen, nicht einmal die eidliche Versicherung aus seinem Munde, daß er unverzüglichst zurückkehren wollte, so bald es ihm seine väterlichen Pflichten verstatteten. Eh aber dieses Versprechen von Seiten des Grafen in Erfüllung konnte gebracht werden, trat eine neue, unerwartete Erscheinung auf den Schauplaz, die in der Folge eine dauerhafte Stüze für die Erhaltung des Königreichs ward, und ihr Dasein dem glücklichen Einfluß der Menschenliebe und Wohlthätigkeit auf die Gemüther jenes Jahrhunderts zu verdanken hatte.

Raimund du Puy.

Hugo von Payens, Gottfried von Aldemar, und sieben andre französische Edelleute traten in eine kleine Gesellschaft zusammen und faßten den Entschluß, für die Sicherheit der Pil-

Raimund dü Puy.

grimme zu wachen, die auf ihren langen Wallfahrten mit unsäglichen Hindernissen zu kämpfen hatten, bevor sie das Ziel ihrer Reise erreichten. Diesen Vorsaz auszuführen, zogen sie den Kommenden durch die gefährlichsten Gegenden bis an die engen Pässe der Gebirge gewaffnet entgegen, und gaben ihnen wiederum das Geleit auf der Rückreise.

Diese gesellschaftliche Verbindung war jedoch anfänglich eine bloße Privatsache, die durch keine bestimmte Regeln festgegründet war. Die verbundenen zeichneten sich zum Beispiel durch keine besondere Kleidung aus, und zogen den Pilgrimmen nur nach Willkühr, oder wenn sie von ihnen verlangt wurden, entgegen.

Brompton, ein gleichzeitiger Schriftsteller erzählt, man habe damals allgemein behauptet, diese Edelleute wären Zöglinge der Johanniter, von deren Wohlthätigkeit sie mehrere Jahre lang subsistirt hätten; und Wilhelm von Tyrus sagt, sie hätten sich eine besondere Wohnung nahe bei dem alten Salomonischen Tempel gewählt, weswegen ihnen in der Folge allgemein der

der Name Tempelherren, oder Ritter des Tempels, wäre beigelegt worden. Raimund du Puy.

Einige Zeit nachher fügte es sich, daß der eben erwähnte Hugo von Payens, der Hauptur-heber jener Gesellschaft, in politischen Angelegen-heiten des Königs von Jerusalem an den päbstli-chen Stuhl gesandt wurde. Diese Gelegenheit benuzte er, dem damaligen Pabst Honorius II die wohlthätigen Absichten seiner Bundesgenossen, ihren edlen Eifer für die Beschüzung der Pilgrim-me, in einem so günstigen Lichte darzustellen, daß Honorius, der schon durch das Gerücht eine sehr vortheilhafte Meinung von dieser gesellschaftlichen Unternehmung bekommen hatte, von seiner Be-schreibung ganz hingerissen ward, und unmöglich sein Begehren mißbilligen konnte, die Gesellschaft, nach dem Beispiel der Johanniter, zu einem be-sondern geistlich-militärischen Orden zu erheben. Er wies ihn aber an das Concilium, das damals noch zu Troies in Champagne versammelt war.

Die heiligen Väter waren sogleich bereit, den Wunsch des edlen Hugo zu befriedigen, und trugen dem heil. Bernhard auf, diesem neuen Orden festgesezte Regeln und eine bestimmte Or-

Raimund dü Puy.

denskleidung vorzuschreiben. Ein Auszug von diesen Ordensregeln ist noch bis auf unsre Zeiten gekommen. Unter andern findet sich darin ein Gebot, welches den Ordensbrüdern auflegt, täglich eine bestimmte Anzahl Paternoster zu absolviren, woraus einige die Vermuthung geschöpft haben, daß sie insgesamt weder lesen noch schreiben konnten. Nur an drei Tagen in der Woche durften sie Fleisch essen. An den übrigen Tagen war ihre Tafel auf drei Gerichte eingeschränkt. Im Krieg war es ihnen erlaubt, einen Waffenbruder zu haben, und zwei bis drei ausgerüstete Pferde mit sich zu führen. Dabei wurde ihnen aber auch zugleich jede unnüze Verschwendung, so wie überhaupt alles eitle Gepränge auf das nachdrücklichste untersagt. Die Ordenskleidung sollte durchaus von weisser Farbe sein. Pabst Eugen III fügte in der Folge noch ein rothes Kreuz hinzu.

Mit dieser Einwilligung des Conciliums kehrte Hugo nach Rom zurük, um die Bestätigung des neuen Ordens von Honorius zu erhalten; und kaum hatte er seine übrigen Geschäfte am Hofe des Pabstes geendigt, so eilte er nun, nach Palästina zurückzukehren. Schaaren von Edel-

leuten

verschaffte dadurch dem ganzen umherliegenden Bezirk einen sichern Zufluchts- und Vertheidigungsort, zum Vortheil des gesammten Reichs, das zu gleicher Zeit von den Turkomannen, den Bewohnern des wüsten Arabiens und den egyptischen Sarazenen eingeschlossen war. Raimund du Puy.

Die Johanniter sowohl als die Tempelherrn hatten indeß durch ihre großmüthige Unternehmung, ihren Eifer, ihre Tapferkeit, ihre Thaten, die Bewunderung und die Achtung der ganzen Christenheit um so leichter erworben, je verdienstlicher man es überhaupt damals hielt, das heilige Land zu vertheidigen. Aller Augen waren dahin gerichtet, die entferntesten Völker hatten ihre Aufmerksamkeit auf das Schicksal dieses Landes geheftet. Von den vornehmsten Höfen bis zu den untersten Volksklassen herab war nur Ein Interesse. Das verdienstvollste Werk, welches man thun konnte, und das sicherste Mittel sein Gewissen zu erleichtern, war die Vertheidigung des gelobten Landes. Auf diese Art ist es begreiflich, wie diese Ritter ein so ausgebreitetes Ansehen erlangten, daß jeder Fürst, jeder begüterte Privatmann einen Theil seiner Besitzungen,

seines

gefährliche Ereiferung, die beinah dem ganzen Reiche den Untergang bereitet hätte. Jede wollte nämlich einen ihrer Prinzen auf den Thron heben. Dieses getheilte Interesse beider Nationen trennte selbst das politische Band, das beide seit sechzig Jahren verbunden hatte. Jede Nation sezte einen besondern Fürsten auf ihren Thron: die Navarrenser den Don Ramira, einen Prinzen aus dem Geblüt der ältesten Monarchen des Königreichs; die Arragonier, den Bruder des großen Alphons, der auch Ramira hieß. Raimund du Puy.

Dieser zulezt genannte Prinz hatte schon seit vierzig Jahren die Mönchskleidung getragen, und bekleidete verschiedene geistliche Würden. Demungeachtet glaubte er dem politischen Gewicht des Reichs hinlänglich gewachsen zu sein. Er nahm also den ehrenvollen Antrag der Nation mit Freuden an, begehrte von dem heil. Vater zu Rom Dispensation von seinen geistlichen Gelübden und vermählte sich hierauf mit einer gewißen Gräfin Agnes, Tochter des Grafen Wilhelm von Antiochien. Die Frucht dieser Ehe war eine Tochter, Namens Petronilla. Kurz

Bayerische Staats... München

Raimund du Puy.

nachher starb Agnes, und mit ihrem Tode veränderte sich die Szene merklich. Den König von Arragonien ergriff eine schreckliche Gewissensangst, von der er sich auf keine Art loswinden konnte; so daß er zulezt auf den Gedanken verfiel, den Thron, für den er sich zu schwach fühlte, zu verlassen, und in die friedlichen Mauern jener Zelle zurückzukehren, in deren glücklicher Eingezogenheit er vormals Ruh uud Zufriedenheit gekostet hatte. Er zögerte nicht, sondern eilte mit schnellen Schritten diesem bessern Loose entgegen, nachdem er vorher den Don Raimund von Berenger, Grafen zu Barzelona, zum Gemahle seiner einzigen Tochter, Petronilla, bestimmt hatte.

Unterdessen war die Nachricht von der gewaltsamen Thronbesezung der beiden Nationen zum Nachtheil der gesezmäßigen Erben der vereinigten Kronen auch nach Palästina gedrungen. Der Patriarch von Jerusalem, Prior des Klosters zum heil. Grabe, und die Ordensmeister der beiden geistlichen Ritterstände, faßten nach gehaltener Rathsversammlung mit den vornehmsten Ordenshäuptern, den Entschluß, eine Gesandt-

sandtschaft nach Spanien abzufertigen, um die Ansprüche der Ordensbrüder auf die königliche Krone geltend zu machen, oder wenigstens eine vortheilhafte Entschädigung zu bewirken. Raimund du Puy.

Raimund dü Puy an der Spize von einigen der ältesten Johanniter, von den Abgesandten der Tempelherrn und des Patriarchen von Jerusalem begleitet, landeten glücklich an den Küsten von Spanien, und behandelten den Gegenstand ihrer Gesandschaft so nachdrücklich, als es die Umstände erforderten, fanden aber so viele unübersteigbare Hindernisse schon bei den ersten Versuchen, daß sie an einem glücklichen Ausgang gänzlich hätten verzweifeln müßen, wenn die Hofnung von ihrer Seite, und täuschende Versprechungen von Seiten der Spanier ihre Thätigkeit nicht angespornt hätten.

Der Thron beider Nationen war, wie bekannt, schon vor der Ankunft der Deputirten, wieder besezt und es zeigte sich nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, daß die gegenwärtigen Besizer ihm freiwillig entsagen und ihn Fremdlingen einräumen sollten. Demungeachtet suchten sie so viel möglich einen gewaltthätigen Ausbruch zu

Raimund du Puy.

verhindern, und vermieden vor der Hand sorgfältig eine bestimmte Erklärung, statt deren sie sich begnügten, die Gesandten von Tag zu Tag mit glänzenden Versprechungen hinzuhalten, bis diese sich zulezt in ein Labyrinth verstrickt sahen, wo der Ausgang fast unmöglich war. Endlich liessen die Navarrenser zuerst die Maske fallen, und behaupteten mit der stärksten Entschlossenheit, der König habe unmöglich zum Nachtheil der ursprünglichen Thronerben und ganz den Rechten einer Nation zuwider, nach welchen es erlaubt sei, den Mangel rechtmäßiger Thronfolger durch eine willkührliche Wahl zu ersezen, nach Belieben über die Krone schalten können. Durch diese überraschende Erklärung war mit einem male alle Hoffnung zu irgend einem Vergleich von dieser Seite abgeschnitten; aber Raimund von Barzelona, König von Arragonien, trat großmüthig auf und versprach ihnen, alle seine Autorität aufzubieten, um den Forderungen der Ordensritter wenigstens einigermaßen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Man kam überein, daß man den Thron, im Fall Petronilla und ihr Gemal ihn ohne Erben verlassen sollten, den beiden militärischen Orden

und dem Dohmkapitel des heil. Grabes, ohne Anstand abtreten wollte. Bis dahin sollte ihnen erlaubt sein, in den Häfen aller derjenigen Pläze, die man in Zukunft der Herrschaft der Mauren entreissen würde, eine bestimmte Anzahl von Schiffen zu unterhalten. Dagegen sollten die Ordensritter, als Vasallen der spanischen Krone, verpflichtet sein, die geistliche Miliz dieses Landes im Kampfe gegen diese Unglaubigen zu unterstüzen. Ausserdem räumte man ihnen den Besiz verschiedener beträchtlicher Ländereien und Schlösser ein, welche leztere geschickt waren, eine ziemlich groſse Anzahl von Rittern aufzunehmen. Mit diesen Ländereien und Herrschaften verknüpfte man die Zehenden von den Einkünften der Krone, die aus dem Königreich, und den fünften Theil von dem Tribut, der aus den maurischen Ländereien gezogen wurde. Ueberdies wurde festgesezt, daß der König von Arragonien nie ohne Zuziehung des Patriarchen von Jerusalem und der beiden Ritterorden einen Friedensvertrag mit den Unglaubigen eingehen sollte. Raimund dü Puy.

Dieser Traktat ward im Monat September des Jahrs 1141 aufgesezt, von beiden Theilen

Raimund dü Puy.

unterschrieben, und von Hadrian IV so wie auch von dem König zu Jerusalem förmlich bestätigt.

So hatte Raimund dü Puy seine Geschäfte glüklich geendigt, und kehrte nun mit seinen Reisegefährten nach Palästina zurück. Mit einer Freude, welche nur die Tochter einer so reinen Achtung sein kann, als Raimunds Verdienste allgemein erwekten, wurde er von seinen Mitbrüdern empfangen. Brompton und Roger von Howedon, zwei englische Geschichtschreiber jenes Jahrhunderts nennen ihn von dieser Zeit an beständig unter dem Titel eines Großmeisters, mit welchem auch wir ihn und seine Nachfolger in dem Fortgang dieser Geschichte bezeichnen werden.

Um diese Zeit starb der tapfere Foulques von Anjou, und stürzte durch seinen Tod das Reich in neue Unruhen. Er hinterließ zwei minderjährige Prinzen, denen die Regierung noch nicht anvertraut werden konnte, und die Folge davon waren die gewöhnlichen Streitigkeiten einer Zwischenregentschaft. Melisinde verwaltete das Königreich, bis ihr ältester Sohn unter dem Namen Balduin III zum König gekrönt wurde.

Noch

Noch ehe dieser seine Regierung antrat, traf die Christenheit das unglükliche Loos, die Grafschaft Edessa, die damals unter dem Namen Rouha oder Rohais bekannt war, zu verlieren. Durch die Zügellosigkeit des ausschweifenden und entnervten Fürsten geschwächt, konnte die Provinz dem entschlossenen Geist des Sultan Omadeddin Zenghi nicht widerstehen, und fiel in die Hände der turkomannischen Selgeuziden. Raimund dü Puy.

Der Umsturz dieser Herrschaft war gleichsam das Signal zu einem immerwährenden Sturme, der den Thron von Jerusalem gewaltsam erschütterte, und ihn zulezt unter seinen eigenen Trümmern vergrub. Die ersten Stüzen seiner Macht, jene tapfern Helden, die dem Fanatismus der Mohammedaner das heil. Grab entrissen, und das Königreich Jerusalem wieder empor gehoben hatten, waren längst dahin. Ihre Nachfolger, trunken von den entnervenden Lüsten Asiens, brachten ihr Leben in einem immerwährenden Schwindel zu, der ihnen mitten in den drohendsten Gefahren allen Muth, alle Entschlossenheit benahm. Der junge Balduin und die beiden Ritterorden waren jezt die einzigen Stüzen, welche das Reich

Raimund du Puy.

trugen; in ihnen brannte noch jenes erste kriegerische Feuer, welches sie aus ihren friedlichen Zellen auf dem Kampfplaz gelockt hatte. Aber ihre Kräfte waren der überwiegenden Macht der Feinde, die Jerusalem von allen Seiten her beunruhigten, nicht gewachsen. Diese Macht mit dauerndem Erfolg zu brechen bedurfte es eines nachdrücklichen Zuwachses; und wo anders her durfte man einen solchen Zuwachs hoffen, als von dem religiösen Eifer der Europäer, und dem künstlich versteckten Eigennuz ihrer gekrönten Häupter? Man beschloß also, um einen neuen Kreuzzug sich in Europa zu bewerben, und schikte deswegen den Bischoff von Zabulon nach Frankreich, wo der erste Kreuzzug begonnen hatte, und wo man also um so leichter einen zweiten zu bewirken hoffte.

Das Schicksal schien wirklich bereit, diese Hoffnung zu erfüllen. Ludwig VII trug damals die französische Krone; aber eine drückende Gewissensangst, durch kriegerische Mordthaten gehäuft, erschwerte ihm diese königliche Last, und spornte ihn an, sie eine Zeitlang von sich abzuwälzen, um seiner Brust im stürmenden Gewühl

der

der Schlachten Asiens und in dem Blutstrome der Unglaubigen freieren Athemzug zu verschaffen. Die Gelegenheit war nun da, und Ludwig ergriff sie ohne Verzug. Er und Konrad von Teutschland traten in Verbindung mit einander, sammelten ein furchtbares Heer unter ihren Fahnen, und mehr als zwanzigtausend Menschen zogen bewaffnet aus Europa, um das ungläubige Asien zu zerstören. So wollte es der fanatische Geist jenes Zeitalters. Ein Mord sollte den andern versönen, das Blut der Christenheit, in Europa verspritzt, sollte durch das Blut der Barbaren in Asien vertilgt werden.

Raimund du Puy. 1 147.

Die Erscheinung des abendländischen Heeres richtete den gesunkenen Muth der Christen in Jerusalem glücklich wieder auf; schon wähnten sie die Feinde ihres Glaubens und ihrer Ruhe besiegt, sich selbst im Besiz eines lang gewünschten glücklichen Friedens. Aber desto kränkender war ihnen der unselige Erfolg dieser kostbaren Unternehmung, desto erniedrigender das Mißlingen derselben für die abendländischen Häupter, je stolzer und selbstzufriedner sie sich dabei angekündigt hatten. Mit drohendem Stolze, mit praleriſcher Größe wa-

Raimun d
dü Pui

ren sie aufgezogen, mit kränkender Schaam und mit nagender Reue kehrten sie zurück. Ihr ungetreues Schicksal hatte ihren Stolz gedemüthiget, List und Unbesonnenheit ihre Macht gestürzt. Die Treulosigkeit der furchtsamen Griechen, Unbekanntschaft mit den Wegen und bestochene Führer brachten sie in allen Jammer der Hungersnoth und lieferten sie ihren Feinden in die Hände. Tausende kamen um, und die übrigen, die der Todesgefahr noch entkamen, mußten ihr Leben mit allem Elend einer trostloßen Flucht erkaufen. So kehrten die stolzen Heerführer nach unbeschreiblichen Mühseligkeiten mit einem traurigen Ueberrest von entnervten Soldaten in ihr Vaterland zurück, und Palästina war unglücklich, wie zuvor.

Je mehr sich dieses Reich seinem Untergang entgegen neigte, je tiefer der Muth der Christen sank, desto höher stieg die Entschlossenheit der Feinde, die zu einer täglich größeren Anzahl emporwuchsen. Die allgemeine Bestürzung, die sich Palästina's bemächtigt hatte, war ihnen ein willkommner Vortheil. Mit verstärktem Nachdruck drangen sie iezt in die Besitzungen der Chri-

stenheit, näherten sich, stolz auf ihre glückliche Uebermacht, in zahlloser Menge den Mauern von Jerusalem und drohten der heil. Stadt einen gänzlichen Untergang. Balduins entschlossener Geist, und der kräftige Beistand der Ritterorden waren die einzigen Stützen des Throns, die Schuzengel des Reichs. Mit beispielloßer Tapferkeit stürzten sich diese den einbrechenden Feinden entgegen, und erkauften dem ohnmächtigen Staatskörper mit ihrem Blute noch eine kurze, mühselige Existenz, die der Gewalt der Zerstörung endlich doch unterliegen mußte. Raimund dü Puy.

Um das Reich von der Mittagseite gegen die Einfälle der Egypter zu sichern, ließ Balduin die Mauern des alten Gaza wiederaufrichten, und übergab das Gouvernement davon dem Tempelorden. Diese muthvollen Krieger errichteten hier einen Waffenplaz, und sezten sich von hier aus den Streifereien der Besazung von Askalon entgegen, welche schon lange in den umliegenden Gegenden schreklich gewüthet hatten.

Inzwischen war Antiochien in der größten Gefahr. Noradin rükte an der Spize seiner Armee ein, und schlug den Grafen Raimund, der 1148.

sich

Raimund du Puy.

sich ihm muthig widersezte, aber mit seiner kleinen Macht dem reissenden Strom nicht gewachsen war, mit seinen Truppen in die Flucht, tödtete ihn selbst, und eroberte einige kleine Pläze.

Auf einer andern Seite wurde Edessa von dem Sultan zu Cogni oder Ikonium angegriffen, das Land umher verwüstet und der entnervte Fürst, der jüngere Courtenai, selbst gefangen genommen. Alles floh vor dem Feinde, und eilte, den Fesseln der Unglaubigen zu entgehen. Balduin rükte an der Spize seines Adels und der beiden Orden ins Feld, um den Christen wenigstens ihre Flucht zu erleichtern. Alles, was sich zu ihm rettete, nahm er unter den Schuz seiner Truppen, und richtete mit diesem Zug seinen Weg nach Antiochien. Noradin wollte sich nicht so leicht seine Beute entreissen lassen, und eilte ihm mit seiner Reiterei entgegen. Er folgte dem Zug von der Seite, und beunruhigte sie von allen Seiten. Aber von welcher Seite er auch einen Angriff wagte, fand er immer entweder Balduin, oder den Grafen von Tripoli an der Spize der Johanniter und der Tempelherrn, die alle seine Unternehmungen vereitelten, und der Kö-

nig langte mit seinem Zug glüklich in Antiochien an. Raimund du Puy.

Während er aber auf dieser Seite sich dem Feind entgegensezte, war er in Gefahr seine eigne Hauptstadt zu verlieren. Zwei Prinzen aus der Nation der Turkomannen wollten seine Abwesenheit sich zu Nuz machen, Palästina wieder zu erobern, aus dem ihre Voreltern waren durch die Christen vertrieben worden. Sie rükten mit einer beträchtlichen Armee durch Damas in das Christliche Gebiet, und erschienen vor der heiligen Stadt. Bestürzt sahen die Einwohner sie Abends am Oelberg sich lagern. Mit leichter Mühe hofften die Feinde am folgenden Tage Jerusalem einzunehmen, das jezt ohne Regenten und selbst ohne Besazung war. Allein ihre Sicherheit war auch ihr Verderben. Von dem ersten Schrecken wieder erholt, ermannten sich die Einwohner von Jerusalem und ergriffen die Waffen. Vereinigt mit dem Rest der Johanniter und der Tempelherrn, welche zurükgeblieben waren, beschlossen sie, einen Feind, dem ihre kleine Anzahl innerhalb der Mauern nicht widerstehen konnte, durch einen unvermutheten Ueberfall zu vertreiben.

Raimund du Puy.

treiben. Sie rükten also, von der Finsterniß der Nacht begünstigt, in das Lager der Feinde, überfielen sie im sichern Schlaf, legten Feuer an die Zelte, und verbreiteten Tod und Schrecken um sich her. Die Belagerer suchten ihre Rettung in einer schleunigen Flucht, und fielen bei Jericho dem König selbst in die Hände, der zum Entsaz seiner Residenz schon herbei eilte. Fünftausend wurden niedergehauen, und die übrigen zerstreut.

Um sich für diesen schändlichen Angriff auf seine Hauptstadt zu rächen, beschloß Balduin das Gebiet von Askalon zu verwüsten. Er zog also mit seiner Armee aus, begleitet von den Großmeistern der beiden Orden und den Vornehmsten seines Königreichs, und verheerte die ganze Gegend umher, näherte sich endlich der Stadt selbst, und beschloß, sie zu belagern. Er forderte den Adel seines ganzen Königreichs auf, sein Unternehmen zu unterstüzen. Sogleich strömte alles von allen Seiten herbei, ihm hülfreiche Hand zu leisten; selbst die Pilgrimme, die kaum ihre Schiffe verlassen hatten, und noch von der Beschwerlichkeit ihrer langen Wallfahrt entkräftet waren, ja sogar Greise, die schon der erste Kreuz-

zug nach Palästina gebracht hatte, versammelten sich unter die Fahnen des Königs, um Theil an dieser Eroberung zu nehmen. Raimund dü Puy.

Balduin vereinigte mit der glüklichsten Geistesgegenwart die bewundernswürdigste Tapferkeit, und wirkte also durch sein eignes Beispiel desto nachdrüklicher auf die Gemüther der übrigen. Der Erfolg dieser Unternehmung zögerte lange. Die Belagerung ward hartnäckig und mühsam; die Angriffe waren blutig und unzählbar, der Widerstand von der einen, und die Ausfälle von der andern Seite gleich häufig und nachdrucksvoll. Das Glück der Belagerer stieg oft zu einer hoffnungsvollen Höhe empor, und eben so oft sank es wieder herab, oder neigte sich auf die Seite der Belagerten. Endlich nach fünf mühseligen Monaten erklärte es sich für die erstern. Eine mächtige egyptische Flotte von siebenzig Galeeren mit Lebensmitteln und Waffen, und mit neuen Truppen beladen erschien auf der Höhe von Askalon, und brachte ihre ganze Verstärkung ohne den geringsten Widerstand, der dem Christlichen Admiral mit nicht mehr als fünfzehn Galeeren ganz unmöglich war, glüklich in die Festung.

Als

Raimund du Puy.

Alle Hoffnung für die Belagerer schien dadurch ganz vernichtet, und ein Theil von ihnen war selbst schon zum Abzug geneigt. Allein der Großmeister der Johanniter; unterstüzt von dem Patriarchen zu Jerusalem und mehreren andern Großen widersezten sich dem zaghaften Rath und drangen auf die Fortsezung der Belagerung. Baldwin und seine Schaaren rafften noch einmal alle ihre Kräfte zusammen, und drangen mit stürmender Hand in die Stadt.

Aber das überraschende Glück verblendete die Sieger, in eben dem Moment, wo sie sich ihres Sieges versichern wollten. Die Tempelritter, welche zuerst die Mauern erstiegen hatten, stürzten, von einer verderblichen Habsucht hingerissen, in die reichsten Häuser der Sarazenen und überliessen sich ganz den Leidenschaften des Raubes. Unterdessen gewinnen die Ueberwundenem Zeit, sich zu erholen, dringen mit wüthendem Eifer auf die schwindelnden Eroberer, nöthigen sie, ihr Heil in der Flucht zu suchen, und bepflanzen von neuem die Mauern.

Der König schäumte vor Unwillen, als ihm das verabscheuungswürdige Betragen der Tempel-

pelritter zu Ohren kam, und schwur bei allem was heilig war, nicht eher von seiner Unternehmung abzustehen, bis die Stadt in seinen Händen wäre. Der Zorn des Monarchen und der Drang ihres eigenen Gewissens beseelten die Tempelritter mit neuem Eifer, und machten sie entschlossen, ihre Schmach im Blute der Feinde auszulöschen. Die Einwohner von Askalon hingegen sammelten auch, durch neuen Muth belebt, neue Kräfte. Verbunden mit der egyptischen Garnison wagten sie am andern Tage wieder einen Ausfall, griffen die Belagerer mit Wuth an, zerstörten ihre Werkzeuge und ihre Schanzen, zerrissen ihre Zelte, und drangen bis an das Zelt des Königs vor. An der Spize seiner Edeln, die ihn umgaben, focht dieser Fürst mit unerschrockner Standhaftigkeit, und verschaffte dadurch selbst seinen Truppen Zeit, sich von ihrer Bestürzung wieder zu erholen. Die Tempelritter, von Eifer ihre Ehre zu retten angefeuert, stürzten sich wüthend unter die feindlichen Haufen, und die Johaniter aus Eifersucht, um nicht von jenen übertroffen zu werden, warfen sich jeder Gefahr muthig entgegen. Die Egypter fochten nicht weniger

Raimund du Puy.

Raimund dü Puy.

tapfer; der Sieg blieb lange unentschieden, die Schlacht war mehr ein Gemezel als ein Treffen, und dauerte vom Morgen bis an den Abend. Endlich mußten doch die Egypter weichen und sich in ihre Festung schnell zurük ziehen. Die Einwohner verloren durch diesen unglücklichen Ausgang allen Muth, so, daß sie sich endlich in die Nothwendigkeit versezt glaubten, auf einen Waffenstillstand zu dringen, um, ihrem Vorgeben nach, die Haufen der Ermordeten aus dem Wege zu räumen; in der That aber nur, um entweder Zeit zur Erholung und Verstärkung zu gewinnen, oder dem Feind Gelegenheit zu einer für sie selbst vortheilhaften Kapitulation an die Hand zu geben. Die Christen säumten nicht, diese günstige Gelegenheit zu benuzen und sahen sich dadurch endlich, nach mancher vereitelten Hoffnung, mancher überwundenen Gefahr auf die unerwartetste Art in dem Besiz einer Herrschaft, die ihnen

1154 den 12 Aug.

wieder eine nicht unbedeutende Aussicht in die Zukunft eröffnete.

In der That war seit der Eroberung von Jerusalem diese leztere die glänzendste und vortheilhafteste, die ihnen ihre Waffen und ihr gutes

Glück

Glück verschafft hatten. Durch sie gewann der sinkende Staatskörper gleichsam ein neues Leben, das ihn wieder aufrecht erhielt, und die Gemüther der Christen wurden von dem Geiste des Vertrauens aufs neue beseelt. Raimund du Puy.

Die Nachricht von diesem unerwarteten Siege setzte die abendländische Christenheit in freudiges Erstaunen, und verbreitete zugleich eine allgemeine Hochachtung gegen die neuen Verdienste des tapfern Raimund, der eine Haupttriebfeder der lezten Unternehmung gewesen war. Diese allgemeine Hochachtung brachte den Johannitern neue Vortheile zuwege, und bewog den Pabst Anastasius IV ihre zahlreichen Privilegien zu bestätigen und ansehnlich zu erweitern. Dahin gehört, daß er den Rittern verstattete, in allen ihren Besizungen und Herrschaften Kirchen und Gottesäcker anzulegen, und ihre verstorbenen Brüder daselbst mit allen Zeremonien der Kirche zu beerdigen, ohne sich an die darauf liegenden Interdikte zu stoßen, sie möchten herrühren von welcher Hand sie wollten. Ferner verstattete er ihnen ungehinderte Ausübung des Gottesdienstes in andern interdizirten Kirchen, in dem Fall nämlich

Raimund du Puy.

——— lich, daß einige ihrer Mitglieder in Geschäften der Obern sich genöthigt sähen, diesen oder jenen Ort zu durchwandern, wo die Gotteshäuser durch dergleichen Interdikte versperrt wären.

Ungeachtet die meisten dieser und noch vieler andern Privilegien und Dispensationen, welche Anastasius in der an Raimund gerichteten Bulle den Johannitern ertheilte, bloß Bestätigungen alter von seinen Vorfahren ihnen ertheilter Vorrechte waren; so reizten sie doch den Eigennuz der lateinischen Bischöffe und des Patriarchen von Jerusalem, sich mit Macht dagegen aufzulehnen, weil sie ihre Jurisdiktion und ihre Pfründen schmälerten. Dadurch sahe sich der Orden unvermerkt in einen Zwist verwickelt, der nur mit vieler Mühe und großem Zeitaufwand beigelegt werden konnte.

Unter allen geistlichen Marterinstrumenten, wodurch die Päbste und Erzbischöffe ihren Despotismus über die Gemüther ausübten und sich der Gewissensherrschaft zu bemächtigen wußten, war die Exkommunikation, oder der Bannfluch, das wirksamste und gebräuchlichste. Besonders bediente man sich seiner gegen diejenigen Fürsten,

welche die Kirche durch Widerspenstigkeit beleidigt hatten. Der Schlag traf dann gemeiniglich das ganze Reich, und Millionen Unschuldige mußten oft für ein sehr geringfügiges Vergehen eines Einzigen büßen. Die traurigsten, niederschlagendsten Erscheinungen waren die Folgen eines solchen Interdikts. Die Altäre wurden ihres Schmuckes beraubt, die Kruzifixe, Bilder, Reliquien und Statuen umgestürzt und in tiefe Trauer gehüllt. Die Glocken verstummten, und wurden nicht selten vom Thurme gerissen. Der Gebrauch der Sakramente war auf das strengste untersagt, jedoch mit der Einschränkung, daß man neugebornen Kindern die Taufe und den Sterbenden das Abendmal, als den lezten Zehrpfennig, verstattete. Die Messe durfte nur bei verschlossenen Thüren gelesen werden; der Genuß des Fleisches war hier, wie in den Fasten, durchaus verboten; ja man trieb diese fanatische Strenge so weit, daß man den Priestern, so wie überhaupt der ganzen Klerisei, die Reinigung und selbst das Abscheeren der Haare und des Bartes untersagte. Das auffallendste war aber dieses, daß die Päbste kein Bedenken trugen, diese Bannflüche selbst gegen

Raimund dü Puy.

Raimund du Puy.

Kaiser und Könige zu schleudern. Auch waren sie, wie schon gesagt, die sicherste Triebfeder zur Beförderung ihrer eigennüzigen Absichten. Eine allgemeine Rebellion des Volkes, das über die gänzliche Einstellung des äusseren Gottesdienstes in Verzweiflung gerieth, war die nächste Folge davon. Dies zwang die Oberhäupter, sich ohne Verzug unter das päbstliche Joch zu werfen und dem eigennüzigen Despotismus des römischen Stuhls oft die blutigsten Opfer zu bringen.

Diese traurigen Folgen waren es, von welchen Anastasius die Johanniter, aus Achtung gegen ihre Verdienste, befreien wollte. Kein Wunder also, daß die Klerisei dieses zu verhindern suchte, da der Orden hiedurch ausser den Grenzen ihrer Gewalt versezt wurde, während selbst die Fürsten von Antiochien und Tripoli sich ihrer Herrschaft gänzlich unterwerfen mußten. Den größten Antheil an der Unzufriedenheit der Prälaten hatte jedoch die Dispensation von den Zehenden, in deren ununterbrochenem Besiz sie seit der Eroberung von Jerusalem gestanden hatten. Da sich nun die Ordensritter selbst durch nichts bewegen liessen, von so wichtigen Vortheilen abzustehen,

so

so appellirten ihre Gegner geradesweges an den heil. Stuhl. Dieser beharrte aber fest auf dem einmal gefaßten Entschluß, und das einzige, was die Klerisei durch den lezten Schritt gewann, waren täuschende Vertröstungen und Hoffnungen, die nie erfüllt wurden. Raimund du Puy.

Neue Schenkungen aus den Händen der vornehmsten Fürsten von Europa vergüteten dem Orden indeß diese leicht zu verschmerzende Kränkung reichlich. Und man wird sich um so weniger über diese häufigen Schenkungen wundern, wenn man bedenkt, zu welchen rühmlichen Zwecken die Mitglieder des Ordens die daraus herfliessenden Reichthüner verwendeten.

Diese Männer, die auf dem offenen Schlachtfeld ihren Feinden mit furchtbarer Tapferkeit entgegengiengen, nahmen eine ganz andre Gestalt an, wenn sie in ihre Zellen traten. Kaum hatten sie die blutigen Waffen niedergelegt, so legten sie ihre Ordenskleidung wieder an und ergaben sich ganz jenen friedlichen Beschäftigungen, zu denen sie die Stiftungsgeseze beriefen. Dieser übernahm die Pflege der Kranken, jener beschäftigte sich mit dem Empfang der Pilgrimme, ein

Raimund dü Puy.

dritter reinigte seine Waffen. Ueberall herrschte der Geist der Thätigkeit und Zufriedenheit, überall andächtige Stille; auf jedem Gesichte las man einen gewißen nachdenkenden Ernst, eine edle Betriebsamkeit des Geistes.

„Hier leben diese würdigen Menschen, sagt der heil. Bernhard, in glücklicher Eingezogenheit, durch das Band der Eintracht innigst verschwistert, ohne Weiber und Kinder, ohne irgend etwas eigenthümliches zu besitzen, selbst ihren Willen nicht ausgenommen; aber auch frei von all den Sorgen, die den andern Sterblichen den süßesten Genuß verbittern. Nie fand man sie in Müßigkeit, nie in Zerstreuung. Wenn sie aus dem Schlachtfeld zurückkehren, beschäftigen sie sich theils mit Verbesserung ihrer Waffen, theils mit Ausübung ihrer wohlthätigen Pflichten, oder sie ergeben sich heiligen Betrachtungen. Nie unterbrach ein unschickliches Wort, oder ein übermäßiges Gelächter die feierliche Stille jener heiligen Mauern. Das kleinste Geräusch wird mit den schärfsten Verweisen geahndet. Sie verabscheuen die Hazardspiele, überlassen sich nie den wilden Ergözungen der Jagd, verprassen nie ihre

re Zeit in geistloßen Gesellschaften; öffentliche Schauspiele, unnüze Gaukelein und allzufreie Gesänge sind ihnen tödtlich verhaßt. Sie baden sich selten, kleiden sich einfach, und gehen mit sonnenverbranntem Antliz und ernstem, erhabenem Blick einher. Wenn das Wiehern der Rosse die nahe Schlacht verkündigt, waffnen sie ihr Herz mit Glauben, und ihre Faust mit dem Schwerdte, ohne die edle Einfalt ihrer Kleidung, oder das Rüstzeug der Pferde durch übertriebene Künsteleien zu verunstalten. Ihre einzige Zierde besteht in den Waffen, und diese gebrauchen sie mit unerschütterlicher Standhaftigkeit in den dringendsten Gefahren, wo sie weder vor der Anzahl noch vor der Macht ihrer Feinde zittern. Ihr ganzes Vertrauen ist auf die göttliche Allmacht gerichtet, sie, die in verborgner Ferne das Schikksal der Heere lenkt; als Streiter für die Ehre des Christenthums suchen sie einen gewißen Sieg oder einen ruhmvollen Tod im furchtbaren Gewühle der Schlacht."

Raimund du Puy.

Dieses kurze, kraftvolle Gemählde liefert uns ein strenger Richter und wirklicher Augenzeuge von dem damaligen Zustand des Johanniteror-

Raimund du Puy.

dens, der heil. Bernhard. Und in der That dürfen wir dieses um so weniger für leere Deklamation halten, da die Geschichte uns Beweise genug aufstellt, wie entschieden diese Ritter ein solches Lob verdienten.

Ihr großes Beispiel, der Glanz ihrer Thaten, und der Ruhm ihrer Tugenden erregte auch unter den Vornehmen in Spanien eine edle Nacheiferung.

Es ist bekannt, daß die Mauren im achten Jahrhundert den größten Theil der Spanischen Herrschaft aus den Händen der Gothen entrissen hatten. Der kleine Ueberrest der Christen dieser Nation floh in die Asturischen Gebirge, wo sie sich allgemein unter der Fahne des Pelages versammelten und nach einem kurzen Aufenthalt daselbst wieder auf den Schauplaz hervortraten, um die Freiheit ihrer Religion zu vertheidigen. Das Glück begünstigte ihre Unternehmung, und der erste Keim zu einem kleinen Staatskörper ward gelegt, dessen Umfang aber in der Folge weiter ausgedehnt wurde. Die Nachfolger des tapferen Pelages machten auf dem Wege, den er ihnen eröffnet hatte, noch glücklichere Fortschritte, als

er

er selbst. Es gelang ihnen den Mauren mehrere Provinzen zu entreissen; nach und nach spielten sie den Krieg in verschiedene Provinzen zugleich, um ihre gegenseitige Unabhängigkeit zu behaupten, und erhoben jene Besitzungen, deren sie sich mit der Schärfe des Schwerdtes bemächtigt hatten, zu eben so vielen Monarchien. Dieses ist der eigentliche Ursprung der Königreiche Leon, Kastilien, Navarra, Arragonien, Portugall, Valenzia u. s. w. Auch die Mauern hatten ihre Eroberungen unter sich getheilt, und man traf unter ihnen Könige von Toledo, Kordova, Murzia und Granada an. — Die langen, verderblichen Kriege, welche die Spanische Krone mit diesen Leztern schon seit mehrern Jahrhunderten geführt hatten, weckten endlich in verschiedenen Edeln des Reichs den Entschluß, nach dem Beispiele der Johanniter und Tempelritter, gewiße militärische Orden zur Vertheidigung der Religion und des Staats zu errichten. Raimund du Puy.

Diesem Entschluß verdankte der Orden von Kalatrava nebst mehrern andern sein Dasein. Die erste Blüthe des oberwähnten Ordens, zog, wie alle neue Pflanzschulen, die Bewunderung seines

Jahr-

Raimund dü Puy.

Jahrhunderts auf sich. Er vereinigte alle edlen Eigenschaften seiner beiden Vorgänger, des Johanniter- und Tempelritterordens im glücklichsten Maaße, und wenn diese als die Urheber einer solchen Unternehmung zu glänzen verdienten, so verdiente es jener nicht weniger durch seinen glüklichen Nacheifer.

Aber die blühende Epoche aller dieser ruhmvollen Anstalten dauerte kaum über ein Jahrhundert. Die ersten ursprünglichen Schönheiten verschwanden allmählich an ihnen, und die simple Form verbarg sich unter einer praleriſchen Aussenseite. Der Held siegte über den Religionsfreund, Ehrgeiz und Habsucht, Stolz und thörichte Selbstsucht wurden die Triebfedern jeder großen Unternehmung, durch deren glücklichen Erfolg sie nur neue Nahrung gewannen. Man fieng an, den Beistand seines Schwerdtes nur gegen Belohnungen und willkührliche Preise zu gewähren, und erniedrigte so den Ruhm der Handlung selbst.

Einen redenden Beweis davon gaben schon um diese Zeit die Johanniter selbst, die sich weigerten, die Vertheidigung von Paneas zu übernehmen, bevor Onfroy von Thoron, dem diese

Stadt

Stadt eigenthümlich zugehörte, sich verbindlich gemacht hatte, Herrschaft und Einkünfte mit ihnen zu theilen. Raimund dü Puy.

Paneas, ehmals Cäsarea Philippi, eine Stadt Phöniziens, lag am Fuß des Berges Libanon, und war die Gränzfestung gegen Damas, einer Provinz des furchtbaren Noradins. An ihrer Vertheidigung war also sehr viel gelegen, und Onfroy, der kein anderes Rettungsmittel sah, mußte die Forderung der Johanniter bewilligen. So bald er seine Zusage gegeben hatte, liessen die Ritter Waffen und Lebensmittel von Jerusalem herbeischaffen. Ein großer Zug von Pferden und Kameelen mit Kriegsmunition beladen gieng unter einer zahlreichen Bedeckung nach Paneas ab. Noradin erhielt aber Nachricht von dieser Unternehmung und beschloß, ihnen zuvor zu kommen. Er besezte alle Wege, und umringte den ganzen Zug. Die Ritter wehrten sich tapfer, sie mußten aber der überlegenen Anzahl und der günstigern Lage der Feinde weichen, und kamen fast alle um. Noradin benuzte seinen Sieg, und rückte sogleich vor die Stadt. Ein nachdrücklicher Angriff brachte sie nach wenig Tagen in seine Hände. Die Einwohner

Raimund du Puy.

wohner warfen sich in die Festung, wo sie sich noch lange gegen den Sieger zu halten hofften. Der König von Jerusalem eilte mit schnellen Schritten zum Entsaz herbei. Seine Ankunft rettete die Belagerten. Sobald Noradin die Annäherung des Königs erfuhr, legte er Feuer an die Stadt, und zog sich eilig in einige Pläze zurück, in welchen er nicht so leicht angegriffen werden konnte. Der König zog ohne Widerstand in die Stadt, ließ sie schleunig wieder in bessern Stand sezen, versah die Burg mit neuen Truppen und Lebensmitteln, und trat alsdenn seinen Rückzug an. Aber der glückliche Erfolg seiner Unternehmung hatte ihn zu sicher gemacht, er marschirte ohne Vorsicht. Schnell eilte Noradin aus seinen Schlupfwinkeln wieder hervor, überfiel den König bei einem engen Paß und zerstreute seine Truppen beinah ohne Widerstand. Der König selbst wurde kaum gerettet, die meisten Officiere geriethen in Gefangenschaft. Die Tempelritter waren beinah eben so unglücklich bei diesem Auftritt, als es die Johanniter bei Noradins vorhergehendem Ueberfall gewesen waren;

Ber-

Berkrand von Blancheford, ihr Großmeister selbst, wurde gefangen. Raimund du Puy.

Die Wiedereroberung von Paneas war die nächste Folge dieses Sieges. Aber das Glück, der Sieger scheiterte an der Festung, in welche sich die Besazung und die Einwohner der Stadt wieder zurückgezogen hatten. Inzwischen unternahm Noradin im folgenden Feldzug die Belagerung der Festung Suete oder Czuete, einer alten Stadt, welche gleichsam der Schlüssel zu der Provinz Damas war. Der König von Jerusalem eilte sogleich zum Entsaz dieser Festung herbei, die von so großer Wichtigkeit für die Christen war. Noradin zog ihm entgegen und in der Ebene von Putaha kam es zum Treffen. Der König, an der Spize seiner Edeln, unterstüzt von den beiden militärischen Orden, drang mit unwiderstehlicher Gewalt in die Feinde ein, und warf sogleich die Vortruppen über den Haufen. Allein nun traf er auf die Linien des Generals Sirakon, welche aus alten geübten Kriegern bestanden, und nun begann erst die Hize der Schlacht. Lange wurde auf beiden Seiten mit gleichem Glück gefochten. Erhizt durch einen 1158.

so

Raimund du Puy.

so unerwartet langen und heftigen Widerstand, und ermuntert durch das Zureden ihrer edeln Anführer, rafften endlich die Christen noch einmal alle ihre Kräfte zusammen, und fielen den Feind mit neuer Wuth an. Länger konnte dieser ihrer vereinten Kraft nicht widerstehen, er zog sich also zurück, doch immer in der besten Ordnung. Aber jezt erschien auf einmal der König mit dem Grafen von Flandern an der Spize einer sehr starken Reiterei, welche dieser ihm zugeführt hatte, an dieser Stelle des Treffens, brach in die Linien der Unglaubigen ein, und zwang sie, schleunig die Flucht zu nehmen. Sie flohen nun in der größten Unordnung, und sechstausend ihrer tapfersten Soldaten blieben auf dem Schlachtfeld, noch weit mehre waren verwundet und gefangen. Die Christenheit gewann durch diesen entscheidenden Sieg, was sie lange nicht genossen hatte, eine kurze Ruhe zu ihrer Erholung.

1160.

Ungefähr um diese Zeit starb der ehrwürdige Großmeister des Ordens, Raimund du Puy. Gedrükt von der Bürde eines achtzigjährigen Greisenalters, mit Wunden bedekt und mit Ruhm überhäuft, hatte sich dieser tapfre Kämpfer für

die

die Ehre Jesu schon seit einigen Jahren in seine stilleren Kreise zurückgezogen. Von seinen Mitbrüdern mit unbeschränkter Hochachtung verehrt, erwartete er in ihrer Mitte den Abschied von ihnen. In ihren Armen fand ihn der Tod; ruhig und gelassen, wie er ihm in den Schlachten entgegen gegangen war, sah er auch jetzt seiner Erscheinung. Raimund dü Puy.

Sein Nachfolger war Auger von Balben, ein französischer Edelmann aus der Provinz Dauphine'; ein Mann, dessen heller Verstand und unverfälschter Religionseifer das Vertrauen des Ordens rechtfertigte, und dessen Einfluß selbst in den politischen Berathschlagungen des Königs von großem Gewicht war. Er war kaum zwei Jahre auf seinem Posten, aber diese kurze Zeit war durch viele wichtige Angelegenheiten, die er glüklich beendigt hatte, ausgezeichnet. Eine doppelte Zwietracht drohte während seiner Regierung der Kirche und dem Christlichen Staat in Palästina eine Zerrüttung. Auger von Balben.

Um diese Zeit erhob sich die Trennung der Abendländischen Kirche unter Pabst Alexander III und dem Gegenpabst Viktor III. Auf einem

Auger von Balben. Concilium zu Nazareth sollte entschieden werden, welchen von beiden Päbsten Palästina anerkennen solle. Die Stimmen waren getheilt, und der König, wegen einer nachtheiligen Trennung besorgt, machte den Vorschlag, sich vor der Hand für keinen von beiden zu erklären, sondern die Entscheidung der Kirche abzuwarten. Die meisten waren geneigt, diesen Vorschlag anzunehmen. Allein Auger von Balben und der Erzbischoff von Tyrus sezten sich mit Nachdruck dagegen, erklärten Alexander den III für den rechtmäßigen Besitzer des heil. Stuhls, und jeden schwankenden Aufschub seiner Annahme für unerlaubt, und erhielten durch ihren Eifer und durch ihre Beredtsamkeit, daß das Concilium ihn auch für rechtmäßig erkannte.

Eben so klug und eben so glücklich begegnete der verdienstvolle Großmeister der Johanniter einer andern Tremung, welche den Staat selbst bedrohte. Balduin, der tapfere vortrefliche König, wurde im drei und dreißigsten Jahr seines

1163 im Februar. thatenvollen Lebens durch einen jüdischen oder arabischen Arzt vergiftet, und starb ohne Kinder.

Nach dem, seit Gottfried von Bouillon beobach-

teten

keten Gebrauch, kam nun die Krone an seinen jüngern Bruder Almarich. Allein mehrere Große des Reichs, welche selbst einen heimlichen Anschlag auf die Thronfolge hatten, erklärten Jerusalem für ein bloßes Wahlreich, indem auch selbst diejenigen, die den Thron bisher durch die Erbfolge erhalten hätten, doch nicht um ihrer Geburt sondern um ihrer Verdienste willen erwählt worden seien. Mehrere Edelleute, eingenommen durch den Verdacht, den man ihnen wider Almarich beigebracht hatte, traten auf ihre Seite. Indeß fehlte es diesem Prinzen nicht an Anhängern, die Geistlichkeit und das Volk erklärten sich für ihn, und als Erbe von Jaffa und Askalon konnte er seine Ansprüche auch nachdrücklich unterstüzen. Die Gegenparthei selbst, trennte sich durch ihre gegenseitigen Absichten, die einander durchkreuzten. Aber beide Theile rüsteten sich doch, ihre Ansprüche mit den Waffen in der Hand zu behaupten, und wahrscheinlich hätte sich der Streit nur durch eine blutige Schlacht entschieden. Die traurigen Folgen, die ein bürgerlicher Krieg für die ganze Christenheit im Orient befürchten ließ, mußten jeden mit Schrecken erfüllen. Mit ini-

Auger von Balben.

Auger von Balben.

niger Freude sahen deswegen alle Gutgesinnten den edeln Auger von Balben, als er mit allem Nachdruck bemüht war, den abtrünnigen Großen ihre eigene Gefahr bei ihrem Unternehmen vorzustellen, und sie auf ihren wahren Vortheil aufmerksam zu machen. Es gelang dem ehrwürdigen Greis die widerspenstigen Gemüther zu vereinigen, und Almarich wurde den 8 Februar 1165 in der Kirche zum heil. Grab gekrönt.

Nicht lange überlebte der Großmeister diese glückliche Begebenheit, welche der Staat seiner Klugheit allein zu danken hatte. Ein schleuniger Tod nahm ihn von dem Schauplaz hinweg, auf dem er noch lange verdient hätte zu glänzen.

Arnold von Comps.

Jezt trat Arnold von Comps, aus einem vornehmen Hause in der Provinz Dauphine' geboren, an die Spize des Ordens. Neue Einfälle der Sarazenen riefen ihn gleich nach dem Antritt seiner Würde ins Feld, und eröffneten ihm Gelegenheit, zu zeigen, daß er seinem würdigen Vorfahrer eben so an Verdiensten gleich komme, als er ihm an Jahren gleich war. Die Veranlassung des neuen Krieges war folgende.

Nach-

Nachdem Balduin III Gaza wieder herge- Arnold von
stellt und Askalon erobert hatte, war es ganz in Comps.
seiner Gewalt, die Gränzen von Egypten un-
aufhörlich zu beunruhigen. Der Kalif Elfeis
bot ihm also einen Tribut an, um dadurch die
Sicherheit seiner Staaten zu erkaufen. Allein
sein Nachfolger, der Kalif Adhad, oder viel-
mehr sein Minister Sannar, der unter dem Na-
men eines Sultans Egypten unumschränkt be-
herrschte, weigerte sich auf einmal, den Chri-
sten ferner diesen Tribut zu entrichten, und um
einen für seine Nation so schimpflichen Vertrag
öffentlich zu brechen, rückte er mit einer starken
Armee ins Feld und verheerte die Gränzen von
Judäa.

Almarich, der mit seines Bruders Thron auch
seine Tapferkeit und seine Geistesgegenwart ge-
erbt zu haben schien, brannte vor Ungeduld, den
schändlichen Friedensbruch zu rächen. Mit sei-
ner ganzen Macht, von dem Adel des Reichs
und den beiden Orden begleitet, eilte er in schnel-
len Tagereisen dem Feind entgegen.

Beide Partheien rüsteten sich zu einer bluti-
gen, entscheidenden Schlacht, als plözlich ei-

Arnold von Comps.

ne neue Kriegsmine in dem Innern von Egypten ausbrach, und den Sultan nöthigte, den gegenwärtigen Schauplaz zu verlassen, und seine Waffen nach jener Gegend hinzukehren. Es wäre dem König von Jerusalem ein leichtes gewesen, aus diesem schleunigen Rückzug des Sultans die glücklichsten Vortheile zu ziehen; aber der Geist der Entschlossenheit verließ ihn in eben dem Moment, wo er seiner am meisten bedürftig war; und so gewann Palästina durch diesen vortheilhaften Zufall nichts weiter, als eine flüchtige Erholung von den Stürmen des Kriegs.

Um das, was hier von den Begebenheiten des Sultans berührt worden ist, richtig zu verstehen, müßen wir einen Blick in die Zeiten Mohammeds und seiner ersten Nachfolger zurückwerfen.

Nach dem Tode dieses Mannes standen mehrere Fürsten aus seiner Familie auf, die unter dem Titel der Kalifen sich für die rechtmäßigen Nachfolger desselben, auf dem Thron und in seinem prophetischen Amt, erklärten. Um sich ein desto größeres Ansehen zu verschaffen, ließ jeder von ihnen einen eigenen Kommentar über den Koran verfertigen.

Abulabbas, mit dem Beinahmen Saffah, ein Enkel Mohammeds, oder doch aus seinem Blut entsprossen, war öffentlich zum Kalifen ernannt worden, und hatte der Abbasidischen Dynastie ihren Ursprung gegeben. Sieben und dreißig dieser Kalifen folgten ununterbrochen auf einander, und wurden von allen Asiatischen Mohammedanern, besonders aber von den Selgeuzidischen Turkomannen für die rechtmäßigen Nachfolger Mohammeds erklärt. Arnold von Comps.

Gegen das Jahr 908 nach Christi Geburt entstand in Afrika eine zweite Dynastie unter dem Namen der Fatimitischen, die ihren Ursprung in gerader Linie von Ali, dem Sohne der Fatime, Tochter des Mohammeds herleitete. Vier und sechszig Jahre nachher drang Moëz Dinillah in Egypten ein, unterwarf es seiner Herrschaft und zwang die Einwohner, sich insgesammt für die Lehre des Ali, als die einzige wahre zu erklären, indem er ihnen zu gleicher Zeit den Glauben an die Lehre des Omar und der Abbassidischen Kalifen auf das schärfste untersagte. Diese Lezteren hatten ihren Thron in Bagdad aufgeschlagen und lebten mit der Fatimitischen Linie, von den er-

Arnold von Comps.

sten Abkömmlingen derselben, bis auf den Kalifen Adhad der oben angeführt worden ist, in ununterbrochener Zwistigkeit.

Alle jene verschiednen Grundsäze, Glaubenssysteme und angemaßte Genealogien, die ein immerwährendes Feuer der Zwietracht zwischen den verschiedenen Dynastien anzündeten, waren von jenen Fürsten nur erfunden worden, um ihren Ursurpationen einen Schein des Rechts zu geben. Sobald aber ihre Macht und ihr Ansehen diese schwankenden Stüzen entbehren konnte, spotteten sie selbst jener ehemaligen Hülfsmittel. Ein gewisser Thabetheba frug den Kalifen Moëz etwas spöttisch, von welchem Zweige des Fatimitischen Hauses er abstamme? Der Kalif, welcher an der Fronte einer furchtbaren Armee stand, zog gleichgültig seinen Säbel und versezte: „hier sind meine Aeltern und meine Ahnen; hier — indem er Gold unter die Soldaten warf — hier meine Kinder und meine Nachkommenschaft!“

Indessen sank das Ansehen der Kalifen dieses Hauses mit dem Tode Moëz gänzlich, und der Zügel der Regierung erschlaffte in den Händen verzärtelter Nachkommen, die der Geist ih-

rer

rer tapfern Vorfahren verlassen hatte. Sie überliessen alle Geschäfte des Staats der Wilkühr ihrer ersten Minister, die unter dem Namen eines Sultans das ganze Reich mit einer Art von Souveränite' beherrschten. Nach und nach machten diese Minister sich selbst unabhängig. Sie sorgten dafür, daß die Kalifen selten oder nie aus dem entkräftenden Taumel erwachten, der ihren Geist umnebelte. In dem Innersten des Serails, von einem Schwarm wollustathmender Weiber umschlossen, wurden sie von Ergözungen hingerissen, bis sie selbst den Gedanken an den Zweck ihres fürstlichen Daseins verloren. Kaum liessen die Minister ihren Herrn noch einen schwachen Schein von ihrer ersten Hoheit übrig. Zwar führten die Münzen noch das Wappen des Kalifen; er hieß noch der Erste in den öffentlichen Gebeten, und die Sultane mußten ihre Investitur nebst den Zeichen ihrer Würde aus den eignen Händen des Schein-Monarchen empfangen. Aber dieses leere Zeremoniel war auch das Einzige, was noch die Person des Regenten von der Person eines Privatmannes unterschied. Wehe ihnen, wenn sie es gewagt hätten, den Ansprüchen irgend ei-

Arnold von Comps.

Arnold von Comps.

nes ihrer Höflinge auf die Sultanswürde entgegen zu treten; weh' ihnen, wenn sie Mine gemacht hätten, das Joch abzuschütteln, welches ihnen ihre Henker auflegten.

Eben ein solches Schattenbild eines Regenten war der Kalife Adhad in Egypten, unter dessen Regierung Sannar oder Saver als Sultan die Oberherrschaft führte. In dem Augenblik, da dieser Minister im Begriff war, die Christen anzugreifen, wurde er durch eine mächtige Verschwörung wider ihn, die seine Abwesenheit benuzt hatte, seiner Würde entsezt. Hargan, der Anführer dieser Verschwörung, wurde an seine Stelle erhoben und erhielt das Kommando über die Armee. Dieser unvermuthete Vorfall hatte Sannar gezwungen, seine Plane gegen die Christen schnell zu verlassen, um im Innern des Reichs seine eigne Würde zu vertheidigen.

Kaum hatte dieser neue Sultan, Hargan, ein Sarazene von Geburt, die Macht seines Nebenbuhlers gänzlich gebrochen, so zog er mit seinen Schaaren gegen den König von Jerusalem aus. Es kam zu einer blutigen Schlacht, worin jedoch die leichtbewaffneten, halbnackten Egyptier,

ter, deren Kriegsinstrumente bloß in Bogen und Pfeilen bestanden, den Kürzern zogen. Almarich behauptete das Schlachtfeld, die Feinde zerstreuten sich, und liessen ihren reichen Kriegsvorrath in den Händen der Christen, die nun mit großen Tagreisen in die Egyptischen Provinzen einrükten, und unter der Anführung ihres Monarchen Furcht und Schrecken vor sich her verbreiteten. Arnold von Comps.

Hargan, der seinen Untergang vor Augen sah, nahm in der Verzweiflung seine Zuflucht zu einem Mittel, das eben so gefährlich war als das Uebel selbst, das er dadurch abhalten wollte. Um den reissenden Strom der feindlichen Menge aufzuhalten, und Zeit zu gewinnen um Verstärkung aus Oberegypten herbeizuziehen, ließ er plözlich alle Dämme des Nils durchstechen und das ganze Land unter Wasser sezen. Während er sich auf diese Art gegen den Angriff der Christen völlig gesichert glaubte, brach von der entgegengesezten Seite ein neuer nicht weniger furchtbarer Sturm wider ihn loß.

Sannar, den er seiner Würde beraubt hatte, war zu Noradin, dem Sultan von Alep geflohen, und hatte diesen um Hülfe angerufen. Er ver-

sprach

Arnold von Comps.

sprach dem Sultan, sich ihm als Vasall zu unterwerfen und ihm ein Drittheil von den Einkünften Egyptens als Tribut zu bezahlen, wenn er ihm wider Hargan beistehen und ihm den Besiz seiner vorigen Würde wieder verschaffen würde. Noradin, ein eben so feiner Staatsmann als großer General, glaubte die Gelegenheit vor sich zu sehen, wo er sich selbst auf den Thron von Egypten emporschwingen könnte. Ausserdem daß dieser ehrgeizige Wunsch selbst lange schon in seiner Brust entstanden war, bekannte er sich auch zu der Abbassidischen Sekte, und war dadurch in das Staatsinteresse des Hofes zu Bagdad tief verflochten; überdies schien es ihm jezt Sache der Religion zu sein, den Spaltungen in der Mohammedanischen Kirche durch die gänzliche Ausrottung der Fatimiten, welche die Selgeuzidischen Turkomannen als Kezer behandelten, ein Ende zu machen. Um so mehr eilte er, Sanners Anliegen Gehör zu geben, und ihn von Einem Feinde zu befreien, um ihm einen andern furchtbareren in seiner eigenen Person entgegen zu stellen. Der Vertrag ward so schleunig, als möglich aufgesezt und von beiden Theilen unterschrieben. So

fort

fort stellte Noradin ein mächtiges Heer auf die Beine, und übergab dem Egyptier zum Schein das Kommando darüber, während er den Soldaten heimlich Befehl gab, seinem vertrauten Feldherrn Sirakon oder Shirgowich unbedingten Gehorsam zu leisten. Arnold von Comps.

Hargan war durch diese unerwartete Verbindung in ein furchtbares Gedränge gerathen. Vorwärts konnte er nicht; die Ueberschwemmung des Nils drohte ihm den Untergang, und die Christen belauschten jede seiner Bewegungen, hinter seinem Rücken hatte ihm jezt Noradins Armee den Weg versperrt. Zwischen streitenden Entschlüssen ängstlich umhergeworfen, bot er dem König von Jerusalem den Frieden an. Nur unter der einzigen Bedingung gab Almarich seinem Antrag Gehör, daß er sich verbindlich machte, den festgesezten Tribut, der die erste Veranlassung zu dem gegenwärtigen Kriege gewesen war, ununterbrochen fortzuzahlen. Ueberdies begehrte der König noch einen beträchtlichen Ersatz für die Kriegskosten. Hargan glaubte in einem so gefährlichen Zeitpunkt, den Frieden nicht zu theuer zu erkaufen, und unterzeichne-

te

Arnold von Comps.

_____te alles. Mit verstärktem Nachdruck rückte er nun auf die Turkomannen loß. Die Heere stießen furchtbar an einander, das Treffen war hartnäckig und blutig, aber der Sieg neigte sich auf die Seite des Noradin. Hargan selbst kam in der Schlacht um. Durch diese erwünschte Entscheidung ward Sannar wieder in den Besiz seiner vorigen Würde versezt und triumphirte über den Tod seines Nebenbuhlers. Seine Macht stand nun wieder in ihrer ersten Blüthe, und alles was ihr entgegen war mußte neben ihr in den Staub sinken. Er belohnte seine Anhänger, erwürgte seine Feinde, und vergaß in dem Schwindel der Hoheit selbst die Dankbarkeit, welche er seinem Beschüzer, dem Sultan Noradin, schuldig war, entweder weil er seiner Hülfe nicht mehr bedurfte, oder weil er durch den Sieg von der Verbindlichkeit gegen den Sieger befreit zu sein glaubte.

Noradin ertheilte seinem Feldherrn Schirgowich Befehle, die Undankbarkeit des Egypters zu ahnden, worauf dieser sich sogleich der Stadt Alexandrien und Belteis, ehedem Pelusium genannt, mit stürmender Hand bemächtigte. Sannar

nar nahm in der Bestürzung seine Zuflucht zu dem König von Jerusalem, und versprach ihm nicht nur Vermehrung des jährlichen Tributs, den sein Vorfahrer bewilligt hatte, sondern auch noch ausserdem beträchtliche Summen. Almarich unterzeichnete den Vertrag und ließ ihn dem Kalifen selbst auch, wenigstens um der Form willen, zur Bestätigung vorlegen. Hierauf vereinigte er sich mit Sannar; Noradins Armee ward geschlagen, und die beiden Eroberungen fielen nach einer kurzen Belagerung wieder in die Hände des ersten Besitzers zurück. So ward Sannar von neuem in den Besiz seiner usurpirten Souveränität eingesetzt, und Almarich kehrte mit Ruhm gekrönt in sein Königreich zurück. Arnold von Comps. 1166.

Eine Unternehmung, woran die Ordensritter leider nur zu vielen Antheil hatten, beflekte bald darauf den Glanz dieses Ruhmes. Almarich gehörte in die Klasse derjenigen Fürsten, deren Habsucht und brausender Ehrgeiz immer weit aussehende kühne Plane entwirft. Seit seiner Zurückkunft aus Egypten war das Bild der Größe und des Reichthums, welches dieses Land in seiner Seele zurückgelassen hatte, nie von seiner Phan- 1167.

tasie

Arnold von Comps.

tasie gewichen. Er sah in einem so mächtigen Staat einen furchtbaren Nachbar, gegen den es bald schwer werden konnte, das heilige Land zu vertheidigen. Er sah, wie leicht es einem krie-gerischen Kalifen oder Sultan sein müßte, Palä-stina wieder zur Egyptischen Provinz zu machen, wie es vor den Zeiten Gottfrieds von Bouillon schon gewesen war. Sein Reich fester zu grün-den, und den Besiz desselben seinen Nachkommen zu sichern, beschloß er die Eroberung Egyptens. Das Verlangen nach den Schäzen des Kalifen beseelte seinen Entschluß, und die Kenntniß der Zaghaftigkeit der Nation erhöhte seinen Muth.

Aber zu einem so wichtigen Unternehmen wa-ren doch seine Kräfte nicht stark genug. Es fehl-ten ihm Geld und Truppen, und vorzüglich eine Flotte um die Egyptischen Häfen einzuschliessen. Seinen Plan durchzusezen, mußte er schlechter-dings einen Bundsgenossen haben, der alle diese Bedingungen erfüllen konnte, und dieser sollte Immanuel Comnenus der Kaiser von Constanti-nopel sein. Wilhelm von Tyrus war der Ab-gesandte, durch den Almarich ihm den Antrag zu einem Bündniß wider Egypten machen ließ. Der

Antrag

Vertrag wurde glücklich geschlossen und Comnen ließ sogleich eine Flotte ausrüsten. Eine Hauptbedingung zu der vorgesezten Eroberung war durch die Hoffnung einer Seemacht erfüllt; Almarich hatte also weiter keine Sorge, als seine Landmacht ansehnlich zu verstärken. Arnold von Comps.

Indessen war Arnold von Comps gestorben, und Gilbert von Assalit an seine Stelle zum Großmeister der Johanniter erwählt worden. Gilbert von Assalit.

Durch seinen Charakter und durch seine Gefälligkeit hatte Gilbert sich des Königs Zutrauen erworben, durch Versprechungen und allerhand glänzende Vorstellungen suchte ihn jezt dieser für seinen Plan zu gewinnen. Es gelang ihm, den Großmeister in sein Interesse zu ziehen, und ihn von der Nothwendigkeit und von den Vortheilen seines Unternehmens zu überzeugen. Nicht so leicht war es, die übrigen Glieder des Ordens zu gewinnen. Die Meinungen waren sehr getheilt in den Rathsversammlungen, die über diesen Gegenstand gehalten wurden. Die ältesten Johanniter fanden die Unternehmung ihrer ganzen Bestimmung zuwider, welche sie zwar zum Kampf gegen die Unglaubigen, aber nicht gegen solche unter ihnen,

Gilbert von Assalit.

mit denen sie Frieden gemacht hätten, zur Vertheidigung des heiligen Landes, aber nicht zu neuen Eroberungen, rief. Allein der Großmeister sowohl als der König selbst hatten ihre Anhänger in dem Orden, die für den Krieg stimmten und nicht minder scheinbare Gründe für ihre Stimme anzuführen wußten. Die Wünsche des Königs wurden auch wirklich erfüllt, der Orden bewilligte die Unterstüzung der vorgenommenen Eroberung Egyptens. Der Großmeister erhielt Vollmacht, zur Ausrüstung seiner Armee in den Banken von Florenz und Genua Geld aufzunehmen. Assalit nahm eine große Anzahl Truppen in den Sold des Ordens; die Aussichten einer glänzenden Eroberung und die Hoffnung Egyptens Schäze unter sich zu theilen, zog noch eine Menge Freiwilliger herbei; er konnte also dem König eine sehr ansehnliche Armee zuführen. Die Tempelritter wollten an der Unternehmung keinen Theil nehmen, sei es, weil sie nicht hoffen konnten, dem Glanz der Johanniter gleich zu kommen, oder, wie sie vorgaben, weil sie den Krieg für ungerecht hielten.

An der Spize einer zahlreichen glänzenden Armee rükte nun Almarich, von dem Großmeister Assalit begleitet, ins Feld. Gilbert von Assalit.

Der Friedensvertrag, der zwischen dem egyptischen Hofe und dem König von Jerusalem herrschte, ward zerrissen, und ehe man in Egypten noch den leisesten Wink davon erhalten hatte, stand Almarich, ein kühner, furchtbarer Feind, schon vor den Mauern von Belbeis. Der Angriff geschah mit Nachdruck und Entschlossenheit. Aber die Belagerer fanden einen weit heftigeren Widerstand, als sie vermuthlich erwartet hatten. Sannars Sohn und einer seiner Neffen hatten das Kommando in der Stadt, und wehrten sich mit Standhaftigkeit und Kraft. Die große Anzahl der Einwohner, die sich alle zur Vertheidigung waffneten, erschwerte dem König schon diesen ersten Schritt. Die Einnahme der Stadt kostete das Blut seiner tapfersten Soldaten und einer Menge Officiere. Endlich mußten doch die Belagerten die Thore öffnen. Wüthend stürzten nun die Sieger hinein, verbreiteten Mord und Zerstörung überall, und mischten ihren schwärmenden Triumph in das Klaggeschrei der Besiegten. 1168.

Gilbert von Assalit.

Weiber und Jünglinge, Kinder und Greise — alles ward ein Opfer der Grausamkeit. Die Stadt schwamm in Blut; des Mordens schien gar kein Ende; man hätte glauben sollen, die Christen wetteiferten mit den Unglaubigen in Unmenschlichkeit und Blutgier. Zulezt gewann doch die Habsucht über die Tyrannei die Oberhand. Das gemeine Volk war grösztentheils niedergemezelt. Die geringe Anzahl der Vornehmen, die noch übrig geblieben waren, wurden verschont um ihren Henkern die verborgnen Schäze in die Hände zu liefern. Unermeßlich waren die Forderungen dieser Menschen, und wer sie nicht befriedigen konnte, ward ohne Mitleid in die drükendste Sklaverei geschleppt. Almarich übergab die Festung, dem Vertrage gemäß, dem Großmeister Assalit und wendete sich darauf mit seinem Heere nach Kairo.

Die Bestürzung des Sultans, als er die Eroberung von Belbeis und die Gefangenschaft seines Sohnes und Neffen erfuhr, ist unbeschreiblich. Da er auf die Tapferkeit seiner ungeübten Truppen wenig bauen konnte, so blieb ihm für jezo kein anderes Mittel übrig, als sich unverzüglich

lich dem Sultan Noradin, den er noch vor kurzem so unerhört treuloß behandelt hatte, in die Arme zu werfen. Damit er aber Zeit gewinnen möchte, sowohl den Beistand dieses Fürsten, als die in den Provinzen zerstreut liegenden Truppen herbeizuziehen, ergriff er die Maske der Verstellung, und sandte dem König von Jerusalem Deputirte entgegen, die durch glänzende Versprechungen, seinen reissenden Fortschritten Einhalt thun sollten. Zur Erhaltung des Friedens und zum Lösegeld für die Auslieferung der gefangenen Prinzen wurden ihm 2 Millionen Goldgulden angeboten — eine für die damaligen Zeiten ungeheuere Summe, die kaum in ganz Egypten aufzutreiben war. Gilbert von Assalit.

Almarich, dessen Habsucht in diesem Antrag eine verschwenderische Goldgrube fand, die ihm mehr am Herzen lag, als die Eroberung des ganzen Reichs, die mit so vielem Blutverlust und Geldaufwand verknüpft war, nahm ohne Bedenken den Antrag an, und erhielt auf Abschlag der versprochenen Summe für die Loßlassung der beiden Gefangenen sogleich 100,000 Goldstücke, mit der Entschuldigung, daß man Zeit gewinnen müsse, den Rückstand in den Provinzen zusammen zu

Gilbert von Asselit.

——— treiben, wozu denn unumgänglich nöthig wäre, daß wenigstens für jezt ein kurzer Waffenstillstand errichtet würde, und der König entweder an dem gegenwärtigen Ort sein Lager aufschlüge, oder doch nur langsam vorwärts rükte, damit kein Aufstand unter den Einwohnern erregt würde.

Almarich gieng alle diese Bedingungen mit Freuden ein und genoß schon im Geiste die verschwenderischen Früchte der Zukunft, die seine kühne Entschlossenheit krönen sollten. Ihm ahnete gar nichts von dem Betrug der ihm gespielt wurde, und selbst die Warnungen seiner vornehmsten Offiziere vermochten nicht, ihn aus seiner Verblendung zu wecken.

Unterdessen rüstete sich Sannar zu einem furchtbaren Angriffe und brachte den Sultan Noradin auf seine Seite, der seinen General Sirakon ihm mit einer ansehnlichen Macht zu Hülfe schikte. Kaum hörte Almarich von der Annäherung einer feindlichen Hülfsarmee, so raffte er seine Kräfte in der äussersten Bestürzung zusammen und stellte sich ihr entgegen, um ihre Vereinigung mit Sannar zu verhindern. Aber Sirakon vermied sorgfältig jede Gelegenheit, sich mit ihm

in

in ein offnes Treffen einzulassen, suchte ihm unaufhörlich auf unbekannten Wegen und durch verborgne Schlupfwinkel auszuweichen, und führte glücklich seine Truppen zu der Armee des Sultans. Gilbert von Assalit.

Alles schien sich jezt vereinigt zu haben, den unglücklichen König in den Untergang zu stürzen, den ihm seine Unbesonnenheit selbst bereitet hatte. Eine Flotte, die der Kaiser von Konstantinopel zu seinem Beistand in die See gestellt, und auf die er seine lezte Hofnung gestüzt hatte, gieng im Sturme unter. Seine Armee schmolz mit jedem Tage mehr zusammen. Was die Krankheit verschonte, raubte die Desertion, die schon allgemein zu werden anfieng. Almarich, der alle Hoffnung verloren hatte, den gegen ihn vereinten Kräften zu widerstehen, hielt den schleunigsten Rückzug für das einzige Mittel, welches ihn retten könnte. Ohne Hoffnung, Belbeis gegen eine furchtbare Macht, mitten im feindlichen Lande von aller Hülfe abgeschnitten, zu erhalten, zog er die Besazung wieder an sich und hinterließ auch noch diese einzige Eroberung wieder in den Händen der Feinde. Bedekt mit Schande und Schaam wegen einer eben so ungerecht angefangenen als un-

Gilbert von Assalit.

glücklich ausgeführten Unternehmung, langte er endlich mit den armseligen Trümmern seiner Armee, in den Mauern seiner Hauptstadt an.

Noch drückender waren die Folgen dieser mißlungenen Unternehmung für den Großmeister, der durch seinen Beitritt einen nicht geringen Antheil daran gehabt hatte. Die Höflinge, deren zweifelhafte Existenz immer an den lächelnden Minen der Majestät hängt, bestrebten sich, den jungen König zu vertheidigen, und wälzten daher die ganze Last auf den unglücklichen Gilbert von Assalit. Die Ordensbrüder überhäuften ihn mit ungestümen Vorwürfen, sie beschuldigten ihn öffentlich, einer grenzenloßen Eitelkeit, die ihn allein zu dem ungeheuern Aufwand verleitet habe, wodurch der Orden in eine Schuld von zweimalhunderttausend Dukaten — eine für jene Zeiten unermeßliche Summe — gestürzt worden sei.

Dem Spott der Einen und den Vorwürfen der Andern zu entgehen, legte er in einer feierlichen Versammlung des Ordens seine Würde nieder, die ihm jezt zur Last wurde, und verließ Palästina auf ewig. Unmittelbar nach dieser feierlichen Entsagung schikte sich die Versammlung zu

einer

einer neuen Wahlkapitulation an, und überreichte einem alten Mönch, Gastus, oder Castus, dessen Vaterland und Herkunft zweifelhaft ist, das Großmeistergewand. Gastus. 1169.

Der schleunige Rückzug des Königs von Jerusalem hatte zwar dem Sannar auf der einen Seite Luft gemacht, desto enger sah er sich aber von der andern eingeschlossen. Ein gefährlicher Feind bewachte hier alle seine Bewegungen, ein Feind, der um so gefährlicher war, da er sich ihm nur in der Maske der Freundlichkeit zeigte. Dieser Feind war Sirakon, der ihm zwar auf Befehl seines Herrn zu Hülfe gekommen war, aber mit der Bedeutung, nicht eher von seiner Seite zu weichen, bis er befriedigende Rache für die Undankbarkeit des Sultans gegen seinen ehemaligen Bundesgenossen, genommen hätte. Beide Heerführer hefteten ein unverwandtes Auge auf einander, beide arbeiteten nach entgegengesezten Zwecken. Sannar konnte keinen Arm bewegen, so lange Shirako ihm zur Seite stand. Er wandte alle ersinnliche Mittel an, seiner auf eine gute Art los zu werden, verschwendete Schmeicheleien und Versprechungen — aber ver-

Gastus. gebens. Sirakon stand wie eingewurzelt, und behielt seine Maske unveränderlich bei. Seine einzige Absicht gieng dahin, den treuloßen Sannar in seine Gewalt zu bekommen. Nach vielen vergeblichen Versuchen siegte endlich seine Verschlagenheit über die Unvorsichtigkeit seines Gegners. Durch List gelang es ihm, den Sannar in sein Lager zu ziehen. Er ließ ihn erstechen, rükte darauf mit seinen Truppen in Kairo ein, machte sich Meister von dem ganzen Königreich, und zwang dem Kalifen selbst, ihn für seinen Sultan zu erkennen.

Sirakon genoß sein Glück nicht lange. Er starb kurz darauf mit dem Ruhme tines treuen und tapfern Feldherrn, und übertrug das Kommando über Noradins Truppen seinem Neffen Saladin, oder Salaheddhin, den der Kalif von Egypten, dieses immerwährende Regentenphantom, auch für seinen Sultan erklären mußte. In der That wagte es auch Noradin selbst nicht, sich dem jungen Helden zu widersezen, weil der mächtige Anhang des Saladin leicht eine schädliche Rebellion hätte erregen können. In der Hoffnung, bald selbst eine Reise nach Egypten

zu

zu machen, wenn dort keine gefährliche Aufwal- Gastus.
lung unter dem Volke mehr zu fürchten sein wür-
de, begnügte er sich, dem neuen Sultan den
Befehl zu geben, den Namen des Kalifen Ad-
had, aus den öffentlichen Gebeten vertilgen, und
an dessen Stelle den Namen Mostadhi XXXIII
aus dem Stamme der Abbassiden, einführen zu
lassen. Ferner sollte er alle diejenigen Priester
und Kadi's, die sich zu der Sekte des Ali be-
kannten, von welcher Adhad, als Kalif, das
Oberhaupt und der vornehmste Priester war, ih-
rer Würde entsezen.

Adhad überlebte diese schleunige Veränderung
nicht lange. Saladin ließ ihn, entweder aus
eignen Absichten oder auf Noradins Veranlassung,
im Bade erwürgen. Mit ihm erlosch der Fati-
mitische Stamm in Egypten, im Jahr Christi
1171, und im 567 Jahre der Hedschira.

Die ganze Macht der Regierung in Egypten
sowohl der weltlichen als der geistlichen, ward
nunmehr dem Saladin übergeben, der, um sein
Ansehen desto geltender zu machen, die Einwei-
hung eines Abbassidischen Kalifen annahm.

Sala-

Gastus.

Saladin war eigentlich ein junger Abenteurer, der mit seinem Oheim Sirakon unter dem Fürsten von Alep und Damas, Nureddin Zenghi, den wir unter dem Namen Noradin haben kennen gelernt, Dienste genommen, und sich theils durch eigne Tapferkeit und Entschlossenheit, theils durch den Einfluß seines Oheims, bis zur Würde eines Egyptischen Statthalters aufgeschwungen hatte. Er war einer von jenen Köpfen, die in alle Fächer passen und oft die widersprechendsten Merkmale in ihrem Karakter vereinigen. Entschlossen genug, in zweifelhaften Fällen das Aeusserste zu wagen, ergriff er jedes Mittel, das sich ihm darbot, um seinem Ziele näher zu kommen. Mit den Schäzen des Adhad, die er in Besiz nahm, erkaufte er sich die Oberherrschaft, indem er sie an seine Armee austheilte. Nie hat wohl ein Feldherr grössere Summen für die Gunst seiner Soldaten verschwendet. Aber er war dabei in seiner Disciplin eben so streng und unerbittlich, als in seinen Belohnungen verschwenderisch. Den Grundsäzen seiner Religion zufolge, war er ein unversöhnlicher Feind der Johanniter und Tempelritter. Uebrigens

hatte

hatte er ein sanftes, einnehmendes Betragen, und ließ jedem volle Gerechtigkeit widerfahren. Alles, worauf er seine Wünsche gerichtet hatte, mußte seiner Tapferkeit und seiner Verschlagenheit unterliegen. Ueberhaupt war er ein großer Feldherr und zugleich ein tapferer, unverdrossener Soldat. Er war es, der jenes ungeheure Reich aus den Trümmern so vieler andern aufhäufte, der Asien von einem seiner furchtbarsten Feinde befreite, und den Christlichen Thron in Jerusalem auf ewig unter seinen Trümmern vergrub. Gastus.

So lange Noradin lebte, bezeugte Saladin tiefe Ergebenheit und unveränderliche Treue gegen ihn. Diese Maske behielt er auch noch kurze Zeit nach dem Tode des Sultans gegen seinen Sohn und Thronfolger bei. Kaum hatte er aber seine Unternehmung von allen Seiten gesichert, so ließ er die Maske fallen, kehrte seine Waffen gegen den jungen Monarchen, nahm Alep mit stürmender Hand ein, und unterwarf sich Damas, den beträchtlichsten Theil von Syrien, Arabien, Persien und Mesopotamien.

Gastus. Noch fehlte seinem völligen Triumphe nur Palästina, das Herz dieses ungeheuren Staatskörpers. Die Eroberung desselben beschäftigte jezt seine ganze Aufmerksamkeit. Kühn, wie sein Unternehmungsgeist, waren auch seine Angriffe. Mit einer Armee von vierzigtausend Menschen rükte er vor das Schloß Daron, das nur vier Meilen von Gaza entfernt war. Da er hier einen tapfern Widerstand fand, wendete er seine Waffen gegen Gaza selbst. Aber der Muth der Tempelritter, denen diese Festung anvertraut war, nöthigte ihn auch bald, diese Belagerung aufzuheben. Um für diese Vernichtung aller seiner Plane Rache zu nehmen, verheerte er das Gebiet umher mit Feuer und Schwerdt, während ein Theil seiner Armee Antiochien und Phönizien mit demselben Schicksal heimsuchte.

Die Johanniter sowol als die Tempelherrn boten alle ihre Kräfte auf, Saladins wüthende Anfälle abzuhalten und seine Fortschritte zu erschweren. Allein ihr Muth war nicht von gleicher Kraft unterstüzt; ohne eine andre Hülfe waren sie nicht mehr lange im Stand, den reissenden Strom des eindringenden Feindes aufzuhal-

halten. Almarich erkannte selbst die Nothwendigkeit, andre Stüzen seines wankenden Throns zu suchen. Ein neuer Kreuzzug schien ihm das einige Mittel, das Christliche Reich in Palästina vom Untergang zu retten. Er schickte also sogleich eine Gesandtschaft, unter Anführung des Bischoffs von Akre, an die Fürsten des Okzidents, sie um ihren Beistand zu ersuchen. Allein diese Hülfe war zu fern und zu ungewiß; um ein Mittel wider die schon gegenwärtige Noth zu erlangen, entschloß er sich selbst zu dem Kaiser Emanuel nach Konstantinopel zu reisen, um Truppen oder wenigstens Geld zu seiner Unterstüzung von diesem zu erhalten. Gastus.

Vor seiner Abreise übergab er die Verwaltung seiner Staaten, den Großmeistern der beiden Orden. Gastus war indeß gestorben, und Jubert, ein Mann von großen Verdiensten, der noch kürzlich bei der Vertheidigung von Antiochien rühmliche Beweise seiner Tapferkeit und seiner Einsichten gegeben hatte, an seine Stelle erwählt worden. Das Zutrauen des Königs war für diese Ordensmeister ein neuer Antrieb, ihren Eifer und ihre Aufmerksamkeit zu verdoppeln. Auf Jubert.

allen

Jubert. allen Seiten standen sie bewaffnet da, um den schwachen Staatskörper vor Saladins wüthenden Anfällen zu schüzen. — Um das Unglück der Christen vollkommen zu machen, stand jezt von einer andern Seite ein neuer Feind wider sie auf, den sein eignes Interesse mit Saladin vereinigte.

Armenien wurde von einer gewissen Sekte von Christen bewohnt, die in mehreren Ceremonien und Glaubensformeln sowohl von der Griechischen als von der Lateinischen Kirche abwichen. Sie hatten einen Patriarchen, der sich vorzugsweise den Katholischen nannte, und wurden von eignen Fürsten beherrscht, die sich während den Unruhen, mit welchen die Kaiser von Konstantinopel zu kämpfen gehabt hatten, unabhängig gemacht, und, durch die Lage ihres Landes und einige feste Pläze begünstigt, ihre Freiheit erhalten hatten. Thoros oder Theodor, der damals dieses Reich beherrschte, hatte mit den Lateinern im Orient wider die Griechen ein Bündniß geschlossen, und begünstigte seine Bundsgenossen so, daß er selbst den Religionsunterschied vergaß, und nicht nur den Johannitern und Tempelherrn erlaubte Kirchen in seinen Staaten zu errich-

errichten, sondern auch selbst seinem Bruder Me- Jubert.
lier oder Milon gestattete in den Tempelorden
zu treten. Um die Bande der Freundschaft mit
den Lateinern noch enger zu knüpfen, hatte er so-
gar eine seiner Schwestern an einen vornehmen
Lateiner vermählt. Die Frucht dieser Ehe, war
ein Prinz, Namens Thomas, den Theodor
für seinen Erben und Thronfolger erklärte. Als
aber dieser nach Theodors Tode Besiz von seinen 1171.
Staaten nehmen wollte, widersezten sich ihm die
Armenier, die sich nicht von einem Kezer wollten
beherrschen lassen.

Melier schöpfte aus dieser Abneigung seiner Landsleute gegen Thomas Hoffnung für sich, verließ seinen Orden, verband sich mit Saladin und vertrieb, von diesem mit einer mächtigen Armee unterstüzt, seinen Neffen aus Armenien, und sezte sich selbst in den Besiz der Oberherrschaft. Er fiel hierauf in Antiochien ein, und streifte mit seinen Truppen bis an die Gränzen von Palästina. Ueberall hinterließ er die schrecklichsten Spuren seiner Grausamkeit. Vorzüglich wüthete er mit tödtlichem Haß wider die Johanniter und Tempelherrn; mit kaltem Blute ließ er alle er-

Jubert. stechen oder in die fürchterlichste Sklaverei schleppen, die in seine Hände fielen.

Die Gefahr, welche dem heiligen Land an der Egyptischen Gränze von Saladin drohte, hielt die ganze Macht der Christen von dieser Seite gefesselt, und hinderte sie den Einfällen des wüthenden Apostaten entgegen zu arbeiten. Jubert schikte aber endlich einen seiner Ritter, der als Kommandant die Gränzen von der Syrischen Seite bewachte, diesem Feinde entgegen. Bohemond III aus Antiochien, mit einer Anzahl von Tempelrittern, verband sich mit den Johannitern wider Melier. Der König Almarich kam eben von Konstantinopel zurück, mehr mit Ehrenbezeugungen und Versprechungen überhäuft, als mit reeller Hülfe unterstüzt, und rüstete sich nun auch, in eigner Person gegen den treuloßen Armenier zu Felde zu ziehen. Allein da dieser Verräther zu wenig Muth und Entschlossenheit besaß, um sich dem Angriff des Feindes im offenen Felde entgegen zu sezen, so nahm er seine Zuflucht zu den hohen Gebirgen, wo er in den verborgensten Schlupfwinkeln verschanzt gegen alle Angriffe sicher war.

Unter-

Unterdessen belagerten die Turkomannen die Stadt Arak oder Krak, um dem Armenier etwas Luft zu verschaffen. Kaum aber erscholl die Nachricht davon in Jerusalem, so strömten die beiden Ritterorden mit vereinten Kräften nach dem Ort der Belagerung zu, und der Feind war gezwungen, die Belagerung aufzuheben und sein Heil in der Flucht zu suchen. Jubert.

Der Fehler eines Einzigen darf nicht einer ganzen Gesellschaft zur Last gelegt werden, also auch nicht der eben erzählte Abfall Meliers, dem Tempelorden. Aber eine andre Handlung, welche um diese Zeit geschah, wirft ein sehr nachtheiliges Licht auf den damaligen Geist dieses Ordens. Ich führe hier dieses Beispiel auch aus dem Grunde an, weil es uns zugleich Bekanntschaft mit einer besondern Menschenklasse der damaligen Zeit verschafft, die vielleicht die einzige ihrer Art ist.

Seit einigen Jahrhunderten hatte sich in den Gebirgen von Phönizien, zwischen Tortosa, oder, wie es damals hieß, Antorades und Tripoli, eine Art von Menschen festgesezt, die sehr viel ähnliches mit den Banditen unsrer Zeit haben. Sie

Jubert.

hatten eine besondere Gesellschafft unter sich gebildet und bekannten sich zur Mohammedanischen Glaubenslehre, hatten aber in der That mit den übrigen Anhängern derselben keine Eigenschaft gemein, jenen unversöhnlichen Haß gegen die Christen ausgenommen, der sich über ganz Asien ausgebreitet hatte. Der Hauptzug in dem Karakter dieser barbarischen Nation bestand in einer schändlichen Treuloßigkeit, und in einem beispielloßen Gehorsam gegen ihren Chef. Ein Wink von diesem gab dem schändlichsten Frevel den Stempel der Tugend, des Heldenmuths.

Dieser Chef wurde gewöhnlich durch die Mehrheit der Stimmen erwählt, und hatte keine andre Würde, als die eines Aeltesten, oder Seniors, eine Benennung, die nach und nach in den Ausdruck Seigneur übergieng, der im Grunde auch dieselbe Bedeutung hat. Er nannte sich Seigneur, Herr oder Fürst, der Gebirge, aus dem Grunde, weil der Gegend, welche ihm und seinem Anhang zum beständigen Aufenthalt diente, aus lauter Gebirgen und fast unzugänglichen Felsenklippen bestand. Mit diesem einfachen Titel verband er aber die unumschränk-

schränkteste Gewalt, eine Gewalt, die selbst die Souveränite' des mächtigsten Monarchen übertrifft, und die um so nachdrücklicher war, weil sie sich auf einen Glaubensartikel gründete, der darin bestand, daß jeder, dem das glückliche Loos zu Theil ward, sein Leben im Dienste seines Hauptmanns aufzuopfern, der Bewohner eines reizenden Ortes, den sie Paradies nannten, und der Besizer überschwenglicher Schäze werden würde. Auf diesen unseligen Wahn baute der Hauptmann alle seine Plane. Ein Wink von ihm war genug, welchen von seinen Feinden er wollte, plözlich aus dem Wege zu räumen. Selbst Fürsten waren, nach einem solchen Befehl, im Innersten ihres Palastes und mitten unter ihren Leibwachen vor ihren Dolchen nicht sicher. Die schrecklichsten Martern, die sie erwarten mußten, konnten sie nicht hindern, die grausamen Befehle ihres Chefs mit der bewundernswürdigsten Entschlossenheit auszuführen. Jubert.

Man kann wirklich diese Gesellschaft für eine wahre Schule von Meuchelmördern ansehen. — Um der Aufmerksamkeit andrer Menschen zu entschlüpfen, bewaffneten sie sich bloß mit einem leichten Dolch, der in der Persischen Sprache

Jubert. Hassisin heißt, woraus nachher Assassin entstanden ist, eine Benennung, die der ganzen Nation allgemein ertheilt wurde.

Der Staat, den dieser Hauptmann zu beherrschen hatte, war nicht ganz unbeträchtlich. Er begriff nebst einigen Schlössern, welche durchgängig auf die Gipfel der höchsten Gebirge oder auf Felsenspizen gepflanzt waren, auch noch eine ansehnliche Menge Dörfer, die in den Vertiefungen und Thälern zwischen den Bergen zerstreut lagen und oft mehr als sechszigtausend Seelen enthielten, die sich alle durch gleiche Grausamkeit, gleichen Enthusiasmus für ihren Hauptmann auszeichneten. Ihre Sicherheit war wirklich unerschütterlich. Denn selbst die mächtigsten Fürsten wagten es nicht, ihnen an der Spize einer noch so furchtbaren Armee entgegen zu rücken. Schon die Beschaffenheit ihres Aufenthalts verhinderte die Ausführung eines solchen Unternehmens, und was hatten sie überdieß nicht von der Tollkühnheit dieser Menschen zu erwarten, wenn sie sich in ein Handgemeng mit ihnen eingelassen hätten?

Die Geschichte jener Zeit erzählt unter andern karakterischen Anekdoten von ihnen auch diese.

se. Der Gesandte eines gewissen Sultans von Damas drohte einst einem ihrer Fürsten, Namens Hazem, auf ausdrücklichen Befehl seines Herrn, mit der Zerstörung aller seiner Besizthümer, wofern er noch länger zögern würde, den schuldigen Tribut, den er eigenmächtig aufgehoben hatte, zu bezahlen. Hazem hörte ihn gelassen an, und wendete sich nach geendigtem Auftrag an einen aus seinem Gefolge mit dem Befehl, sich augenblicklich von einem sehr hohen Thurme herabzustürzen, indem er zugleich einem andern den Befehl gab, sich einen Dolch ins Herz zu stoßen. Beide gehorchten auf der Stelle zum größten Erstaunen des Gesandten, welchen Hazem hierauf mit folgenden Worten entließ: „Berichte deinem Herrn, was du so eben gesehen und gehört hast, und sage ihm, daß der Meuchelmörder-Hauptmann an der Spize einiger 60000 Menschen steht, die ihm alle so treu ergeben sind, wie diese beiden.“ Diese Geschichte wirkte so sehr auf den Sultan, daß er sich seitdem nie wieder den Gedanken einkommen ließ, dem Hauptmann der Gebirge einen Tribut abzufordern. Jubert.

Jubert. Die mehresten von den benachbarten, sowohl Christlichen als Mohammedanischen, Fürsten pflegten öfters dem Hauptmann kostbare Geschenke zu machen, um seine Freundschaft zu erhalten. Die Tempelritter allein, von deren Besizungen einige ganz nahe an die Herrschaft desselben gränzten, traten mit Verachtung gegen ihn auf und kündigten ihm den Krieg an. Zum erstenmal zitterten die Barbaren, die sonst gewohnt waren, eine Behandlung wie diese durch einen Meuchelmord zu rächen; und dieses ohne Zweifel darum, weil sie die Verfassung des Ordens zu gut kannten, um irgend einen Vortheil von einer solchen That zu hoffen. Denn gesetzt, es hätte einem tollkühnen Menschen unter ihnen gelungen, den Großmeister mit seinem Dolch niederzustrecken, würde nicht jedesmal ein andrer, eben so furchtbarer Mann, an der Spize des Ordens aufgetreten sein? Hier war also kein andrer Ausweg möglich, als der, den Orden durch Bewilligung einer gewissen Geldsumme zu einem Friedenstraktat zu bewegen.

Einige Zeit darauf schickte der Hauptmann unvermuthet eine Gesandtschaft an den Hof zu Jeru-

Jerusalem, mit der Versicherung, daß er und alle seine Unterthanen die Taufe annehmen wollten, wofern er ihnen behülflich wäre, des lästigen Tributs von 2000 Goldstücken, den der Großmeister des Tempelordens ihnen abgezwungen hätte, sich zu entledigen. Almarich nahm den Vorschlag bereitwillig an, versprach, sein möglichstes bei dem Großmeister anzuwenden, um ihn zur Abnahme dieser Last zu bewegen, überhäufte überdies den Gesandten mit Geschenken, und gab ihm zu größerer Sicherheit einen aus seiner Leibgarde zur Begleitung mit. Jubert.

Beide hatten bereits Tripolis im Rücken, und waren im Begriff durch einen Hohlweg in die Gebirge zu passiren, als plözlich ein Tempelritter aus dem Hinterhalte hervorstürzte und den Gesandten mit einem Dolchstoß zu Boden streckte. Der Name dieses heimtückischen Verräthers war Dû Mesnil und der Bewegungsgrund seines Unternehmens kein andrer, als eingewurzelter Haß gegen die Nation des Gesandten.

Die Nachricht von dieser schändlichen That brachte den König ausser sich, und bewog ihn, den Großmeister auf der Stelle zur Auslieferung

Jubert. des Thäters aufzufordern. Dieser gab aber dem König wider Vermuthen zur Antwort: Du-Mesnil stünde keineswegs unter der Gerichtsbarkeit des Hofes von Jerusalem, folglich könne er nicht auf die Auslieferung desselben dringen. Uebrigens sei der Großmeister nicht gesonnen, eine so abscheuliche That ungeahndet zu lassen, vielmehr habe er den Verbrecher schon gerichtlich einziehen und in Ketten werfen lassen; da aber der ganze Orden, und folglich auch jedes einzelne Mitglied, unmittelbar dem Richtstuhl des Pabstes unterworfen wäre, so würde er es billig finden, daß man das Schicksal des Thäters der Entscheidung des heil. Vaters überliesse. Zugleich untersagte der Großmeister einem jeden, ohne Ansehen der Person, bei Strafe des Bannfluches, sich an der Person des Du Mesnil zu vergreiffen; und berief sich dabei zu seiner Rechtfertigung auf die Privilegien des Ordens.

Der Zorn des Monarchen ward durch diese Protestation des Großmeisters aufs äusserste gebracht. Ohne Rücksicht auf seine Drohungen zu nehmen, bemächtigte er sich selbst des Missethäters, ließ ihn unverzüglich ins Gefängniß schlep-

pen,

pen, und würde gewiß eine exemplarische Rache an ihm genommen haben, wenn ihn der Tod nicht in diesem Zeitpunkt von dem Schauplaz gerissen hätte. Jubert.

Balduin IV bestieg jezt den Thron, aber schwach und ohnmächtig wie dieser. Die Natur hatte ihm einen siechen, hinfälligen Körper mit auf die Welt gegeben, und schon sein erster Blick ins Leben schien ein Blick ins Grab zu sein; aber nur langsam führte ihn sein Schicksal diesem entgegen. Es hatte ihm einen Thron bestimmt, und er erhielt ihn auch, aber ohne jemals die geringste seiner Freuden zu kosten. Trüb' und unbemerkt, wie seine Kindheit, verlor sich die kurze Periode seines königlichen Daseins, und gleich den Nebeltagen des Hornungs begleiteten seine vorübereilende Erscheinung unzertrennlich die Schauer des Todes.

Seiner entnervenden Schwäche, die ihn zu allen politischen und militärischen Verrichtungen untüchtig machte, und seiner noch fortdauernden Minderjährigkeit wegen, wurde ihm gleich nach seiner Thronbesteigung der Graf von Tripolis, Raimund III, als Vormünder an die Seite gesezt.

Wäh-

Jubert. Während der ohnmächtigen Regierung dieses Monarchen neigte sich der Christliche Staat immer mehr und mehr seinem Untergang entgegen; und so wie diesem eine Kraft nach der andern verschwand, stieg die Macht des Saladinischen Reichs furchtbar empor. Der kriegerische Held rükte dem Christlichen Reiche immer näher. Er hatte schon den grösten Theil von Noradins Herrschaft erobert und Damas selbst in Besiz genommen. Während Saladin auf einige Zeit nach Egypten zurückgehen mußte, unternahm der Graf von Tripoli eine Belagerung der Burg Harem, die zu Alep gehörte. Der Fürst von Antiochien, der Graf von Revers, der Großmeister der Johanniter mit seinen Brüdern, und viele Tempelritter kamen ihm zu Hülfe. Die Belagerung wurde sehr lange fruchtloß fortgesezt und nahm durch einen heimlichen Vertrag, den die Türken durch Bestechung von dem Grafen von Tripoli erkauften, ein schimpfliches Ende. Saladin rükte indeß mit einer mächtigen Armee in Palästina ein. Baldwin zog ihm, mit etwa viertehalb tausend Mann, die er in Eile aufbringen konnte, selbst entgegen, und traf ihn bei Askalon mit einer Armee von

sechs-

sechsundzwanzig tausend. Allein ein nächtlicher Ueberfall warf die ganze Armee der Unglaubigen zu Boden, Saladin selbst entrann halb nakt auf einem Kameele. Jubert.

Im folgenden Jahr unternahm Balduin sogar, auf dem feindlichen Boden selbst eine Festung zu errichten. Saladin sezte sich der Ausführung eines für ihn eben so gefährlichen als schimpflichen Planes mit Nachdruck entgegen und der Ausgang war diesmal für die Christen sehr unglücklich. Bei einen Ueberfall, den Saladin aus einem Hinterhalt machte, fiel beinah die ganze Christliche Armee in seine Hände, ein Theil wurde niedergehauen, der andere zerstreut. Jubert, der Großmeister der Johanniter floh mit Wunden bedekt in einem Nachen über den Jordan, und erreichte kaum die Festung Beaufort. Odon von Saint Amant, der Großmeister der Tempelritter, wurde gefangen.

Man denke sich die Bestürzung der ganzen Orientalischen Christenheit, über eine Begebenheit, die ihnen von allen Seiten den Untergang drohte. Dem Sieger stand der Weg bis ins Herz des Königreichs offen, keine Armee und kein

Heer-

Jubert. Heerführer widersezte sich seinen Fortschritten. Er verheerte das Land umher und zertrümmerte die Festungen und Schlösser. Ein schleuniger Waffenstillstand war das einzige Mittel, der erschöpften Macht des Christenthums wieder empor zu

1176. helfen, und den nahen Untergang noch auf einige furchtbare Augenblicke zu entfernen. Mit einer beträchtlichen Geldsumme ließ ihn endlich Saladin sich abkaufen, weil eine Hungersnoth, welche eben damals seine Provinzen verwüstete, ihn selbst in die Enge getrieben hatte.

Um gegenwärtige Zeit verlor der Orden des heil. Johannes sein Oberhaupt in der Person des würdigen Großmeisters Jubert.

Roger Desmulins. Seine Nachfolger, Roger Desmulins, arbeitete mit vollen Kräften an dem Wiederaufkommen des Reichs; besonders suchte er den Regenten zu einer standhaften Fortsezung des Kriegs aufzumuntern, um die Kräfte des Feindes nach und nach zu erschöpfen. Aber ein Strom von Hindernissen widersezte sich seinen Bemühungen. Die unseligen Kabalen des Ehrgeizes und der Herrschsucht, brüteten unaufhörlich um den Thron, und die Ohnmacht des Monarchen

narchen war unvermögend ihre tückischen Gewe- Roger
be zu zerstören. Zu diesen gesellten sich noch die Desmulins.
verrätherischen Komplote mehrerer Großen des Reichs mit den Unglaubigen, und endlich das lezte furchtbarste Hinderniß — die unglücklichen Mißverständnisse, die schon seit geraumer Zeit die beiden militärischen Orden, die mächtigsten Stüzen des Throns, von einander getrennt hatten.

Der Tempelorden war, wie bekannt, ein Sprößling des Johanniterordens. Mit der Zeit war er zu einem fruchtbaren Baum emporgewachsen. Diese glückliche Fortschritte erhöhten eben so sehr den Stolz auf dieser, als die Eifersucht auf der andern Seite. Beide entfernten sich seitdem immer weiter von einander. Jeder bemühte sich, einen eignen Weg zum Ziele des Ruhms und der Größe aufzufinden, wo er sich eine Glorie bilden konnte, die den Glanz seines Nebenbuhlers verdunkelte. Eine brennende Begierde nach einem Uebermaß von Schäzen, ein unseliger Durst nach Prädomination und Vorrang waren die Früchte dieser verderblichen Leidenschaften, die ununterbrochen in den Gemüthern fortglimmten, bis sie endlich in offenbare

Feind-

Roger Desmulins.

——— Feindseligkeiten ausbrachen, die der Pabst, von dem König zu Jerusalem dazu aufgefordert, durch seine Ermahnungen und Vorschriften zwar dämpfen aber nicht ganz vertilgen konnte.

Am Hofe selbst, wie schon gesagt, wurden Kabalen auf Kabalen geschmiedet, um den Besiz der Krone zu gewinnen. Balduin, den seine Krankheit immer schwächer machte, und aller Hoffnung einer Nachkommenschaft längst beraubt hatte, vermählte seine älteste Schwester Sybille, die vorher an den Marquis von Montferat verheirathet gewesen war, mit dem Grafen Guido von Lusignan, und übergab diesem die Regierungsgeschäfte. Kurz darauf machte er ihn zum Grafen von Jaffa und Askalon, und ernannte ihn dadurch gleichsam zum voraus zu seinem Thronfolger. Dieser Schritt entrüstete den Ehrgeiz der Großen auf eine unglaubliche Art. Keiner fühlte sich aber tiefer dadurch gekränkt, als der bisherige Regent, Raimund von Tripolis. Er, als der reichste und mächtigste Vasall der Krone, hatte sich auch mit den geltendsten Ansprüchen auf dieselbe geschmeichelt; und nun sollte er das stolze Gebäude seiner Hoffnungen ruhig zertrümmern sehen?

sehen? Das war seinem herrschsüchtigen Geiste unmöglich. Rache war sein erster und sein lezter Gedanke, und die Gelegenheit dazu war nicht weit; man beschuldigt ihn wenigstens, daß er sich heimlich mit Saladin verbunden habe. Roger Desmulins.

Noch dauerte der Waffenstillstand zwischen Saladin und dem König von Jerusalem fort. Die Politik des ersten forderte einen schleunigen Bruch; ob rechtmäßig oder nicht, das kümmerte ihn wenig, es kam nur darauf an, daß die Schuld nicht bei dem ersten Anblick auf ihn selbst zurückfiel. Die Verfügung war bald getroffen. Saladin ertheilte einem seiner Gränzgouverneure heimlich den Befehl, etliche Heerden von Schaafen, Kühen und andern Thieren in die feindlichen Kornfelder zu treiben. Zu gleicher Zeit ließ er 1500 Christen, die ohnweit Damiata Schiffbruch erlitten hatten, in Eisen schmieden, und entschuldigte sich mit dem feindseligen Betragen eines gewissen Renald von Chatillon, der sich öfters ähnliche Gewaltthätigkeiten gegen die Mohammedaner erlaubt hatte.

Dieser Renald von Chatillon war ein junger Abenteurer, der, seiner geringen Herkunft unerachtet

Roger Desmulins.

achtet, seine Wünsche bis zu der Tochter des Fürsten von Antiochien, Namens Konstantia, emporgeschwungen, und da es ihm geglückt war ihre Neigung zu gewinnen, sich mit ihr vermählt hatte. Sein ganzer Unterhalt bestand in der Beute seiner Waffen, mit denen er aus der ihm zugehörigen Bergfestung Karach, wo er sich in der Gesellschaft einer beträchtlichen Anzahl von Tempelrittern aufzuhalten pflegte, öfters gewaltsame Eingriffe in das Mohammedanische Gebiet wagte. Die Unglaubigen betrachteten ihn auch wirklich als ihren ärgsten Feind, weil sie ihm von keiner Seite beikommen konnten. Nicht nur seine Bedürfnisse, sondern selbst eine gewisse, tiefgewurzelte Neigung zu Straßenräubereien verleitete ihn zu diesen Unternehmungen. Nicht selten überfiel er mit seiner Horde ganze Karavanen, schleppte die Pilgrimme nach Karach, legte sie in Fesseln, und mißhandelte sie auf die grausamste Art, theils durch Schmähungen auf ihre Religion, theils durch thätliche Angriffe auf ihre Person. Es war damals ein Gerücht im Gange, daß eben dieser Renald einen Einfall in Medina wagen würde, in der Absicht das Grab des Mo-

hammeds zu zerstören; und wirklich fand es sich nachher, daß er im Begriff gewesen war, Medina und Mekka fast zu gleicher Zeit zu überfallen. Aber sein Plan wurde von Saladins Gouverneur in Arabien entdekt und durch die schleunigsten Vorkehrungen vereitelt. Roger Desmulins.

Unter dem Vorwand also, diese wiederholte Gewaltthätigkeiten zu rächen, bemächtigte sich der Sultan der 1500 Pilgrimme, die er sogleich in die Gefangenschaft schleppen ließ. Hierauf schikte er Deputirte an den Hof zu Jerusalem, mit dem Auftrag, einen schleunigen Ersaz für die unzählige Menge von Heerden zu fordern, welche Renald seinen Unterthanen entführt hätte. Im entgegengesezten Falle, meldeten die Gesandten, würde der Sultan gleiches mit gleichem vergelten, und eben so gegen die gefangenen Christen verfahren, wie man gegen seine Heerden und ihre Hüter verfahren wäre, die man zu Karach gewaltsam zurückhielte.

Der König wäre sehr bereitwillig gewesen, die Drohungen des Sultans, durch die Zurückgabe der geraubten Heerden von sich abzuwenden;

Roger Desmulins. aber sein Ansehen war so geringfügig, daß er auf keine Art fähig war, den Renald und seine Tempelritter zu dieser Auslieferung zu bewegen. Saladin, dem überhaupt nur an einer schicklichen Veranlassung zum Kriege gelegen war, eilte sogleich seine Drohungen in Erfüllung zu bringen. Mit einer beträchtlichen Anzahl von Bewaffneten sezte er über den Jordan, hieb alles nieder was ihm in den Weg kam, schleppte die Weiber und Kinder in die Sklaverei, legte die Häuser in Asche, zerstörte die Felder und überließ sich allen Grausamkeiten, deren Herrschsucht und Rache nur immer fähig sind.

Diese gewaltsame Aufforderung rief die Christen auf das schleunigste zu den Waffen. Der König stellte seine ganze Armee ins Feld, und Lusignan an ihre Spize. Alles kam jezt auf die Entschlossenheit des Anführers an. Aber sei es nun, daß die Eifersucht der übrigen Generale seinen Planen zuwider war, oder daß ihn seine Geistesgegenwart ganz und gar verlassen hatte, kurz, er blieb in der größten Unthätigkeit 14 ganzer Tage dem schwächeren Feind gegenüber stehen, ließ ihn sogar vor seinen Augen mit Beute

und

und Gefangenen über den Jordan zurükziehen, ohne nur ein einziges mal aus seiner Verschanzung hervorzurücken. Aber diese Saumseligkeit kostete ihn augenblicklich seine Befehlshaberstelle uud allen Kredit bei Hofe. Die gemeinschaftlichen Klagen der Soldaten und der Offiziere nöthigten den König ihn zurückzurufen. Da er einmal die Ungnade des Königs sich zugezogen hatte, so wurde ihm zugleich auch die Grafschaft Jaffa wieder abgenommen, als einem Menschen, dem man einen so wichtigen Plaz, welcher der Schlüssel zum Königreich wäre, nicht anvertrauen könne. Zu gleicher Zeit ernannte der König einen Sohn aus der ersten Ehe seiner Schwester Sybille, den jüngern Balduin, einen kaum fünfjährigen Prinzen zu seinem Thronfolger. Roger Desmulins.

Das Kommando über die Armee nebst der Verwaltung des Staats übertrug Balduin nun, nachdem Lusignan seinen Plaz geräumt hatte, dem Grafen von Tripolis. Was ihn eigentlich zu diesem Schritt bewog war nicht Zutrauen oder ein Zeichen des Vorzugs, sondern vielmehr bloße Besorgniß, daß Raimund, wenn er zum zweitenmale übergangen würde, Unruhen im Staa-

Roger Desmulins.

——— te erregen möchte. Anfangs zeigte sich der Graf zwar sehr unentschlossen, ob er dem Antrag des Monarchen Gehör geben sollte, oder nicht; aber alles dieses war nur eine Maske der Politik, weil er wohl wußte, daß ihm so leicht kein anderer vorgreifen würde, und wiederholte Aufforderungen von Seiten des Monarchen brachten ihn endlich zum Entschluß, nachdem er die Bedingung gesezt hatte, daß die militärischen Orden sich verbindlich machen müßten, diejenigen Oerter und Gegenden, die den Angriffen des Feindes am meisten ausgesezt sein könnten, mit ihrem vollen Nachdruck zu beschüzen.

Ehe er etwas entscheidendes unternahm, wollte er der erschöpften politischen Kraft wieder einige Erholung verschaffen. Er suchte daher den Saladin zu einem Waffenstillstand zu bewegen, den er aber unter keiner andern Bedingung, als gegen einen beträchtlichen Ersaz für die Kriegskosten von ihm erhielt.

Kaum war die Unterhandlung geschlossen, so bereitete man sich in Jerusalem zu einer Gesandtschafft nach Europa, um die abendländischen Mächte zu einem Kreuzzug zu bewegen. Der

Vorsatz wurde mit großer Betriebsamkeit ins Werk gerichtet, und alle Hoffnungen des erschöpften Reichs beruheten darauf; aber der Erfolg entsprach diesen Hoffnungen nicht. Roger Desmmlins.

Heraklius, der Patriarch von Jerusalem, drang sich mit Gewalt zu dieser Gesandtschaft auf. Man gab ihm die Großmeister der beiden Orden mit, theils um die übereilten Schritte, die man von seiner Hitze und Unerfahrenheit in solchen Geschäften befürchten mußte, wieder zu verbessern, theils durch das eigne Ansehn, das die Orden im Okzident erlangt hatten, der Unterhandlung einen desto glücklichern Erfolg zu sichern. Allein glänzende Versprechungen und Empfehlungsschreiben von einem Hofe zum andern, war alles was man erhielt. In England allein gewann man eine beträchtliche Anzahl Personen, die auf wiederholte Aufforderung ihres Monarchen, Heinrich II, dem die Ermordung von Kanterbury auf dem Gewissen lag, das Kreuz ergriffen, und sich auf gemeinschaftliche Unkosten Heinrichs und Philips II von Frankreich, den die Gesandten auch in ihr Interesse gezogen hatten, nach dem Orient einschifften. Aber was

Roger Desmulins. konnte man von einem noch so großen Heere erwarten, an dessen Spize kein einziges geltendes Oberhaupt stand, dessen Ansehen und Entschlossenheit die Tapferkeit der Streiter dem Gehorsam unterwerfen und ihre vereinte Kraft zu Einem Zwek benuzen konnte.

Nun war Palästina wieder in dem hoffnungslosesten Zustand. Ein sterbender König, ein minderjähriger Thronfolger, ein herrschsüchtiger Reichsverwalter mit ehrgeizigen Absichten auf den Thron und im Einverständniß mit dem Unglaubigen, der Waffenstillstand bald zu Ende, ein mächtiger Feind zum Angriff bereit, wenig Truppen und noch weniger Geld, Kabalen der Vornehmen und innere Unruhen — dies waren die trostlosen Aussichten, welche dem Christlichen Reiche im Orient einen nahen Untergang weissagten.

Mitten unter diesen traurigen Umständen en-

1186. digte der König Balduin IV sein mühseliges Leben; und sieben Monate darauf erfolgte auch der Tod seines Nachfolgers, Balduin V. Einige unzufriedene Köpfe wollten die Ursache dieses schleunigen Todes auf das Gewissen des Grafen von

Tripo-

Tripolis wälzen; wahrscheinlicher ist es aber, daß der Ehrgeiz der Mutter des jungen Monarchen, die nach dem unbeschränkten Besiz der Krone strebte, um sie ihrem zweiten Gemahl, dem Grafen von Lusignan, in die Hände zu spielen, diesen Todesfall bewirkt habe. Mehrere Umstände stimmen wenigstens zusammen, um den Verdacht zu bestärken. Man hatte nämlich weder vorher die Krankheit des Königs, noch den Augenblick seines Hintritts erfahren; ferner ließ die Königin unmittelbar darauf, nachdem sie sich des Vertrauens einiger Großen, z. B. des Patriarchen, des Großmeister der Tempelritter und des Marquis von Montferrat, versichert hatte, den Palast in aller Stille besezen, nahm die Krone von der Hand des Großmeisters in Empfang, und ließ sich, nach geschehener Beisezung der königlichen Leiche, mit ihrem Gemahl öffentlich krönen. Roger Desmulins.

Die Kreaturen des Grafen von Tripolis, welche erklärte Feinde des Lusignans waren, widersezten sich dem despotischen Unternehmen der Königin mit aller Macht. Selbst der Bruder des Grafen Guido von Lusignan, Gottfried, ein Mann von ausserordentlicher Leibesstärke, der

Roger Desmulins.

— aber zugleich von einer unbeschreiblichen Eigenliebe erfüllt war, rief bei der Nachricht von der plözlichen Thronbesteigung des erstern aus: „Nun bei Gott, wer meinen Bruder zum König machte, würde mich zum Gott gemacht haben, wenn er mich gekannt hätte."

Eine allgemeine Rebellion drohte auszubrechen. Die ganze Armee gerieth in Harnisch, und verlangte einen Monarchen, der fähig wäre, seine Truppen mit Muth und Klugheit gegen den Feind anzuführen. Die Großen ihrer Seits trugen alles mögliche dazu bei, um das Feuer des Aufruhrs zu unterhalten. Von allen Seiten stürmten Drohungen und Vorwürfe auf den Großmeister ein, daß er, als Kronbewahrer, seine Pflicht so unverzeihlich vernachläßigt, und die Krone zum Nachtheil der männlichen Linie, die allein gegründete Ansprüche darauf besäße, der Königin überliefert habe.

Die Flamme der Empörung hatte in der That in kurzer Zeit so weit um sich gegriffen, daß alle Gemüther davon entzündet waren, und das Reich in zwei stürmische Partheien zerfiel. Beide rüsteten sich zum Krieg, die Truppen standen

bereit,

bereit, gegen einander auszurücken, und das Schwerdt sollte die Verwirrung lösen; aber die Gunst des Zufalls öffnete einen andern Weg, auf welchem die Sache im Frieden beigelegt wurde. Roger Desmulins.

Der Graf von Tripolis, der die protestirende Parthei anführte, fiel auf den Gedanken, sich durch eine glückliche Wendung, ohne die geringste Gewaltthätigkeit, nicht nur des Besitzes der Krone, sondern auch sogar der Hand der Königin zu bemächtigen. Zu dem Ende ließ er der Königin durch einen Gesandten die Versicherung thun, daß er bereit wäre, alle Ansprüche auf die Krone fahren zu lassen, wofern sie sich entschließen würde, einem andern, als Lusignan, ihre Hand zu reichen. Dieser andere müßte aber durchaus ein Mann sein, der fähig wäre, den Kommandostab und das Zepter zugleich mit Nachdruck zu führen.

Die Königin, eine Dame von feinem, lebhaftem Geiste, übersah augenblicklich den ganzen Vortheil, den sie aus diesem Vorschlag ziehen könnte, und versprach, seiner Forderung Gehör zu geben, unter der Gegenbedingung, daß sich

die

Roger Desmulins.

die Großen des Reichs verbindlich machten, denjenigen ohne Anstand für ihren Monarchen zu erkennen, dem sie die Krone aufsetzen würde. Das Verlangen wurde allgemein angenommen; ein feierlicher Eidschwur von Seiten der Staatshäupter bürgte der Monarchin für den glücklichsten Erfolg ihrer Unternehmung, und Raimund träumte sich schon in dem Besiz seiner glänzendsten Hoffnungen.

Unmittelbar nach geschehener Eidesleistung berief die Königin den Patriarchen zu sich, und befahl auf der Stelle die Ehescheidung zwischen ihr und dem Grafen von Lusignan aufzusezen. In der nächstfolgenden Stunde wurde sie öffentlich zur Monarchin ausgerufen, in feierlicher Prozession nach der Kirche des heil. Grabes gebracht, um daselbst die Krönung in Gegenwart des ganzen versammelten Adels zu empfangen.

Kaum stand sie da im Glanze der Majestät, so nahm sie die Krone mit der einen Hand herab, drückte sie mit einem königlichen Gruße auf das Haupt des Grafen Lusignan, schlang ihren andern Arm um seinen Hals, und wandte sich hierauf mit einem Blick voll Adel und Würde an die

ver-

versammelte Menge, indem sie ausrief: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.“ Roger Desmulins.

Diese Worte, durch die Beredtsamkeit und Autorität des Großmeisters unterstüzt, hielten die Unzufriedenheit der Großen und des Pöbels in Schranken. Jene mußten geschehen lassen, was sie nicht hindern konnten; dieser begnügte sich mit einem leichten Kopfschütteln, fand aber übrigens die Zeremonie dieses Opfers nicht unwerth.

Raimund allein kochte wüthende Rache. Dieser unerwartete Schritt der Königin war ein neuer Eingriff in seine prahlerische Hoheit und ihre Rechte, den er auf eine beispiellose Art zu ahnden schwur. Nicht nur die Monarchin, sondern auch ihr unwürdiger Gemahl und der ganze Tempelorden, der die Absichten der ersteren so heimtückisch unterstüzt hatte, sollten von diesem schrecklichen Schlage zu Boden gestürzt werden. Mit diesem rasenden Entschluß gewaffnet, entfernte er sich vom Hofe, und eilte in seine Staaten zurück.

Unter-

Roger Desmulins.

Unterdessen hatte das Gerücht schon diesen sonderbaren Vorfall und die heftige Unzufriedenheit des Grafen auch zu den Ohren des Saladin gebracht, der dadurch ein günstiges Werkzeug zur Beförderung seiner Wünsche zu erhalten hoffte, und daher unverzüglich einen Kundschafter nach Tripolis sandte, um seine Gesinnungen auszuforschen, und ihm die Hand zur Unterhandlung anzubieten.

Der Gesandte fand das Gemüth des Grafen in vollen Flammen, und zu jeder Unternehmung geneigt, die seine Rache begünstigte. Nach einigen ziemlich vertrauten Unterredungen eröffnete er ihm endlich die Gesinnungen seines Herrn, und versicherte ihm: „dieser sei entschlossen, in dem Herzen seines Reichs keinen Staat zu dulden, der seinen eignen, unabhängigen Thron besäße, nur in dem Fall, wenn Raimund sich entschlösse, die Mohammedanische Religion anzunehmen, und sich für einen Vasallen des Sultans zu erklären, würde sein Herr alle Werkzeuge seiner Macht aufbieten, um dem Grafen ein Besitzthum in die Hände zu spielen, das man ihm auf eine so verächtliche Art entrissen hätte, ja, er

würde

würde nicht eher ruhen, bis er ihre gemeinschaft- Roger
lichen Feinde, die Tempelritter, bis auf den lez- Desmulins.
ten Mann ausgerottet hätte. Wenn ihm dieser Vorsatz gefiele, fügte der Gesandte hinzu, so möchte er ihn als einen unmittelbaren Antrag von Seiten des Sultans ansehen, und ihm den Eid der Treue schwören."

Raimund war entzückt über die Gunst des Zufalls, die seiner Rachsucht einen so glücklichen Weg zum Ziel eröffnete, er willigte sogleich in den ganzen Plan, und die Geschichte sagt, er habe sogar auf der Stelle die Beschneidung angenommen. Indessen verbarg er für jezt seine Gesinnungen und den ganzen Vorfall auf das sorgfältigste, hieng die Maske der Verstellung vor, und zeigte sich dem König von Jerusalem bereit, einen Versöhnungsbund mit ihm zu stiften.

Von jezt an erschien er fast ununterbrochen am Hofe, und suchte alle seine ehemaligen Creaturen in Bewegung zu sezen, um das Vertrauen des Monarchen zu gewinnen. Sobald dieses gelungen war, erklärte sich der Graf für einen Vasallen der Christlichen Krone, und trat in seine vorige Würde.

Die-

Roger Desmulins.

Dieses war das Zeichen zum Ausbruch. Saladin, heimlich von Raimund begünstigt, rükte mit einer furchtbaren Armee in Palästina ein, und näherte sich, ohne das geringste Hinderniß zu finden, den Mauern von Akris, der reichsten und festesten Stadt in Judäa, deren Vertheidigung den beiden Großmeistern anvertraut war.

Bei dem ersten Geräusch, welches das kommende Heer vor den Mauern erregte, griff die ganze Stadt zu den Waffen. Alles war in Bewegung, alles rüstete sich zu einer tapfern Gegenwehr. Ein nächtlicher Ausfall, den die Großmeister mit der ganzen Besazung wagten, hätte beinahe Saladins Unternehmen ein unglückliches Ende bereitet. Gegen Mitternacht versammelte sich die Garnison unter ihrer Aufsicht und rükte, das Schwerdt in der einen und Feuer in der andern Hand haltend, in das feindliche Lager. Leise nähern sich die Christen, zerstreuen sich durch das Lager, überraschen die Schlummernden, reissen die Zelte nieder, erwürgen alles, was ihnen entgegen kömmt und sezen das ganze Lager in Flammen. Entsezen und Verzweiflung ergriff die Unglaubigen, aber der anbrechende Morgen und

Sala-

Saladins Gegenwart richtet sie wieder auf und entflammt ihren Muth. Jezt versammeln sich die zerstreuten Truppen, Saladin stellt sich an ihre Spize und ein regelmäßiges Treffen beginnt. Die Christen sind in Gefahr umzingelt zu werden, aber mit der wachsenden Gefahr verdoppelt sich ihr Muth, mit jedem sinkenden Leichnam ihrer Brüder wächst ihre Kraft und ihre Verzweiflung. Ihr Schwerdt frißt wüthend um sich her, nichts widersteht ihrem Angriffe. Der Großmeister Desmulins dringt an der Spize seiner tapfern Johanniter ein mal über das andere in die feindlichen Schaaren ein, alles weicht vor ihm zurük. Raimund, der sich, wie man erzählt, maskirt unter dem Heere der Glaubigen befand, und zu Gunsten des Saladin kämpfte, wird dieses kaum gewahr, so stürzt er von hinten herbei und tödtet das Pferd des Großmeisters, um sich eines so furchtbaren Kriegers zu entledigen. Zum Unglück fällt das Roß im Sinken über den Großmeister her, das Gewicht seiner Waffen verhindert ihn überdies, sich wieder aufzurichten, die Feinde dringen haufenweise herzu und durchbohren ihn mit unzähligen Wunden. Plözlich stürzen die

Roger Desmulins.

Roger Desmulins.

Johanniter verzweiflungsvoll daher, und entreiſſen den entſeelten Leichnam unter wüthendem Gefecht der Grauſamkeit ſeiner Feinde. Erſchöpfung auf beiden Seiten endigte die Schlacht, unentſchieden, welche von beiden Partheien geſiegt hatte. Saladin verließ zuerſt das Schlachtfeld, und die Belagerten zogen ſich darauf auch in die Feſtung zurük.

Sobald der unglükliche Desmulins beerdigt war, verſammelten ſich die Ordensritter zu einer neuen Wahl, deren allgemeiner Gegenſtand der Bruder Garnier aus Syrien war.

Garnier aus Syrien.

Das erſte Geſchäfft des neuen Großmeiſters beſtand nun darin, daß er die erſchöpften Kräfte ſeiner Truppen wieder zu ergänzen ſuchte, zu welchem Ende er alle in den umliegenden Feſtungen zerſtreuten Ordensritter herbei zog und die verlornen Mitglieder ſeines Ordens durch neuangenommene zu erſezen bemüht war, um den Unternehmungen des Feindes mit Nachdruck zu begegnen.

Der ſchlaue Saladin hatte ſich indeſſen mit ſeinen Truppen zurückgezogen und bedrohte Tiberias, welches dem Grafen Raimund zugehörte,

zum

zum Schein mit einer Belagerung, um sein geheimes Verständniß mit ihm zu verbergen. Die Stadt wurde eingenommen, die Gemahlin Raimunds, die von der Verrätherei nicht unterrichtet war, flüchtete sich erschrocken in die Festung. Raimund schien in Verzweiflung, eilte nach Jerusalem und nöthigte den König zu einem schleunigen Entsaz der Festung, die, von dieser Seite betrachtet, die Brustwehr des ganzen Reiches war. Der Monarch raffte, so schnell als möglich, alle seine gegenwärtigen Kräfte zusammen, um das Besizthum des Grafen zu retten; dieser aber, dem alles daran lag, dem Saladin die ganze Armee des Königs in die Hände zu spielen, stellte ihm die Gefahr so dringend, das Uebergewicht des Feindes so furchtbar vor, daß er sich auf der Stelle entschloß, alle übrigen Festungen im Lande von ihrer Besazung zu entblößen, alle Einwohner, die nur irgend im Stande wären, die Waffen zu tragen, unter seine Fahne zu versammeln, um dem Feinde eine überlegene Macht entgegen zu sezen.

Garnier aus Syrien.

Ein unermeßliches Heer, welches den Kern von Palästina in sich vereinigte, zog also jezt

Garnier aus Syrien.

dem Saladin entgegen. Lusignan selbst hatte sich an die Spize desselben gestellt. Die Heere stießen von beiden Seiten an einander, und ein wildes, hartnäckiges Treffen begann, welches drei blutige Tage fast ununterbrochen fortdauerte. Lusignan hatte sich, auf Anrathen des Raimund, zwischen lauter Felsen postirt, als in einer Gegend, wo er nicht angegriffen werden könnte. Aber der Verräther hatte ihm nicht entdekt, daß kein Wasser hier zu finden war. Die von den dicht zusammengedrängten Felsenmassen abprallenden Sonnenstralen verursachten eine solche brennende Hize, daß Athem und Kräfte die Streitenden verliessen. Ein glühender Durst ergriff das ganze Heer, und raubte ihnen fast alle Besinnung. Hier mußten sie entweder im Angesicht des Feindes vor Durst verschmachten, oder sie mußten sich den Weg zu einer Quelle mitten durch die feindlichen Truppen öffnen. Auf beiden Seiten war der Untergang gewiß. Sie wählten endlich das lezte, wo sie wenigstens einen glorreichen Tod zu finden hofften. Die Tempelritter, welche den Vortrab bei der Armee ausmachten, stürzten sich zuerst in die Ebene herab,

wo

wo die feindlichen Truppen sie mit wüthenden Säbelhieben empfiengen. Aber nichts brachte ihre Entschlossenheit ausser Fassung; jeder einzelne kämpfte einen zwiefachen Kampf, für sich selbst und für die Seinigen; ihre Tapferkeit war ihrem Muthe gleich, denn Verzweiflung lenkte ihren Arm. Nichts widerstand diesem, die Ebene häufte sich mit Leichnamen, die Streiter badeten durch Ströme von Blut, schon waren die Vordertruppen des Sultans umgeworfen, und der Sieg fast entschieden. — Plözlich ergriff Raimund, der den Streitenden zu Hülfe kommen sollte, mit den Seinigen die Flucht, und überließ die erschöpften Ritter ihrer Ohnmacht und dem Uebergewicht des Feindes, der eine schreckliche Niederlage unter ihnen anrichtete. Kaum vermißte der Ueberrest des Heeres den verrätherischen Raimund, von dessen Tapferkeit man sonst durchgängig überzeugt war, so hielt jeder das Treffen für verloren, und der schleunigste Rückzug war das allgemeine Loosungszeichen für die Ueberwundenen.

Garnier aus Syrien.

Erschöpft wie sie waren, von Durst und Hize gequält, ohne die geringste Aussicht, ihre verlornen Kräfte zu ersezen, mußten sie nun in der

Martter aus Syrien.

heissesten Jahreszeit zwischen glühenden Felsen einem langsamen Tod entgegen schmachten. Saladin, dessen Ungeduld aufs äusserste gestiegen war, ließ das Buschwerk auf den umherliegenden Gebirgen in Brand stecken, wodurch die Hize auf eine unglaubliche Art vermehrt wurde. Die unglücklichen Soldaten, welche nun alle Hofnung verloren hatten, warfen sich halb entseelt auf die Erde nieder, fleheten den Himmel nur um eine einzige Wohlthat — den Tod.

Unterdessen hatten einige Ueberläufer dem Sultan von dem ohnmächtigen Zustand der Christen Nachricht gegeben. Dieses beschleunigte seinen Entschluß. Mit der ganzen Stärke seines Heeres fiel er über sie her, und verschonte auch keinen Einzigen von ihnen. Wer nicht ein Opfer des Schwerdtes ward, gerieth in die Gefangenschaft, wer dieser zu entfliehen suchte, mußte unter den grausamsten Martern seinen Geist aufgeben. Unter den Gefangenen befand sich der König selbst, der Großmeister des Tempelordens, Renald von Chatillon, mit einer großen Anzahl von Edeln und Rittern aus beiden Orden. Auch das heil. Kreuz, eine der glorreichsten Trophäen des ersten

Kreuz-

Kreuzzuges, fiel in die Hände der Unglaubigen. Der Großmeister der Johanniter hatte sich mitten durch die feindlichen Schaaren durchgeschlagen, und erreichte noch Askalon, wo er am folgenden Tage an seinen Wunden starb. Saladin befahl alle Ritter zu erwürgen, die sich weigerten, ihren Glauben zu verlassen; dem Renald von Chatillon hieb er mit eigner Hand den Kopf ab; den König und den Großmeister mit den übrigen Gefangenen, für welche er ein großes Lösegeld zu erhalten hoffte, ließ er nach Damas bringen.

Garnier aus Syrien.

Jerusalem befand sich nun in der schrecklichsten Situation von der Welt. Ohne Truppen, ohne Anführer, ohne die mindeste Aussicht auf Rettung, stand das Reich wie ein Verwaister da, und erwartete in stummer Verzweiflung den Augenblick seines Unterganges.

Während sich nun der traurige Ueberrest der Johanniter versammelte, um ein neues Oberhaupt an ihre Spize zu stellen, benuzte Saladin die allgemeine Bestürzung seinen Weg zu vollenden. Wo er hintrat, krönte das Schicksal seine Wünsche: Festungen ergaben sich, Städte öffneten ihm ihre Thore, über eine Saat von glän-

Ermengard Daps.

Ermengard Daps.

zenden Throphäen führte ihn sein Weg vor Jerusalem, wo er, kühn und furchtbar, wie der Engel des Todes, den lezten entscheidenden Sieg erwartete.

Die Königin selbst hatte sich hier mit dem schwachen Ueberrest ihres Volkes eingeschlossen und erwartete zitternd die Entscheidung ihres Schicksals. Der größte Theil der Einwohner bestand aus Griechen, die eine heimliche Feindschaft gegen die Lateiner nährten, und von deren Treue sich folglich in einem so wichtigen Augenblick wenig erwarten ließ. Tod, oder Unterwerfung, waren die schrecklichen Loose, zwischen welchen die unglückliche Monarchin wählen mußte. Sie ergriff das Leztere, unter der Bedingung einer vortheilhaften Kapitulation. Aber der stolze Feind erwiederte: „er sei gekommen, die Stadt mit stürmender Hand zu erobern, und den Tod so vieler tausend wackerer Muselmänner, die seit Gottfried von Bouillon durch das Schwerdt der Christen gefallen seien, mit dem Schwerdt zu rächen.“ Diese stolze Sprache in dem Munde des übermüthigen Siegers weckte noch einmal den Geist der alten Tapferkeit in den Gemüthern

der Glaubigen. Mit wüthender Verzweiflung ergriffen sie die Waffen, fest entschlossen, sich weit lieber unter den Trümmern der heil. Stadt zu begraben, als sich der grausamen Willkühr eines barbarischen Feindes zu überlassen. Ermengard Daps.

Saladin, der indessen Anstalten zur Belagerung getroffen hatte, griff die Stadt mit mäßiger Hize an, weil er nur einen leichten Widerstand vermuthete. Aber die Verzweiflung hatte die Kräfte der Christen gestählt, und die Belagerung zog sich so sehr in die Länge, der Widerstand war so hartnäckig, so unüberwindlich, daß der Sultan zulezt nicht einmal mit dem gewaltsamsten Angriff etwas auszurichten vermochte, und sich wider Willen zu einer Kapitulation entschliessen mußte, entweder weil er besorgte ein längerer Verzug möchte den ferneren Fortschritten seiner Eroberung hinderlich sein, oder weil er eine Revolution befürchtete.

Nach einer vierzehntägigen Belagerung wurden also die Punkte der Kapitulation aufgesezt. Saladin verlangte: Die Königin sollte die Stadt, wie sie wäre, überliefern, ohne sich die geringste Zerstöruug oder Unordnung zu erlauben. Der

Ermengard Daps.

Adel und die Streitenden sollten bewaffnet ausziehen, und unter einer Bedeckung nach Tyrus, oder einer andern Stadt, gebracht werden. In Ansehung der Einwohner sollte folgender Unterschied statt finden. Die Griechen von Geburt sollten, wie bisher, einen sichern Aufenthalt daselbst haben; die Lateiner hingegen müßten die Stadt auf der Stelle räumen, vorher aber dem Sultan, zum Zeichen seiner Gewalt über Leben und Freiheit, ein Lösegeld von zehen Goldgulden für jeden Mann, fünf für jedes Weib, und zwei für jedes Kind, entrichten. Wer diese Summe nicht herbeischaffen könnte, sollte als Sklave in den Händen des Siegers zurückbleiben.

Die Nacht vor der Vollziehung dieses Vertrages hörte man nichts als Jammer und Wehklagen in Jerusalem. Das Gewinsel der unglücklichen Einwohner dauerte ununterbrochen fort bis gegen den Anbruch des Tages. Mit ihm erschien die schreckliche Stunde, wo die Christen ihren liebsten Aufenthalt verlassen, ihr theuer errungenes Besizthum den Händen der Barbaren vielleicht auf ewig übergeben sollten. Saladin wartete den Abzug der Christen in seinem Lager

ab,

ab, während seine Truppen die Stadt besetzten. Da er die Königin, von der noch übrigen Mannschaft begleitet, in Gesellschaft des Patriarchen und der Geistlichkeit, ihres Hofstaates und ihrer zwei kleinen Prinzessinnen, sich seinem Lager nähern sah, gieng er ihr ehrerbietig entgegen, und suchte sie zu trösten. Die Damen in ihrem Gefolge stürzten mit Thränen zu seinen Füßen, und flehten ihn um Rettung an. Mit inniger Theilnehmung richtete sie der gerührte Sultan empor und erkundigte sich nach ihrem Begehren. Eine von ihnen nahm das Wort, und sagte: „Wir haben alles verloren, mächtiger Sieger, aber ein einziges Wort aus deinem Munde vermag unser Elend wenigstens zu lindern — gieb uns unsere Väter, Kinder und Männer, die das ungetreue Kriegsglück in deine Gewalt geliefert hat — gieb sie uns wieder, und wir entsagen willig dem Uebrigen allem. An der Seite dieser Geliebten trotzen wir dem Unglück, ihr Arm wird uns halten und pflegen, und Gott, der Allmächtige, den wir verehren und anbeten, wird sich unsers Schicksals erbarmen; er, der die Vögel unter dem Him-

Ermengard Daps.

Ermengard Daps.

Himmel ernährt, wird auch unsre Kinder 'erhalten." Mit Thränen in den Augen hörte Saladin diese Bitte, befahl, ihnen alle Gefangnen auszuliefern, die sie verlangten, und entließ sie mit kostbaren Geschenken. Noch einen stärkern Beweis seiner Großmuth gab er aber dadurch, daß er den Johannitern, von deren wohlthätigen Anstalten er gehört hatte, freiwillig erlaubte, sich noch ein ganzes Jahr, bis zur völligen Wiederherstellung ihrer Kranken, in Jerusalem aufzuhalten. So beschämte der Feind des Christenthums, der Anführer der Unglaubigen, die Christen selbst durch edle Mäßigung, und seinen Einzug in die eroberte

1187. Stadt krönte nicht bloß der Triumph eines Siegers, sondern auch der Ruhm eines edlen Menschenfreundes.

Zweites Buch.

Jerusalems Schicksal war nun entschieden, und die arme, verlassene Christenheit irrte verzweiflungsvoll nach einem sichern Zufluchtsort umher. Die Königin begab sich unmittelbar nach Uebergabe der Stadt nach Askalon. Die übrigen Einwohner zerstreuten sich in verschiedene Gegenden, theils von Asien, theils von Europa. Einige liessen sich in Tripolis, einige in Antiochien nieder, andre giengen sogar nach Sizilien und den übrigen Gegenden Italiens über. Um diese Zeit sollen die Schwestern des heil. Johannes selbst sich dem Geräusch der Waffen in Asien entzogen, und Europa zu ihrem ferneren Aufenthalt erwählt haben, wo sie auch nach und nach ansehnliche Besitzungen gewannen.

Ermengard Daps.

Ermengard Daps.

Auf den Verlust der Stadt Jerusalem folgte bald auch der von Askalon, welches die Königin als einen Preis für die Befreiung ihres Gemahls, des Großmeisters der Tempelritter und fünfzehn anderer Edelleute, dem Sieger freiwillig überließ.

Guido von Lusignan leistete feierliche Verzicht auf den Titel eines Königs von Jerusalem, und zog sich mit seiner Gemahlin auf ein Schloß zurück, das nahe am Meer lag. Saladin eilte, seinen Sieg bald zu vollenden, und begann sogleich die Belagerung von Tyrus. Die Einwohner hatten schon allen Muth verloren, und wollten dem Feind sogleich die Schlüssel zur Stadt überreichen, um dem traurigen Schicksal einer gewaltsamen Eroberung zu entgehen, als plözlich ein junger Prinz, Namens Konrad, der jüngste Sohn des Marquis von Montferrat, unter ihnen auftrat, sie zur Vertheidigung der Stadt aufforderte, und seine Dienste selbst dazu anbot. Aber er wollte sein Blut nicht für einen so unwürdigen Fürsten, wie Lusignan, aufopfern, und die Tyrier willigten sehr gern ein, ihn selbst für ihren Herrn zu erkennen, wenn es ihm gelänge, die Stadt zu retten. Der Geist des jungen Helden

belebs

belebte die Einwoher selbst mit neuem Muth, das Beispiel der tapfern Johanniter, welche Konrad zu Hülfe gerufen hatte, wekte den Eifer der ganzen Stadt, alles griff zu den Waffen, alles bot sich die Hände zur Vertheidigung, selbst die Weiber unterstüzten die Kämpfer. Saladin mußte nach einer langen fruchtloßen Anstrengung die Belagerung aufheben. Ermengard Daps.

Ein Mittel wollte er noch versuchen, an dessen Wirkung jezt seine ganze Hoffnung hieng. Der junge Konrad war nach Palästina gekommen, um seinen Vater aus der Gefangenschaft zu befreien, in die er bei Tiberias gerathen war. Dies wußte Saladin, und ließ nun den alten Marquis von Montferrat vor die Stadtmauer führen und dem tapfern Anführer der Belagerten durch einen Herold verkündigen: „seinem Vater sollte augenblicklich der Kopf abgeschlagen werden, wenn dem Sultan nicht die Thore von Tyrus geöffnet würden.“ In der fürchterlichen Wahl zwischen der Pflicht, seinem Vater das Leben zu retten, und der, den Staat zu erhalten, faßte der edelmüthige Held den großen Entschluß, die kleinere Pflicht, für welche freilich die ganze Macht seiner Neigung

sprach,

Ermengard Daps.

sprach, der größeren aufzuopfern. „Geh, sprach er zu dem Herold, sag deinem Herrn, er könne die Schandthat nicht begehen, einen Gefangenen zu ermorden, der sich auf sein Wort ergeben habe; übrigens würde ich mich glücklich schäzen, einen Märtyrer für die Ehre Jesu zum Vater zu haben."

Sogleich ließ er neue Anstalten treffen, die Vertheidigung der Stadt fortzusezen. Der Sultan schikte den Marquis, für den er noch ein großes Lösegeld hoffte, wieder in sein Gefängniß, und hob die Belagerung auf. Konrad wurde zum Herrn von Tyrus ausgerufen, und Lusignan, der kurz darauf seine alten Ansprüche geltend machen wollte, mit Verachtung abgewiesen. — Mit mehr Glück kehrte Saladin seine Waffen gegen das Fürstenthum Antiochien; indeß blieb doch die Hauptstadt desselben so wie Tyrus und Tripolis noch immer in den Händen der Christen.

Man wird jezt vielleicht begierig sein, das Schicksal des verrätherischen Raimund zu erfahren, daher will ich seiner noch mit wenigen Worten Erwähnung thun, eh' ich zu dem fernern Verfolg der Geschichte übergehe.

Sobald

Ermengard Daps.

Sobald Raimund die Wünsche des Siegers gekrönt sahe, eilte er, den Sultan an das gegebne Versprechen zu erinnern, und forderte zur Belohnung seines Beistandes nicht nur den völligen Besiz der Krone von Jerusalem, sondern aller derjenigen Eroberungen, die er durch seine Flucht aus dem lezten Treffen begünstigt hatte. Aber Saladin hatte zu viel Gefühl für Rechtschaffenheit, um eine so unnatürliche That zu billigen, ob ihn gleich die Politik davon Gebrauch zu machen nöthigte. Er haßte den Verräther auf das äusserste und beantwortete alle seine dringenden Forderungen mit Hohn und Verachtung. Diese Aeusserung des Sultans brachte Raimund zur Verzweiflung; so, daß er kurze Zeit nachher in einem Anfall von Wahnsinn seinen Geist aufgab. Als man vor der Beerdigung seinen Leichnam auskleidete, ward man mit Erstaunen und Abscheu gewahr, daß er ein geheimer Anhänger der Mohammedanischen Religion gewesen war. Seine hinterlassene Gemahlin sah sich durch diesen plözlichen Todesfall in die unseligste Lage versezt. Ohne Schuz und Hülfe, mitten unter feindlichen Haufen nahm sie ihre Zuflucht zu den Fürsten

Ermengard Daps.

Raimund von Antiochien. Ihm, als ihrem nächsten Blutsfreund übergab sie Tripolis nebst den dazu gehörigen Besizungen, und überließ sich seinem Schuz.

Saladins gewaltsame Eroberungen, die wie ein reissender Strom einen Theil des Christlichen Reichs nach dem andern verschlangen, liessen den Christen keine andere Aussicht, als sich unter den Flügel der europäischen Mächte zu retten. Der nachdrücklichste Beistand dieses Welttheils war noch die einzige Stüze, an der sich ihre sinkende Hoffnung aufrecht hielt. Wilhelm, der Erzbischoff von Tyrus, wurde an die Abendländischen Fürsten als Gesandter abgeschickt, sie zur Erhaltung der Christlichen Monarchie in Asien aufzufordern. Ganz Europa gerieth in Bestürzung über die Nachrichten von dem unglücklichen Zustand ihrer Orientalischen Brüder. Der heil. Stuhl ließ Fasten und öffentliche Gebete durch ganz Italien anstellen, und schien alles in Bewegung sezen zu wollen. Aber dieser scheinheilige Eifer war auch alles was geschah, und Palästina's Schicksal würde noch lange unentschieden geblieben sein, wenn nicht endlich Klemens VIII, der eben jezt auf den

päbstlichen Stuhl erhoben wurde, wirksamere Maaßregeln ergriffen hätte, seine verlornen Brüder in Asien zu retten. Ermengard Daps.

Er ernannte den Kardinal Heinrich, Bischoff von Albano, zum Gehülfen des Erzbischoffs von Tyrus und trug ihnen auf, die Europäischen Christen zu einem neuen Kreuzzug aufzufordern, und den Funken der Religionsbegeisterung in den Gemüthern wieder zu entzünden. Kaum erschallte die Einladung des Pabstes aus dem Munde dieser beredten Männer, begleitet von einer hinreissenden Schilderung von Palästina's unglücklichem Zustand, so wachte die Entschlossenheit der Fürsten, und mit ihm der Fanatismus des Volks wieder auf. Alles ergriff die Waffen; alles begehrte, das heilige Zeichen seines Berufs zu tragen. Frankreichs und Englands Fürsten, Philipp II und Heinrich II, hielten zwischen Gisors und Trie eine gemeinschaftliche Zusammenkunft mit den päbstlichen Abgesandten. Durch einen hartnäckigen Zwist lange von einander getrennt, versöhnten sie sich jezt, um zu einem Zug nach dem gelobten Lande sich zu vereinigen. Beide Monarchen hielten hierauf mehrere Versammlungen in

Ermengard v. Daps.

ihren Staaten, um einen ergiebigen Fond zur Bestreitung der Kriegskosten ausfindig zu machen, und in beiden Reichen kam man überein, daß alle diejenigen Unterthanen, die sich nicht entschliessen könnten, das heil. Kreuz zu ergreiffen, den zehnten Theil von ihren Gütern, sowohl beweglichen als unbeweglichen, entrichten sollten. Dieser Tribut erhielt den Namen des Saladinischen Zehnten, weil er zur Unterstüzung des Krieges gegen Saladin gehoben wurde.

Während der Zurüstung zu diesem Heereszuge starb Heinrich II und überließ seinem Sohn, Richard I, den Thron von England. Auch ihn belebte das kriegerische Feuer seines Vaters. Kaum hatte er die Krone in Empfang genommen, so stellte er ein Heer von 30000 zu Fuß, und 5000 zu Pferd unter die Waffen, und schickte sie mit Mund- und Kriegsvorrath versehen, auf einer ungeheuren Flotte nach Palästina.

Seinem und Philipps I Beispiel folgte der tapfre Friedrich I, mit den Zunamen Barbaroßa, der den teutschen Kaiserthron besaß. Dieser Monarch brannte vor Begierde, das heil. Grab aus den Händen der Unglaubigen zu befreien,

freien, und zog mit seinem Sohn und Nachfolger, Friedrich, Herzog von Schwaben, an der Spitze einer mächtigen Armee nach Asien. Ermengard Daps.

Spanien allein hatte an dieser Expedition keinen Antheil. Der Thron von Kastilien, Navarra und Arragonien wurden unaufhörlich von den Waffen der Mauren und Sarazenen erschüttert, die sich der blühendsten Provinzen des Reichs bemächtigt hatten. Diese innern Unruhen verhinderten die Fürsten, sich in auswärtige Händel zu mischen. Indessen veranlaßte der Verlust Palästina's und die schleunige Flucht der Johanniterinnen nach Europa eine neue Stiftung in diesem Lande durch die Königin von Arragonien, die dem Andenken so vieler gefallener Ordensritter ein daurendes Monument verrichten wollte.

Der Name dieser Prinzessin war Sancha. Seit ihrer Verbindung mit König Alphons II von Arragonien, einem Sohn von Raimund Berenger, dessen wir schon bei seiner Erhebung auf den Arragonischen Thron gedacht haben, hatte sie ein lebhaftes Interesse an den Schicksalen des Johanniterordens. Die Vertreibung der Johanniterinnen aus Jerusalem erzeugte jezt in

Ermengard Daps.

ihr den Entschluß, für edle Damen aus diesem Orden in Sixena, einem zwischen Sarragossa und Lerida gelegenen Marktflecken, ein Kloster anzulegen. In diesem Kloster gedachte sie selbst ihr Alter, den Betrachtungen der Religion und der Einsamkeit geweiht, hinzubringen. Sie sparte daher nichts, was den Glanz und die Bequemlichkeit desselben vermehren. , und gab ihm das Ansehen eines Pallastes, der für alle Bedürfnisse des einsamen Lebens eingerichtet war. Der König selbst schenkte auf ihr Begehren, dieser Stiftung ansehnliche Besizungen, und erlaubte den Stiftsdamen eine besondere Ordenskleidung anzulegen. — Diesem Beispiel folgten bald noch mehrere in Katolonien, Italien, Frankreich und Portugall nach, den Schwestern des heil. Johannisordens einen Zufluchtsort zu erbauen. Aber das Kloster zu Sixena behielt den Ruhm, für das glänzendste im ganzen Königreich gehalten zu werden.

Die Verrichtung der Ordensschwestern bestand hauptsächlich darin, daß sie um Mitternacht ihr Lager verliessen, sich auf das Chor begaben, und den übrigen Theil der Nacht mit ununter-

bro-

brochenen Gebeten, für die Erhaltung der Jo- Ermengard
hanniter in Palästina und für die Befreiung Daps.
der Stadt Gottes, zubrachten.

Der brennende Wunsch, diese Befreiung des heiligen Landes zu beschleunigen, entflammte die Gemüther der Christen und versammelte die meisten Nationen Europa's unter die Fahnen Richards I und Philipp's II. Die Gefilde von Asien waren mit Heerschaaren bedeckt, die täglich und stündlich von neuen Ankömmlingen begrüßt wurden.

Unterdessen hatte Lusignan, der König ohne Land, nach seiner Erlösung aus der Gefangenschaft, wie wir schon erzält haben, sich in eine Festung der Grafschaft Tripolis zurückgezogen, wo er die Trümmer seiner vernichteten Macht noch einmal zusammenraffte, um seinem Untergange zuvorzukommen. Bald darauf führte ihm sein Bruder Gottfried ein neues Heer von Kreuzfahrern aus dem Okzident zu, mit welchen sich noch einige Haufen Lateinischer Christen und Syrischer Abenteurer verbanden, so daß er endlich ein Heer von 7 bis 8000 Mann Fußvölker, und 700 Reiter ins Feld stellen konnte. Die Hoff-

Ermengard Daps.

nung des bedrängten Königs lebte bei dem Anblick dieser Hülfe wieder auf. Sein erster Entschluß zielte nunmehr dahin, Akris durch eine Belagerung einzuschliessen, um einen sichern Aufenthalt zu gewinnen.

Die Johanniter und Tempelritter rükten mit ihm ins Feld, drei verschiedene Truppen unter eignen Anführern, die den Vortrab der eigentlichen Kreuzarmee ausmachten, vereinigten sich mit ihnen. Auch Konrad von Tyrus, seiner noch immer fortdaurenden Streitigkeiten mit Lusignan unerachtet, kam ihm zu Hülfe, und mit vereinigten Kräften wurde nun Akris bestürmt. Von beiden Seiten wurde mit Muth und Anstrengung gekämpft. Aber die Christen fanden unübersteigliche Hindernisse. Wüthende Ausfälle der Belagerten rieben ganze Haufen ihrer tapfersten Streiter auf, und Krankheit zerstörte einen andern blühenden Theil des Heeres. Zu allen dem kamen noch innere Unruhen, welche die Heerführer entzweiten. Lusignans Gemahlin war indeß gestorben, und dadurch die Krone von Jerusalem wieder erledigt. Konrad von Tyrus strebte nach ihrem Besiz und wußte Isabellen, die einige noch

übrige

übrige Schwester der verstorbenen Prinzessin, so für sich zu gewinnen, daß sie sich von ihrem Gemahl, Onfroi von Thoron III, scheiden ließ, und dem jungen Fürsten von Tyrus ihre Hand und ihre Krone ertheilte. Lusignan behauptete seine alten Ansprüche auf das Königreich, Onfroi sein Recht auf die Hand der Königin — die ganze Armee nahm Theil an diesem Streit um ein bloß eingebildetes Königreich. Der Ausbruch eines förmlichen Krieges wurde aber doch noch verhindert, indem man übereinkam die Ankunft der beiden Könige von Frankreich und von England zu erwarten und die Entscheidung ihnen zu überlassen. Ermengard Daps.

Während der Zeit langte Friedrich von Schwaben mit dem Kriegsheere seines Vaters, Friedrichs I, in Palästina an. Eine plözliche Erkaltung bei einem Bade in dem Fluß Cydnus in Cilizien, hatte diesem den Tod zugezogen. Durch diesen unglücklichen Hinfall verlor Palästina einen tapfern Beschüzer, und Teutschland ein würdiges Oberhaupt. Die Armee selbst, an deren Spize sein Sohn vor den Mauern von Akris erschien, war durch die langwierige, mühsame Reise, durch

Ermengard Daps.

Krankheiten und Niederlagen, schrecklich zusammengeschmolzen, und ihrer tapfersten Anführer beraubt. Ihre Erscheinung unterstüzte also die Belagerer nur sehr wenig, und die Belagerung selbst gieng langsam von statten. Die Christen behaupteten zwar mit Nachdruck ihren Plaz, aber die Ueberlegenheit des Feindes war zu groß, die Kräfte der europäischen Soldaten zu sehr erschöpft, als daß man eine vortheilhafte Entscheidung hätte erwarten dürfen. Die Johanniter und Tempelritter hielten allein das schwankende Gleichgewicht zwischen den Streitenden aufrecht, schlugen jeden der unzähligen Ausfälle des Feindes herzhaft zurück, zerrissen die feindlichen Haufen, und verfolgten den Feind bis vor die Thore der belagerten Stadt; die wiederholten Ausfälle entkräfteten zwar auch die Stärke des Feindes, aber der Nachtheil auf Seiten der Christen war ungleich größer. Ueberdies litten diese zwiefach durch Mangel an Lebensmitteln und durch schnelle Veränderung des Klima's. Ununterbrochene Gefechte, und hartnäckige, auszehrende Krankheiten vereinigten sich zu ihrem Untergang; ohne die sehnlich erwartete Erscheinung der Franzosen

und

und Engländer wäre ihre Niederlage unvermeid- Ermengard
lich gewesen. Daps.

Der Teutsche Soldat empfand sein Schicksal härter als jeder andre, in einem Lande, wo er nur durch Zeichen und Mienen sein Uebel und seine Bedürfnisse zu erkennen geben konnte, weil seine Sprache gänzlich unbekannt war. Das wachsende Elend dieser Menschen erwekte endlich das Mitleiden einiger Edelleute aus Bremen und Lübeck, die sich ihrer gemeinschaftlich anzunehmen und ihr unglückliches Schicksal zu mildern beschlossen. Sie rissen ihre Segel ab, zertrennten sie, und verfertigten ein großes Zelt daraus auf offenem Felde, zum Schuz und Obdach ihrer verwundeten Landsleute. Diese menschenfreundliche Gesellschaft gewann bald darauf einen grösseren Umfang durch den Zutritt von vierzig andern Edelleuten, die eine Art von Hospital mitten im Lager errichteten. Nach und nach bildete sich dieselbe Gesellschaft zu einem dauerhaften Orden, der, nach dem Beispiel der Johanniter und des Tempelordens, Pflege der Pilgrimme und Kranken, und Vertheidigung des heil. Landes zu seinem Zwek machte.

Pabst

Ermengard Daps.

Pabst Cölestin III bestätigte nachher diesen Orden auf Anliegen Kaiser Heinrichs VI durch eine öffentliche Bulle, vom 23 Febr. 1192, gab ihm die Regel des heil. Augustins., und unterwarf ihn den Statuten der Johanniter in Rüksicht auf die Pflege der Kranken und Pilgrimme, den Statuten der Tempelritter, in Rücksicht auf ihre Kriegsdienste. — In der Folge erhielt dieser neue Orden den Namen der Teutschen Ritter aus dem Hause der heil. Maria zu Jerusalem; hauptsächlich deswegen, weil ein Teutscher zu der Zeit, als Jerusalem unter der Herrschaft der lateinischen Christen stand, auf eigne Kosten ein Hospital mit einem Bethaus unter der Anrufung der heil. Jungfrau zum Behuf seiner kranken Landsleute errichtet hatte. — Das Ordenskleid der Teutschen Ritter bestand aus einem weissen Mantel, mit einem schwarzen Kreuz bezeichnet; übrigens waren sie, gleich den andern Orden, an die drei Gelübde gebunden, und mußten vor ihrer Einkleidung eidlich versichern, daß sie Teutsche von Geburt, und von edler Herkunft wären, und sich lebenslänglich dem Dienste der Pilgrimme

me und Kranken, so wie auch der Vertheidigung der Christlichen Religion widmen wollten. Ermengard Daps.

Nun wurde also die Christliche Armee von der vereinigten Macht dreier Orden unterstüzt, die alle ihre Kräfte aufboten, den Feind aus seiner Festung zu vertreiben. Allein die Belagerung gieng demungeachtet langsam von statten. Die Ursache dieser Verzögerung war die fortdauernde Uneinigkeit zwischen den Kreuzfahrern. Schon zwei Jahre waren unter fruchtloßen Bemühungen, Akris zu gewinnen, verflossen, und noch zeigte sich keine Hoffnung zu einer günstigern Aussicht.

Endlich erschien Philip II, der bisher durch Mißverständnisse, die zwischen ihm und den Könnig von England vorgefallen waren, zu Messina war aufgehalten worden. Seine Gegenwart, und der neue Zuwachs von Streitenden gab der Sache plözlich eine andere Wendung. Unter den Augen eines königlichen Anführers suchten Soldat und Offizier sich auszuzeichnen; der Geist der Tapferkeit belebte die ganze Armee, die kriegerische Erfindsamkeit verdoppelte ihre Kräfte, und mit Hülfe gewisser Maschinen gelang es ihnen

end-

Ermengard Daps.

endlich, eine große Bresche zu machen. Sogleich erschallte durch die ganze Armee die Aufforderung zum Sturm. Die gegenwärtige Stimmung der Gemüther und die ganze Lage der Umstände versprach den Christen einen glücklichen Erfolg. Zum Unglück bewog eine übel verstandene Delikatesse den König von Frankreich, die Unternehmung bis zur Ankunft des Königs von England aufzuschieben, um die Ehre des Siegs mit ihm zu theilen. — Unterdessen zerflog der Geist der Entschlossenheit, Unwille und Unthätigkeit bemächtigte sich der Gemüther, und die Belagerten gewannen dadurch Zeit, im Innern des Plazes neue Festungswerke aufzuführen; so, daß sie bei der Ankunft des Königs, schon wieder hinlänglich gesichert waren.

Richard I, der seinem Vater, Heinrich II, kurz vor seiner Abreise nach Palästina auf dem Thron von England gefolgt war, erschien mit Lorbeern gekrönt in Palästina. Die Ursache seiner späten Ankunft war ein langwieriger Sturm, der seine Flotte, die aus zwei Eskadern bestand, nach dem Archipelagus verschlagen hatte. Die Eskader des Königs war nach langem Umherirren

end-

endlich so glücklich, die Insel Rhodus zu gewinnen, die andre aber, auf welcher seine Gemahlin nebst seiner Schwester Johanna sich befand, mußte sich ohnweit Limisso, in Zypern vor Anker legen. Der Sturm zerschmetterte sogar zwei Schiffe, die nahe bei der Stadt auf eine Sandbank gerathen waren. Der Tyrann der Insel befand sich damals gerade an der Meeresküste, und befahl seinen Leuten, die gescheiterten Schiffe auszuplündern, die darauf befindlichen Soldaten und Matrosen in Ketten zu werfen, und dem Schiffe der Königin, während des Sturms, den Eingang in den Hafen zu versperren. So bald der Himmel sich wieder aufgeklärt hatte, fanden sich die beiden Eskadern wieder. Richard forderte Genugthuung von den Barbaren für die Mißhandlung seiner Flotte. Da er aber kein Gehör fand, so bemächtigte er sich unverzüglich der Stadt Limisso, hieb die Garnison nieder, verfolgte den Tyrannen von einem Ort zum andern, nahm ihn endlich nebst seiner einzigen Tochter gefangen, worauf die ganze Insel sich der Bothmäßigkeit des Königs unterwarf. Nach der Einnahme dieser Insel ließ Richard sogleich die An-

Ermengard Daps.

Ermengard Daps.

ker lichten und stach mit seinen Gefangenen in die See. Der unglückliche Prinz, den Richard in Eisen gefesselt mit sich führte, bat um eine mildere Behandlung und erinnerte ihn mit Thränen im Auge an seine hohe Geburt und Würde. Richard, der den grausamen Tyrannen unversöhnlich haßte, befahl endlich mit Hohnlächeln, ihm silberne Ketten anzulegen. Den stolzen Gefangnen beruhigte wirklich diese Veränderung, die ihn vor den übrigen Gefangnen auszeichnete. Sein Zustand war ihm erträglicher, weil sein Aeusserliches einen täuschenden Schimmer von sich warf. — Sobald Richard in Palästina angekommen war, übergab er seinen Gefangenen den Johannitern, die ihn in der Festung Margat streng bewachen liessen, die Prinzessin von Zypern aber, die dem Sieger Fesseln von andrer Art angelegt zu haben schien, überließ er der Aufsicht seiner Mutter.

Da die Insel Zypern zu weit von England entfernt war, als daß Richard sie füglich mit diesem Staatskörper hätte verknüpfen können, so überließ er sie dem Tempelorden gegen eine Summe von 300000 Livres. Die Ritter nahmen unverzüglich Besiz davon und legten eine Besa-

zung

zung hinein. Aber ihr stolzes, despotisches Betragen, ihre drückende Regierungsform zündete bald darauf den Geist der Rebellion in den Gemüthern ihrer Unterthanen an. Ueberdies waren die Zyprier Anhänger der griechischen Kirche, und konnten sich nicht entschließen, einer lateinischen Oberherrschaft zu gehorchen. Diese beiden Umstände vereinigten sich, immerwährende Zwistigkeiten auf der Insel zu unterhalten, so, daß die Tempelritter sich endlich genöthigt sahen, ihre Oberherrschaft wieder in die Hände des Königs von England niederzulegen. Ermengard Daps.

Am 8 Junius 1191 erschien Richard vor Akris. Seine Ankunft entflammte den Muth der Streitenden von neuem. Er und der König von Frankreich zeichneten sich wechselsweise durch die bewundernswürdigste Tapferkeit aus. Richard zeigte besonders eine beispiellose Entschlossenheit in allen seinen Unternehmungen. Er verachtete die schrecklichsten Hindernisse, stürzte sich muthig in die drohendsten Gefahren, und überwand sie jederzeit mit siegreichem Arm.

Die drei Ritterorden unterstützten die Belagerung mit allem möglichen Eifer, ohne sich von

Ermengard Daps.

dem unglücklichen Schicksal ihrer Brüder, welche täglich in großen Haufen an ihrer Seite fielen, zurückschrecken zu lassen. Dieser immerwährende Verlust würde endlich den Untergang der Orden nach sich gezogen haben. Aber durch die neuangekommenen Kreuzfahrer wurde auch ihnen neuer Ersaz zugeführt. Eine Menge junger Edelleute drängten sich herzu, unter ihren Fahnen zu dienen.

Saladin gab seinen Gegnern an Muth und Tapferkeit nichts nach, und sezte den Christen täglich mit neuen Angriffen zu. Das Warten der Christen auf die Ankunft des Königs von England hatte den Belagerten Zeit gegeben, ihre Festung wieder ganz auszubessern. Dadurch giengen alle Vortheile wieder verloren, die von den Christen mit so großem Verlust schon errungen gewesen waren. Die Angriffe auf die Festung mußten jezt wieder ganz von neuem angefangen werden, und kosteten das Blut vieler Tausende. Ueberdies kam durch einen unmäßigen Genuß von unreifem Obst die Ruhr unter die Europäischen Soldaten, und riß eine unzählige Menge hinweg.

Zum Uebermaße des Unglücks wurde jezt die alte Zwietracht zwischen Lusignan und Konrad wieder

der

der rege, und erwekte selbst die verjährte Eifer- Ermengard
sucht zwischen den Engländern und Franzosen. Daps.
Kaum erklärte sich der König von Frankreich für den ersteren, so ergriff der König von England die Parthei des Lezteren. Die übrigen Fürsten und Heerführer folgten ihrem Beispiel; und da auch die Johanniter und Tempelritter in ununterbrochener Spannung mit einander lebten, so war es natürlich, daß die Lezteren auf die Seite des Fürsten von Tyrus übertraten, so bald die ersteren sich für die Sache des Königs von Jerusalem erklärten. Diese allgemeine Gährung der Gemüther ließ die traurigsten Folgen befürchten. Aber die Bischöffe, welche sich bei der Armee befanden, boten allen Kräften ihrer Beredtsamkeit auf, die Eintracht wieder herzustellen, und es gelang ihnen, einen Vergleich zu Stande zu bringen, der beide Theile zu befriedigen schien. Konrad von Tyrus wurde bald darauf von Assassinen erstochen.

Nachdem dieser Sturm vorüber war, erwachte der Geist der Entschlossenheit mit neuem Feuer in der Christlichen Armee. Jeder Angriff verdoppelte den Muth der Christen, jedes Treffen ver-

Ermengard Daps.

schaffte ihnen neue Vortheile. Das Glück der Unglaubigen sank hingegen mit jedem Tage, und beschleunigte den Sieg der Christen. Durch eine günstige Kapitulation wurden sie unumschränkte Besitzer der Stadt Akris.

Von jezt an ward diese Festung der immerwährende Waffenplaz der Lateiner. Man räumte unverzüglich den sämtlichen Truppen so wohl als allen Nationen, die etwas zu ihrer Eroberung beigetragen hatten; und im Stande waren ihren Besiz fernerhin zu behaupten, verschiedene Quartiere darin ein, und die Johanniter, die seit der Einnahme von Jerusalem ihren Hauptsiz zu Margat gehabt hatten, liessen sich nunmehr in Akris nieder. Hier war es, wo bald darauf der Großmeister Ermengard Daps sein Leben endigte; und Gottfried von Duisson an seine Stelle erwählt wurde.

1192. Gottfried von Duisson.

Nach einem so theuer errungenen Sieg, der sich drei Jahre hindurch verzögert hatte, sehnten sich die Kreuzfahrer, deren Armee größtentheils aus Freiwilligen bestand, nach ihrem Vaterland zurück, und eilten nach einer kurzen Erholung unter Segel. Philipp von Frankreich, den eine schleichende Krankheit verzehrte, sahe sich gezwungen,

gen,

gen, ihrem Beispiel zu folgen, um seiner Ge- Gottfried von Duisson.
sundheit, die ohne Zweifel durch heimlich beige-
brachtes Gift zerrüttet worden war, durch die
Veränderung des Klima's wieder aufzuhelfen.
Vor seiner Abreise übergab er aber ein Heer von
10000 Mann Infanterie und 500 Reitern dem
Herzog von Burgogne, und ließ sie unter seiner
Anführung in Palästina zurück. Der tapfere Ri-
chard hatte noch vor seiner Einschiffung das Glük,
Askalon und Jaffa den Händen der Unglaubigen
zu entreissen, worauf er einen Waffenstillstand
von 3 Jahren, 3 Monaten und eben so viel Wo-
chen mit Saladin errichtete. — Den Berich-
ten einiger Geschichtschreiber gemäß, vermählte Ri-
chard noch vor seiner Abreise die Prinzessin von
Zypern mit Guido von Lusignan, und trat ihm
zugleich die Herrschaft dieser Insel ab, welche
die Tempelritter ihm zurückgegeben hatten, und
welche Lusignans Nachfolger von der Zeit an
dreihundert Jahre lang beherrscht haben. — Der
Neffe des Königs, Heinrich Graf, von Cham-
pagne, heirathete Konrads Wittwe, und gründete
sich dadurch Ansprüche auf den Thron zu Jerusalem,
die er mit der Zeit noch geltend zu machen hoffte.

Gottfried von Duisson.

Bald darauf gewann die Aussicht der Christen eine günstigere Richtung. Saladin, dieser große Feldherr, stand eben im Begriffe, die Früchte seiner heißerrungenen Siege im Frieden zu geniessen, als ihn der Tod plözlich von der Szene riß. Kurz vorher, als er sein Ende nahe glaubte, befahl er einem seiner Offiziere, seinen Leichnam in ein einfaches Tuch zu hüllen, ihn so durch die vornehmsten Straßen der Stadt Damaskus tragen, und vor ihm ausrufen zu lassen: „seht hier, alles was der große Saladin, der Ueberwinder des Orients, von seinen glänzenden Eroberungen und Schäzen davon trägt!" Nach diesem soll er noch beträchtliche Summen an die Armen der Stadt, ohne Unterschied der Religion, ausgetheilt haben: entweder weil er überzeugt war, daß wahre Wohlthätigkeit ihren hülfreichen Arm über jedes Bedürfniß ausstrecken muß, oder, welches jedoch unwahrscheinlicher ist, weil er zulezt an der Wahrheit der Mohammedanischen Religion zu zweifeln anfieng, und ungewiß war, ob sie ausschliessend eine vorzüglichere Achtung verdiene als die Christliche oder Jüdische.

1193 den 13 März.

Seine

Seine Staaten theilte er unter eilf hinterlas- Gottfried von Duisson.
sene Kinder. Nach seinem Tode aber erwachte die Eifersucht in ihren Gemüthern, und zündete einen unaufhörlichen Zwiespalt zwischen ihnen an, um den Einen auf den Trümmern des Andern auf den Gipfel der Souveränité zu heben. Saphadin, der Bruder des Saladin, benuzte diese Uneinigkeit, sich selbst, zum Nachtheil seiner Neffen, auf den Thron zu schwingen. Mit Entschlossenheit und Nachdruck griff er bald diesen, bald jenen an, räumte jeden aus dem Wege, der in seine Hände fiel, riß eine Herrschaft nach der andern an sich, und thürmte allmählich ein Reich auf, das von dem vormaligen Saladinischen Reiche an Größe und Macht wenig verschieden war.

Durch diese innern Unruhen des feindlichen Reichs gewannen die Christen Zeit, sich zu erholen. Pabst Cölestin III schlug einen neuen Kreuzzug vor, um die gegenwärtigen Umstände zu größerem Vortheil der Christen zu benuzen. Ungeachtet der Waffenstillstand noch dauerte, rükte doch das neue Kreuzheer vor und fieng zuerst Feindseligkeiten an. Ergrimmt über die Bund-

Gottfried von Duisson.

brüchigkeit der Christen, brach Saphadin auf, überfiel Jaffa, und eroberte es im Sturm. Mehr als 3000 Christen fanden bei dem Sturme ihren Untergang. Ohne Zweifel wäre der Umsturz ihres ganzen Reichs die Folge davon gewesen, wenn nicht die immerfortdauernden Mißhelligkeiten zwischen den Oberhäuptern der Unglaubigen den Saphadin bewogen hätte, den Waffenstillstand auf sechs Jahre zu erneuern.

Niemand war durch den unglücklichen Ausgang dieses Kreuzzuges mehr gekränkt, als der Graf von Champagne, der mit dem Mißlingen dieses Plans zugleich alle seine süßen Hofnungen dahin schwinden sah. Sein Tod war die Folge dieser peinigenden Täuschung, die ihn einer gehofften Krone beraubte. — Der Großmeister der Johanniter schlug, nach dem Tode dieses Prinzen, der Königin Isabelle eine Vermählung mit Almarich von Lusignan vor, der nach dem Hintritt seines Bruders die Krone von Zypern erhalten hatte. Die Vortheile dieser Verbindung wußte er der Königin sehr einleuchtend zu machen. Er stellte ihr vor, daß Palästina aus Zypern beträchtliche Unterstüzung erhalten, und die Königin

nigin selbst, im Fall es den Unglaubigen gelin- Gottfried von Duisson.
gen sollte, das ganze Reich zu unterjochen, einen sichern Zufluchtsort daselbst finden würde. Der Vorschlag des Großmeisters ward ohne Schwierigkeiten angenommen, und durch die Feinheit, mit welcher er die Sache am Hofe zu Zypern ausführte, kam die Vermählung gleich zu Stande. Aber Duisson überlebte diese Veränderung nicht lange, sondern starb wenige Tage darauf und 1194.
hinterließ seine Würde dem Bruder Alphons von Portugall.

Alphons von Portugal.
Dem einhelligen Zeugnisse der Geschichtschreiber zu Folge war dieser Alphons ein frommer und tapferer Mann, der sich durch ausserordentliche Pünktlichkeit sowohl in der Ausübung der militärischen Disciplin, als in der Erfüllung der Ordenspflichten, auszeichnete, von Natur aber etwas stolz und aufgeblasen, und überhaupt einer von denen Köpfen, welche aller Hindernisse unerachtet ihre oft chimärische Entwürfe realisiren wollen.

Kaum hatte er seine Würde angetreten, als er, schwanger von Entwürfen, die eben so schwer auszuführen, als schwärmerisch und übertrieben

Alphons von Portugal.

waren, und größtentheils die Abschaffung der Mißbräuche betrafen, die sich seit einiger Zeit in den Orden eingeschlichen hatten, das Kapitel in Margat zusammenberief. Um seine Hauptabsicht nicht sogleich laut werden zu lassen, griff er anfänglich nur einen gewissen Mißbrauch an, der darin bestand, daß der weltliche Adel nach seiner Zurückkunft aus Palästina das Johanniterkreuz trug, welches eigentlich ein auszeichnendes Eigenthum der Ordensritter war.

Der Europäische Adel pflegte nämlich, wie bekannt ist, nach seiner Ankunft in Palästina, es sei nun daß er bei Gelegenheit eines Kreuzzuges oder einer besonderen Wallfahrt dahin gelangte, sich mit feurigem Enthusiasmus unter die Glaubensfahne zu drängen. Vornehme Familien schikten nicht selten sogar ihre unerwachsenen Kinder dahin, um ihre Ausbilduug von den Händen der Ordensritter zu erhalten, weil sie überzeugt waren, daß ihr Beispiel den wirksamsten Einfluß auf die Entwicklung des kriegerischen Geistes äussern würde. So lange sie nun in Palästina für den Glauben des Erlösers kämpften, verstattete man ihnen ohne Ausnahme, das Ordenskreuz,

als

als ein Zeichen ihres Berufs zu tragen. Diese Erlaubniß wurde aber in der Folge durchgängig als ein unbedingtes Vorrecht angesehen, das einem jeden von ihnen auch in Europa zukäme, und dieser Mißbrauch, der die eigentlichen Ordensritter mit dem übrigen Adel aller Nationen, nicht selten zum Nachtheil der ersteren, vermischte, war es, den der Großmeister abschaffen wollte, indem er mit Einstimmung des ganzen Kapitels die Verordnung ausgehen ließ, daß jene fremden Krieger, die aus Europa nach Asien kämen, nur als Hülfstruppen des Ordens angesehen werden sollten, denen das Johanniterkreuz bloß so lange als ein Eigenthum zustände, als sie unter den Fahnen des Ordens gegen die Unglaubigen zu Felde zögen.

Alphons von Portugal.

Von diesem besondern Reformationsartikel schritt Alphons allmählig zu einem andern über, der die Ordensritter selbst betraf, und hauptsächlich in der Verbesserung der allgemeinen Oekonomie bestand. Um dieser neuen Einrichtung desto leichtern Eingang in die Gemüther zu verschaffen, nahm er zuerst eine Einschränkung seiner eignen Oekonomie vor, und entließ alle Bediente, ausser

einem

Alphons von Portugal.

einem Major Domus, einem Kapellan, zwei Rittern, einem Turkopolen, und einem Pagen, aus seinen Diensten. Jedem dieser zurückgebliebenen erlaubte er nicht mehr als Ein Pferd; er selbst behielt nur zwei Handpferde und ein Maulthier für seine Person — ein in der That sehr bescheidener, einfacher Hofstaat, der aber dem Chef eines großen militärischen Ordens, der täglich und stündlich an der Spize seiner Armee aufzutreten verbunden ist, weder anständig noch bequem genug sein konnte.

Jezt, nachdem er diese Reform mit sich selbst vorgenommen hatte, glaubte er auch zu einem ähnlichen Verfahren gegen die übrigen Ritter berechtigt zu sein. Zuerst machte er ihnen die bittersten Vorwürfe über ihren ausschweifenden Luxus und ihre Weichlichkeit, alsdann schrieb er ihnen Verhaltungsregeln vor, welche dieser um sich greifenden Unordnung Einhalt thun sollten. Nahrungsmittel, Kleidungsstücke, Bedienung — alles wurde durch die strengste Reform eingeschränkt. Er wollte die Disciplin aus Dupui's Zeiten wieder einführen. Ein allgemeines Murren zeigte hinlänglich den widrigen Eindruck, den

seine

seine Vorstellungen auf die Gemüther gemacht hatten. Alphons ließ sich aber dadurch von seinem Vorhaben nicht zurückbringen, sondern mit einem despotischen Ton sagte er: „Ich verlange Gehorsam, ohne Widerrede!“ Die ganze Versammlung brach in laute Klagen über Unrecht und Bedrückung aus; einer von den bejahrtesten Rittern gab dem Großmeister zu verstehen, daß der Orden nicht gewohnt wäre, seine Vorgesezten im Tone eines Despoten sprechen zu hören. Aus Vorstellungen und Gegenvorstellungen entstand zulezt eine ziemliche hizige Ereiferung, die sich mit einem gänzlichen Bruch zwischen dem Großmeister und dem Orden endigte, wodurch der erstere endlich genöthigt ward, seine Würde niederzulegen und Palästina auf immer zu verlassen. Alphons von Portugal.

Zu seinem Nachfolger ernannte das Kapitel den Bruder Gottfried, mit dem Zunamen Le Rat, einen Franzosen von Geburt. Dieser Gottfried war ein ehrwürdiger Greis, der schon durch seinen sanften, friedliebenden Karakter den Gipfel zu verdienen schien, auf welchen man ihn erhoben hatte. Gottfried Le Rat.

Unter-

Gottfried Le Rat.

Unterdessen genoß die Christenheit unter dem Schuze eines ununterbrochenen Waffenstillstandes mit Saphadin eine flüchtige Erholung, die sie aber mehr einer Hungersnoth, die in Egypten entstanden war, und sich auch über Palästina verbreitete, als dem Kriegsglück zu verdanken hatte.

Während beide Provinzen mehr oder weniger den Einfluß dieses grausamen Uebels empfanden, ereignete sich zu Konstantinopel eine wichtige Revolution, die einen beträchtlichen Theil der Johanniter dahinzog.

Noch herrschte der Geist der Kreuzzüge, so vieler mißlungenen Versuche ungeachtet, in Frankreich ununterbrochen fort. Ein gewisser Pfarrer von Neuilly hatte noch vor kurzem durch die Gewalt seiner Beredsamkeit eine unzählige Menge Fürsten und Edelleute unter die Kreuzfahne des Marquis von Montferrat, eines großen Feldherrn versammelt; und man war nun darauf bedacht, dieses neue Kreuzheer nach der Levante zu senden. Durch die traurigsten Erfahrungen war man überzeugt worden, daß der Weg zu Lande, durch die Staaten des Griechischen Kaiserthums mit unzähligen Schwierigkeiten verknüpft wäre.

wäre. Man wollte deswegen den Weg zu Was- Gottfried
ser machen, und mußte sich also an eine See- Le Rat.
macht wenden. Es wurden unverzüglich Depu-
tirte nach Venedig abgefertigt, um den Dogen, Heinrich Dandalo, dahin zu bringen, daß er gegen Entrichtung einer gewissen Summe Geldes, die er zur Hälfte im voraus erhalten sollte, eine Flotte unter Seegel stellte und die Kreuztruppen nach St. Akris übersezen liesse. Der Doge fand sich ohne Einwendung bereit dazu, und der Kontrakt wurde von beiden Seiten unterzeichnet. Der Doge machte sich darin verbindlich, seine Flotte gegen eine Summe von 85000 Mark Silber in die See stechen zu lassen, und eine Anzahl von viertausend Reitern und zwanzigtausend Mann zu Fuß, nebst Waffen, Munition, und einem hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln nach Asien zu transportiren. Diese Vertragsartikel wurden pünktlich in Erfüllung gebracht, und um nicht bloß die Rolle gemietheter Schiffer zu spielen, sondern die Ehre dieses Kreuzzuges mit den Franzosen zu theilen, ließ die Republik auf-
ser der bestimmten Flotte noch fünfzig Galeeren ausrüsten, welche sie begleiten sollten. Danda-

Gottfried Le Rat.

lo selbst, ein Greis von achtzig Jahren, der überdies mit einem blöden Gesicht behaftet war, verlangte, die Kapitane zu besteigen, um bei der ganzen Unternehmung gegenwärtig zu sein. Die Schiffe lagen segelfertig; es fehlte nur noch an der Entrichtung der versprochenen Summe von Seiten der französischen Fürsten. Aber eben dieses wäre beinahe Ursache geworden, daß die ganze Unternehmung gescheitert wäre. Der größte Theil der Franzosen, die sich die Unkosten der Beisteuer ersparen wollten, begaben sich zu Marseille und in verschiedenen italiänischen Häfen unter Segel, anstatt sich in Venedig auf der Flotte des Dogen einzuschiffen. Dieses verursachte einen beträchtlichen Geldmangel unter den französischen Baronen, welche von den zu Venedig vorhandenen Kreuzfahrern, aller angewandten Mühe unerachtet, und selbst nachdem man alles Silbergeschirr, alle Kleinodien von Gold u. s. w. eingeschmolzen hatte, nur eine Summe von fünfzigtausend Mark Silbers auftreiben konnten; und der Kontrakt wäre ohne die zuvorkommende Gefälligkeit des Dogen beinahe rückgängig geworden. Dandalo hatte sich aber einmal zu sehr

für

für diese Expedition interessirt, um nicht alles mögliche zu ihrer Ausführung aufzubieten. Er erließ den Kreuzfahrern sogleich den Rest der bestimmten Summe, und verlangte bloß als eine Gegengefälligkeit von ihnen, daß sie gleich nach der Einschiffung einen kleinen Umweg machen und ihm behülflich sein sollten, die Stadt Zara in Dalmatien wieder zu erobern, die schon seit undenklichen Zeiten unter der Herrschaft der Republik gestanden, sich aber jezt von ihr losgerissen und dem König Bela von Ungarn unterworfen hatte. Gottfried Le Rat.

Nach unzähligen Schwierigkeiten von Seiten der Priester, Mönche und päbstlichen Nuntien, die den Soldaten ein Verbrechen daraus machten, das Schwerdt, welches sie gegen die Ungläubigen gezückt hatten, gegen die Christen, ihre Glaubensbrüder zu kehren, ward endlich, weil doch kein anderes Mittel, nach Palästina zu kommen, übrig war, der Vorschlag angenommen. Die Flotte gieng unter Segel, legte sich, nach einer günstigen Fahrt, an den Küsten von Dalmatien vor Anker, und die Truppen belagerten die Stadt Zara. Die Einwohner, welche sich auf diese

Gottfried Le Rat.

überraschende Erscheinung ganz und gar nicht vorbereitet hatten, und der Uebermacht der Christen bei weitem nicht das Gleichgewicht halten konnten, ergaben sich nach einigen vergeblichen Versuchen, ihre Unabhängigkeit zu behaupten, und

1202 den 10 Nov.

öffneten ihren alten Besizern die Thore. — Unterdessen war aber die zur Einschiffung nach Palästina besonders günstige Jahreszeit verstrichen, und die Armee mußte sich entschließen, in Dalmatien zu überwintern.

Sobald der Frühlingswind wieder zu wehen anfieng, machten sich die Kreuzfahrer bereit, nun um so schneller nach Palästina zu eilen. Aber eine neue Aufforderung verzögerte zum zweitenmal ihr Vorhaben. Es erschien eine Gesandtschaft bei dem Heere von Seiten des jungen Alexius Komnenus, mit dessen Schwester, Irene, sich der Herzog Philipp von Schwaben, erwählter Teutscher Kaiser, vermählt hatte. Sie flehten die Kreuzfahrer im Namen ihres jungen Prinzen, ihre siegreichen Waffen zu seinem Beistand aufzubieten, um seinen Vater, den Kaiser Isaak Angelus, wieder auf den Thron zu heben,

heben, von welchem ihn sein Bruder Alexius her- abgeworfen hatte. Gottfried Le Rat.

Schon aus dem vorhergehenden ist bekannt, daß der Sitz des Griechischen Kaiserthums von unzähligen innern Befehdungen zerrüttet wurde, und daß der stolze, aufgeblasene Charakter der griechischen Fürsten, ihre Treuloßigkeit und Eifersucht, den Thron von Konstantinopel zu einem immerwährenden Schauplaz des Mordes und des Blutvergießens gemacht hatten; und eben jezt wüthete eine schreckliche Rebellion in dem Herzen des Reichs.

Emanuel Komnenus, ein Mann von einem heimtückischen, verrätherischen Charakter, der die Armee Kaiser Konrads III durch heimliche Bündnisse mit den Unglaubigen ihrem Untergang entgegengeführt hatte, war vor kurzem gestorben und hatte seinem dreizehnjährigen Sohne, der mit Agnes, der Tochter Ludwigs VII von Frankreich versprochen war, den Kaiserthron hinterlassen. Kaum hatte dieser junge Prinz den Zepter drei Monate geführt, so ließ sein treuloßer Onkel, der ihm zum Vormund gesezt war, ihn heimlich erdrosseln und bemächtigte sich des Throns.

Gottfried Le Rat.

Isaak Angelus, der von einer weiblichen Linie der Komnenen abstammte, überfiel den Tyrannen, unter dem Vorwand den Tod des jungen Kaisers zu rächen, bemächtigte sich seiner Person, raubte ihm unter den grausamsten Martern das Leben, und schwang sich selbst auf den Thron. Zehn Jahre ungefähr hatte er diesen unter immerwährenden Besorgnissen behauptet, als sein Bruder Alexius, den er ehemals aus den Händen der Unglaubigen losgekauft, eine Verschwörung gegen ihn anstiftete, ihn seines Gesichts berauben und in ein unterirrdisches Loch werfen ließ, und sich selbst auf den Thron sezte. Der junge Alexius, ein Sohn des Isaak, war der Grausamkeit seines Onkels glüklich entronnen, und suchte Schuz unter dem Flügel des Herzog Philipps von Schwaben. Fortdauernde Befehdungen zwischen dem Herzog und Otto von Sachsen verhinderten aber diesen, seine ganze Macht, so wie er es wünschte, zum Beistand des Kaisers aufzubieten. Um diese Zeit trug sich die Belagerung von Zara durch die Kreuzfahrer zu, und der glückliche Erfolg ihrer Unternehmung schmeichelte dem Prinzen mit einem ähnlichen Aus-

gang

gang für den dethronisirten Kaiser, so bald es ihm nur gelänge, die Heerführer in sein Interesse zu ziehen. Gottfried Le Rat.

Dieses war die Absicht der gegenwärtigen Gesandtschaft, die den Christen nicht nur eine ansehnliche Belohnung zum Ersaz ihrer Mühe und Unkosten versicherte, sondern auch das Versprechen hinzufügte, daß Alexius das Kreuz ergreifen und mit 5000 Mann zu dem Kreuzheer stoßen würde, sobald Isaak den Thron wieder bestiegen hätte.

Die Fürsten des Heeres, die schon hinreichend überzeugt waren, daß die lezten Unternehmungen ihrer Religionsverwandten in Asien nur durch die Verrätherei der griechischen Kaiser gescheitert wären, und daß es beinahe unmöglich sein würde, Palästina zu erreichen, oder festen Fuß daselbst fassen zu können, bevor man sich von dieser Seite gesichert hätte, fanden sich leicht zu Unterhandlungen geneigt. Der Doge Dandalo, dem die Ausführung der Sache anvertraut war, sezte folgende Bedingungen fest: erstlich sollte der Hof zu Konstantinopel, auf den Fall, daß es den Christen gelingen würde, dem Kaiser wieder zu

Gottfried Le Rat.

dem Besiz des Thrones zu verhelfen, eine Summe von 200000 Mark Silbers zum Ersaz für die Kriegsunkosten erlegen; zweitens sollte der junge Prinz sodann unverzüglich dem Heere nach Palästina folgen, würden ihn aber politische Angelegenheiten zu Konstantinopel zurückhalten, so sollte er verbunden sein, 10000 der tapfersten Krieger mit einer jährlichen Besoldung ins Feld zu stellen; drittens sollte er ununterbrochen 500 Ritter in Palästina unterhalten, um die zukünftigen Eroberungen daselbst zu behaupten; und endlich sollte der Kaiser seine ganze Macht aufbieten, um das Religions-Schisma zu zerstören, und die griechische Kirche mit der lateinischen zu vereinigen.

Die Gesandten unterschrieben alles und begaben sich hierauf schleunigst nach Teutschland zu dem jungen Alexius. Der Prinz eilte selbst unverzüglich nach Dalmatien und bestätigte dem Vertrag. Sobald der Vertrag völlig geschlossen war, giengen die Kreuzfahrer wieder unter Segel, legten an der Küste von Dalmatien vor Anker und rükten zu Lande weiter fort bis an die Mauern von Konstantinopel. Die Armee bestand ungefähr

gefähr aus 6000 Franzosen und 8000 Venetia- Gottfried
nern, und diese geringe Anzahl von Kriegern Le Rat.
wagten es, in einem fremden Lande ohne Lebens-
mittel, ohne irgend einen andern Beistand, als
den, welchen ihnen ihr Muth und ihre Waffen
verschafften, eine Stadt wie Konstantinopel, die
wenigstens zwei mal hunderttausend gewaffnete
Menschen umfaßte, zu belagern.

Der Angriff wurde zu Wasser und zu Lande gemacht, und unzählige mal wiederholt. Die Fürsten des Heeres zeichneten sich durch die entschlossenste Tapferkeit aus. Der Doge selbst, ein Greis von achtzig Jahren, der sein Gesicht beinahe schon ganz verloren hatte, ließ sich von einem seiner vornehmsten Offiziere an die Spize seiner Truppen führen und munterte sie sowohl durch Worte, als durch sein Beispiel auf. Die Griechen ihrer Seits bepflanzten die Mauern mit Bogenschüzen und Soldaten, die mit einem Hagel von Pfeilen und Steinen auf die Belagerer herabstürmten. Das Uebergewicht war unstreitig auf Seiten der Griechen, und es war beinahe keine Möglichkeit vorhanden, daß die Lateiner mit einer so geringen Anzahl gegen die Menge

Gottfried Le Rat.

ihrer Feinde das geringste würden ausrichten können. Aber der Zufall begünstigte sie und gab der Lage der Sachen plözlich eine andere Wendung.

Der Tyrann, den sein Gewissen und die immerwährende Besorgniß, durch Verrätherei in die Hände der Kreuzfahrer zu gerathen, schrecklich beunruhigten, warf sich endlich verzweiflungsvoll in eine Barke und rettete sich mit seiner Familie und allen seinen Kostbarkeiten übers Meer. Seine Flucht stürzte alle Einwohner der Stadt in Verzweiflung. Zitternd liessen Soldaten und Bürger die Waffen aus den Händen fallen und

1203 im August.

öffneten den Lateinern ihre Thore. Noch an demselben Tage bestieg Isaak wieder den Thron und empfieng die Huldigung seiner Unterthanen.

Die erste Bemühung des alten Kaisers war nunmehr, seinem Sohn die souveräne Gewalt in die Hände zu geben. Die freudige Stimmung der Gemüther begünstigte seine Unternehmung, und sobald dieses geschehen war, begleiteten ihn die Kreuzfahrer durch den größten Theil seiner Provinzen, und liessen ihn von den Einwohnern für den rechtmäßigen Beherrscher des Reichs erklären.

Alexius

Alexius belohnte aber die Freundschaft der Lateiner mit dem schwärzesten Undank, und verschob nicht nur die Erfüllung der festgesezten Bedingungen von einem Tag zum andern, sondern weigerte sich zulezt öffentlich, sie zu vollziehen. Die Strafe der Treuloßigkeit folgte ihm indeß auf dem Fuße nach. Die Griechen, welche unaufhörlich befürchteten, Kraft der lezten Hauptbedingung des Vertrages, durch ihn dem päbstlichen Stuhl uuterworfen zu werden, änderten ihre Gesinnungen plözlich, und verfolgten ihn mit dem brennendsten Hasse. Gottfried Le Rat.

Ein gewisser Prinz aus dem Geblüte der Dukas, seiner ausserordentlich starken, in einanderlaufenden Augenbraunen wegen, Murzulphlus genannt, faßte endlich den Entschluß, ihn mit Gewalt vom Throne zu stoßen. Durch List und Schmeicheleien glückte es ihm bald, das Herz des jungen unerfahrnen Fürsten zu gewinnen, und den Zügel der Regierung in seine Gewalt zu bekommen. Unterdessen wurden die Forderungen der Kreuzfahrer immer lauter und dringender, und Drohungen folgten auf Drohungen. Murzulphlus wendete hingegen alle seine

Gottfried Le Rat.

Beredtsamkeit an, um den Fürsten in seiner Ungerechtigkeit zu bestärken, während er auf der andern Seite durch seine Kreaturen ausstreuen ließ, als wenn Alexius die Kreuzarmee aus keiner andern Absicht bis jezt in dem Hafen von Konstantinopel zurückhielte, als um die Einwohner dieser Stadt, gegen welche er den schwärzesten Argwohn hegte, im Zaum zu halten, und sie mit gewaffneter Hand unter die Herrschaft des Pabstes zu zwingen. Dieser Versuch that die gewünschte Wirkung. Der Pöbel gerieth in die heftigste Gährung, ergriff wüthend die Waffen, und forderte die Stadt zur Rache gegen den treuloßen Monarchen auf. Isaak gerieth bei diesem neuen Ausbruch der Empörung in Verzweiflung und endigte wenige Tage darauf sein Leben. Alexius warf sich in der ersten Bestürzung den aufgebrachten Kreuzfahrern in die Arme, und flehte sie mit Thränen im Auge, einige ihrer Truppen zu seiner Sicherheit in die Stadt einrücken zu lassen. Der Marquis von Montferrat fand sich sogleich bereit, seinem Begehren Gehör zu geben, ohne Rücksicht auf sein undankbares Betragen zu nehmen. Beide kamen überein, die Kreuzfahrer

sollten sich um Mitternacht bereit halten, mit stür- Gottfried
mender Hand in die offne Stadt zu dringen. Le Kat.
Murzulphlus, dem Alexius dieses Vorhaben heimlich anvertraut hatte, hinterbrachte es sogleich den Anführern, und erhizte dadurch die Gemüther noch mehr. Der Geist der Rebellion hatte schon die ganze Stadt ergriffen und drohte, den Verräther mit Entsezen vom Throne zu stürzen.

Murzulphlus, der heimliche Anführer der Rebellen, hatte zu viel Erfahrung, um dem aufbrausenden Feuer des wankelmüthigen Pöbels so leicht zu trauen. Er wollte die Gefahr, eine neue Kaiserwahl vorzuschlagen, erst mit einem andern versuchen. In dieser Absicht brachte er einen jungen Menschen, Namens Nikolaus Kanab in Vorschein, der zwar aus einem vornehmen Hause stammte, aber weder Geist noch Gewicht besaß, und schlug den Rebellen vor, ihn an der Stelle des Alexius auf den Thron zu heben. Sobald er aber merkte, daß der Pöbel aus Haß gegen Alexius bereit war, seine Kreatur zum Kaiser zu ernennen, bemächtigte er sich seiner, und entfernte ihn unverzüglich. Hierauf drang er um Mitternacht mit Ungestüm in das Gemach des

Gottfried Le Rat.

Kaisers, weckte ihn aus dem Schlummer, und beschwor ihn auf das heftigste, sich der meuchelmörderischen Wuth des erhizten Pöbels zu entziehen. Der bestürzte Monarch raffte sich halb sinnloß auf und folgte dem Verräther zitternd nach. Murzulphlus versprach ihm heilig, daß er ihn in Sicherheit bringen wolle, und führte ihn unter diesem Vorwand in den entlegensten Winkel des Palastes, wo er sogleich ergriffen und in Ketten geworfen wurde. Nach diesem bemächtigte er sich seiner kaiserlichen Insignien, erschien in dem Glanze eines Monarchen, unter der Begleitung seiner Blutsfreunde und Mitverschwornen, vor dem Angesicht des versammelten Pöbels, und beschwor ihn feierlich, alle Gemeinschaft mit den Kreuzfahrern aufzuheben, und ihnen förmlich den Krieg anzukündigen. Durch dieses Mittel gewann er die stürmische Menge völlig, und ward unter lautem Jubelgeschrei zum Kaiser ausgerufen. Murzulphlus ließ sich auf der Stelle die Krone aufsetzen und bestieg mit der Eilfertigkeit eines Verbrechers den Thron, um den feurigen Enthusiasmus des Volks nicht verrauchen zu lassen.

Von

Von dem ferneren Schicksal des unglücklichen Kanab schweigt die Geschichte gänzlich; in Ansehung des Alexius hat sie uns folgendes aufbehalten. Nachdem der Verräther Murzulphlus sich auf den Thron emporgeschwungen hatte, suchte er ihn zu wiederholten malen durch vergiftete Speisen hinzurichten. Da das beigemischte Gift aber jedesmal seine Wirkung verfehlte, und Murzulphlus sich beständig mit der Besorgniß quälte, daß ihm sein Nebenbuhler einst noch den Untergang bereiten möchte, so ließ er ihn endlich gewaltsam erdrosseln. Gottfried Le Rat.

Das traurige Schicksal dieses Fürsten riß die Kreuzfahrer zum innigsten Mitleid hin, unerachtet seine eigne Treuloßigkeit Schuld daran war. Sie beschloßen einstimmig, seinen Tod an dem Verräther zu rächen, und kündigten diesem auf der Stelle den Krieg an. Murzulphlus sezte sich zur Gegenwehr und die Belagerung ward zum zweiten mal unternommen. Der Angriff geschah von dem Kreuzheere mit Hize und Nachdruck. Nach einem blutigen Kampf, der einen ganzen Tag gedauert hatte, gelang es ihnen, sich einiger Thürme zu bemächtigen, in welchen sie sich die

Gottfried Le Rat.

Nacht über verschanzten, um mit dem Anbruch des Tages den Sturm aufs neue zu beginnen. Den folgenden Morgen wurden sie aber durch die Nachricht, daß der Kaiser die Flucht ergriffen hätte, auf das angenehmste überrascht. Durch einen wiederholten Angriff auf die Stadt suchten sie sich von der Wahrheit der Nachricht zu überzeugen. Der ohnmächtige Widerstand, und der gewühlvolle Lärm der Einwohner benahm ihnen allen Zweifel. Franzosen und Venetianer stürzten alsbald mit bewaffneter Faust in die Stadt, bestürmten die Paläste und öffentlichen Gebäude, besezten die Thore, und überliessen sich ganz den Ausschweifungen der Rache und der Habsucht. — Sobald der erste Sturm vorüber war und die Gemüther wieder ruhig wurden, richteten sie ihr Augenmerk auf eine neue Kaiserwahl, dessen Gegenstand endlich ein gewisser Balduin, Graf von Flandern, wurde.

Die erste und vorzüglichste Bemühung des neuen Kaisers gieng nunmehr dahin, die Sicherheit seines Throns durch die Vereinigung der Glaubensbande zwischen beiden Nationen zu befördern. Er arbeitete daher mit allem Eifer an

der

der Zerstörung des Schisma, und erhielt von Rom aus durch Innozenz III mehrere berühmte Kirchenlehrer, von denen er nachdrücklichen Beistand erwarten durfte. In derselben Absicht rief er auch die Johanniter in seine Staaten und verschaffte ihnen ansehnliche Besizungen daselbst. Gottfried Le Rat.

Ueberhaupt war zur damaligen Zeit kein Fürst in der ganzen Christenheit, der nicht gewünscht hätte, die Johanniter in seine Staaten zu ziehen; gleich als ob ihre Gegenwart einen segenreichen Flor über ihre Herrschaften verbreitete. Zu Florenz, Pisa, Verona u. s. w. erreichte man geräumige Hospitäler und prachtvolle Kirchen zu ihrem Behuf. Ueberall fanden sie ihre Heimat, überall Schuz und Pflege, in den entferntesten Christlichen Provinzen Europens so gut, wie in dem Mittelpunkt ihres Ordens, in Asien.

Indeß war Almarich von Lusignan, König von Zypern, gestorben, und seine Gemahlin Isabelle, die Königin von Jerusalem, ihm nach wenigen Tagen nachgefolgt. Zwei Kronen waren durch ihren Tod erledigt. Marie, die älteste Tochter aus Isabellens zweiter Ehe mit Konrad von Tyrus, erbte die eine, von Jerusalem,

Hugo

Gottfried Le Rat.

Hugo von Lusignan, ein Sohn aus Almarichs erster Ehe, die andre von Zypern. Die dringende Gefahr, welche das heilige Reich in Palästina von allen Seiten bedrohte, forderte schnell die Wahl eines neuen Königs. Sie baten den König von Frankreich, ihnen einen Mann vorzuschlagen, der würdig wäre mit Mariens Hand die Krone von Jerusalem zu erhalten. Er nannte ihnen den Johann von Brienne, einen jungen Mann, der eben so klug als tapfer war, eben so geschikt einen Staat zu regieren, als eine Armee anzuführen. Der junge Graf war sehr geneigt einen Vorschlag anzunehmen, der eben so sehr seiner Eitelkeit schmeichelte, als er seinem brennenden Verlangen nach großen Unternehmungen entsprach. Er ließ der jungen Königin und den Großen des Reichs durch die Gesandten zurük melden, daß er bald mit einer mächtigen Armee in Akris erscheinen werde, um ihren Wünschen entgegen zu kommen.

Dieser Auftrag der Gesandten veranlaßte ein Gerücht, das sich bald überall ausbreitete, von der nahen Ankunft eines Kreuzheers, unter der Anführung des Grafen von Brienne. Man woll-

te

te nicht nur genaue Nachricht haben, die Absicht des Grafen sei, das ohnmächtige Reich gegen seine auswärtigen Feinde zu waffnen und den erledigten Thron in Besiz zu nehmen, sondern man berechnete sogar bestimmt die Anzahl der Fürsten und ihrer Truppen, wußte jede ihrer Bewegungen und sprach schon von dem glücklichen Erfolg ihrer Unternehmungen, wie von einer untrüglichen Begebenheit. So sehr vergrößert auch dieses Gerücht war, so machte es doch eine günstige Wirkung auf die Gemüther der Christen, und richtete ihren Muth und ihre Hoffnung wieder auf. Saphadin ward sogar dadurch bewogen, die Regierung von Zypern, gegen Darbietung einer beträchtlichen Anzahl von festen Plätzen, deren günstige Lage den Christen zu großem Vortheil gereichen konnte, zur Verlängerung des Waffenstillstandes aufzufordern. Gottfried Le Rat.

Der Johanniter-Großmeister, dem die plözliche Erscheinung einer so starken Kriegsmacht aus guten Gründen nicht begreiflich schien, war sehr geneigt, den Vorschlag des Sultans anzunehmen; der Teutschordensmeister und der größte Theil des Adels stimmte seiner Meinung bei.

Gottfried Le Rat.

Allein der Tempelmeister und die gesammte Prälatenschaft lehnten sich mit Nachdruck dagegen auf; und dieses aus Gründen, die sich leicht erklären lassen, wenn man den herrschenden Partheigeist der beiden Orden in Erwägung zieht, der so weit gieng, daß der eine Orden einen Gesichtspunkt kaum halb ins Auge fassen durfte, ohne daß der andre sich sogleich zu dem entgegengesezten überneigte. Unglücklicherweise erhielt die lezte Meinung jezt das Uebergewicht, und so wurden die Christen gerade in dem gefährlichsten Zeitpunkt eines Vortheils beraubt, der ihnen so vortheilhaft für die Zukunft hätte werden können.

Der Großmeister Gottfried erlebte die günstigeren Zeiten der Aussöhnung nicht; ein plözlicher Tod riß ihn von der Szene und

1206. Guerin von Montaigü.

Guerin von Montaigü wurde sein Nachfolger. Kaum hatte dieser seine Würde in Besiz genommen, so nöthigte ihn eine neue Kriegserscheinung von seiner Tapferkeit und Geistesgegenwart eine Probe abzulegen.

Während verschiedener Streitigkeiten, welche die Thronfolge in Armenien veranlaßt hatte,

1209. drang Soliman Rovenniddin, Sultan von

Iko-

Ikonien, aus dem Geschlechte der selgeuzidischen Turkomannen, auf Anstiften des Grafen von Tripolis, in Armenien ein und verheerte die Gegend umher mit Feuer und Schwerdt. Der Fürst dieses Landes, welcher der schismatischen Kirche zugethan war, nahm seine Zuflucht zu Pabst Innozenz III, und dieser brachte es durch Zureden dahin, daß der Großmeister Montaigü an der Spitze seiner Heerschaaren dem Feind entgegen zog. Nach verschiedenen kleinern Scharmüzeln und einem hartnäckigen Treffen wurde der Turkomannische Fürst geschlagen, und mußte eilends das Land wieder verlassen. Zur auszeichnenden Belohnung ihrer Tapferkeit, und vielleicht auch um sie tiefer in sein Interesse zu ziehen, schenkte der Fürst von Armenien den Johannitern die Stadt Saleph nebst zwei kleineren Festungen. Innozenz bestätigte nachher diese Schenkung durch eine Bulle, und zwang den Grafen von Tripolis zu einem Waffenstillstand mit dem Armenier. Zu gleicher Zeit ertheilte er auch seinem Legaten im Orient den Befehl, sorgfältig den Frieden in der besagten Provinz zu unterhalten, und alle geistliche Waffen in Bewegung zu sezen, um der re-

Guerin von Montaigu.

Guerin von Montaigü.

bellischen Parthei die Einwilligung abzudringen, ja selbst die Waffen der Johanniter zur Erreichung dieses Endzwecks zu gebrauchen.

Unterdessen bestätigte sich das Gerücht von der Ankunft des Grafen von Brienne wirklich, aber bei weitem nicht mit den günstigen Vorbedeutungen, wie kurz zuvor unter der Regierung des Großmeisters Gottfried geweissagt worden war. Die damaligen Unruhen, welche die Albigenser in Frankreich erregten, hatten den Pabst bewogen, einen Kreuzzug gegen diese gefährliche Sekte predigen zu lassen, und, alle Vortheile der Morgenländischen Expeditionen damit zu verknüpfen, um einen desto zahlreicheren Zufluß unter seine Fahnen zu locken. Der leichte Erwerb des Ablasses, der die Hauptbedingung dieses Kreuzzuges war, riß eine solche unzählige Menge von Menschen nach Languedok, dem Hauptsitz jener Sekte, daß Brienne, bei seinem Abzug nach Palästina, nur mit Mühe eine Anzahl von 300 Rittern zu seinem Gefolg zusammenbringen konnten. Die Bestürzung der Christen bei Annäherung dieses unansehnlichen Heeres läßt sich kaum beschreiben. Brienne feierte ohne Zeitverlust sein Beilager, und rückte so-

dann

dann mit seinen Heerschaaren ins Feld, um seine Thronbesteigung durch Thaten der Tapferkeit auszuzeichnen. Hätten seine Kräfte im Gleichgewicht mit seinem Muth gestanden, so wäre ohne Zweifel der Erfolg vortheilhafter ausgefallen. Aber die Macht des Feindes war zu groß, als daß seine Unternehmungen, die bloß in Verheerung der Gränzen des feindlichen Landes, und der Eroberung einiger unbeträchtlichen Festungspläze bestanden, der Sache der Christen eine entscheidende Wendung hätte geben können. Guerin von Montaigü.

Sobald Brienne einsehen lernte, daß seine Bemühungen vergebens, und die Uebermacht des Feindes zu groß wäre, sezte er sich und seine Truppen in Sicherheit und machte dem Pabst eine umständliche Beschreibung von dem gegenwärtigen Zustand Palästina's und dem dringenden Bedürfniß eines Beistandes aus Okzident, ohne welchen dieses armselige Reich, das nur noch aus drei schwachen Plätzen bestünde, sich unmöglich länger erhalten könne, als die Unruhen zwischen den Brüdern und Söhnen des Saladins währten.

Guerin von Montaigu.

Die kläglichen Schilderungen des Königs machten das Mitleid des Pabstes rege, und bewogen ihn, alle seine Autorität aufzubieten, um die bedrängte Christenheit im Orient vom Untergang zu retten. Er folgte dem Beispiel Urbans II; Priester, Mönche und Bullen wetteiferten mit einander, die Gemüther der abendländischen Christen mit heiligem Enthusiasmus zu entzünden. Aber mitten in dem Laufe dieser Unternehmung zerriß das politische Band Europens und die ganze Unternehmung scheiterte.

Es warf sich nämlich eine furchtbare Ligue, in welche die mehresten europäischen Mächte verflochten waren, gegen Frankreich auf. An der Spize derselben stand Kaiser Otto IV, in Verbindung mit dem König Johann von England, und vielen andern Fürsten und Grafen, die er in seine Interesse gezogen hatte.

Die vornehmsten Anführer der Ligue sahen den Untergang des Königs mit einer solchen Gewißheit voraus, daß sie seine Staaten schon unter sich getheilt hatten. Allein Philipp II, der bei der Nachwelt einen gerechten Anspruch auf den Beinamen den Großen machen darf, rüstete

sich

sich mit kalter Entschlossenheit gegen den stolzen Feind seines Reichs, und eilte ihm an der Spi- ze eines Heeres von 75000 Mann bis nach Peronne entgegen. Der grösste Theil der Fürsten und Baronen des Königreichs versammelte sich unter seinen Fahnen, alles ergriff die Waffen mit freudigem Eifer, um die Macht der Ligue zu brechen, und das Vaterland von einem so gefährlichen Feind zu befreien. Stolz auf den Patriotismus seiner Unterthanen und die Tapferkeit seiner Soldaten verließ Philipp Peronne den 23 Julius, marschirte mit seinem Heere nach Flandern und lagerte sich ohnweit Tournai. Der Kaiser rükte bis Mortagne vor, welches ungefähr drei Meilen seitwärts von Tournai liegt, und verschanzte sich daselbst. Sein Heer war zweimal hunderttausend Mann stark, und hatte überdies einen so günstigen Standpunkt gefaßt, daß es von keiner Seite angegriffen werden konnte. Philipp, der wohl einsah, daß er hier nichts gegen ihn ausrichten würde, lockte ihn durch eine verstellte Flucht in die Ebene von Bouvines herab. Hier stiessen beide Heere an einem Sonntag auf einander. Ein blutiger, entschlossener An-

Guerin von Montaigü.

Guerin von Montaigu.

griff sollte entscheiden, aber zum Unglück für Philipp verlangten seine Soldaten Aufschub der Schlacht; theils weil es nicht gewöhnlich sei, an einem Sonntag ein Treffen zu liefern, theils weil der mühsame Marsch ihre Kräfte so sehr erschöpft habe, daß man unmöglich etwas entscheidendes wagen könne, bis der kleinere Adel herbeigekommen wäre. Philipp und sein ruhmvoller Feldherr Guerin, ein Ritter aus dem Johannisorden, wendeten Drohungen und Versprechungen an, um ihr verderbliches Vorurtheil zu entwaffnen, und nach einem langwierigen Kampfe gelang es endlich dem Lezteren, das Heer durch sein Beispiel zu entflammen. Guerin stellte nunmehr die Truppen in Schlachtordnung, doch so, daß sie Wind und Sonnenschein im Rücken hatten, wodurch er eben den Vortheil gewann, dem Hannibal einst seinen Sieg über die Römer bei Kannä und Marius den seinigen über die Zimbern am Ufer der Athesis verdankte.

1214.

Noch nie sah Frankreich ein blutigeres, hartnäckigeres Treffen, als dieses. Rache und Verzweiflung beseelten die Glieder der Franzosen; der König that Wunder der Tapferkeit. Sechs

und

und zwanzig Ritter stürzten vor ihm nieder, er selbst kam in Lebensgefahr: sein Pferd sank unter ihm zu Boden, eine Lanze fuhr ihm durch die Kehle, halb entseelt taumelte er auf sein Pferd hin, nur zwei Ritter, Montiguy und Tristan bedeckten ihn mit ihren Körpern und fiengen die feindlichen Hiebe mit ihrer Brust und ihren Klingen auf. Endlich schwang sich Philipp auf Tristans Pferd und stellte sich dem Feind an der Spize eines adelichen Korps von neuem entgegen. Schon ist ein Haufen Teutscher Soldaten, die sich ihm muthig widersezten, niedergehauen, ein anderer in die Flucht geschlagen; nichts widersteht dem wüthenden Angriff der Franzosen, die im Angesicht ihres Königs weder Gefahr, noch Untergang scheuen. Schon sind sie merklich vorwärts gerückt, dringen wüthend in die geschlossenen feindlichen Glieder ein, und bemächtigen sich der Person des Kaisers. De Trie wirft ihm eine Lanze auf die Brust, sein Küraß fängt jedoch die Wunde auf, Mauvoisin ergreift den Zügel seines Pferdes, der junge Graf von Bar faßt ihn beim Ringkragen, Desbares, Seneschal von Anjou, sprengt herbei, umschlingt ihn mit

Guerin von Montaigü.

Guerin von Montaigü.

seinem rechten Arm, und sucht ihn vom Pferde zu reissen; alles stürzt hinzu, um die Ehre, den Kaiser zum Gefangenen gemacht zu haben, mit den andern zu theilen. Aber schaarenweis dringen die Teutschen auf sie ein, jagen die kühnen Streiter in die Flucht und bahnen dem Kaiser einen Weg zum Rückzug. Otto, noch schwindelnd von der Gefahr, in welcher sein Leben schwebte, stürzt sich blindlings in die Flucht, ohne Ruhm noch Schande zu achten. Philipp der ihn davon sprengen sah, wendete sich lächelnd zu den umstehenden Offiziers und sagte: „heute seht ihr nur seinen Rücken."

Die Flucht des Kaisers riß den grössten Theil seiner Truppen vom Schlachtfeld hinweg; wer noch tollkühn genug war, seinen Plaz behaupten zu wollen, ward ohne Guade niedergehauen: Die Grafen von Flandern, Boulogne, Salisbury, Eustach von Hainaut, ein Ritter aus dem Orden des heil. Johannes, Hugo Manges, Vorsizer im kaiserlichen Konseil, und dreißig andere wurden zu Gefangenen gemacht. Otto entkam zwar glücklich, aber der Haß seiner Unterthanen verfolgte ihn, und zwang ihn endlich, die Kaiser-

krone

krone niederzulegen. Der König von England, der gleiches Schicksal mit ihm hatte, brachte sein Leben in einem immerwährenden Bürgerkriege zu. Nur Philipp genoß die Früchte seiner Tapferkeit. Der Sieg in der Ebene von Bouvines, der ihn mit Lorbeern schmückte, gab Europa den süßen Genuß des Friedens wieder. Guerin von Montaigü.

Aber diese glückliche Ruhe währte nicht lange. Kaum fühlten die Nationen Europens ihren beseelenden Einfluß, so sandte der Pabst seine Friedensstörer unter sie aus und waffnete sie zu einer neuen Ligue gegen die Unglaubigen. Aus allen Ländern sammelten sich Menschen unter seine Fahnen. Kaiser Friedrich II, Andreas, König von Ungarn, Leopold, Herzog von Oestreich, Ludwig, Herzog von Baiern, eine ungeheure Anzahl von Fürsten und Prälaten, Franzosen, Teutschen, Ungarn, Holländern, Friesen, Norwegern, ergriffen das Kreuz; alle aber unter der Bedingung, daß sie den Tag ihrer Abreise und die Zeit ihres Aufenthalts in Palästina nach Willkür bestimmen, und sich dem Zustand ihrer Gesundheit und ihrer ökonomischen oder politischen Verfassung gemäß einrichten dürften. 1215.

So

Guerin von Montaigü.

So geschah es daß der Kaiser, von dem man glaubte, er würde sich an die Spize des ersten Kreuzheeres stellen, durch die Italienischen Unruhen an seinem Vorhaben verhindert wurde. Ueberdem hatte er auch die Kaiserkrone noch nicht aus den Händen des heil. Vaters zu Rom in Empfang genommen: eine Zeremonie, der jedes fürstliche Haupt sich unterwerfen mußte, welches der Pabst auf den Teutschen Thron gehoben hatte.

1216.

Statt seiner trat Andreas, König von Ungarn, an die Spize der Kreuzfahrer, und führte das erste Heer, welches aus mehreren Nationen zusammengesezt war, nach dem Orient. Dieser Andreas war ein Mann von edlem Herzen, dessen Handlungen von Religionsenthusiasmus und Gerechtigkeitsliebe beseelt waren, und der auch deswegen von seinem Reiche angebetet wurde. In Venedig schiffte er sich mit seinen Truppen nach Konstantinopel ein, von hier war er Willens über den Bosphorus nach Palästina zu segen, wurde aber zufälligerweise genöthigt, seinen Aufenthalt in dieser Hauptstadt des griechischen Reichs zu verlängern, um mit den Italienischen Truppen, deren Ankunft er täglich und stündlich

gewär-

gewärtig war, zusammenzustoßen. Während er sich hier noch aufhielt, trug sich eine sehr traurige Begebenheit an seinem Hofe zu, welche Ursache ward, daß seine Reise nach dem gelobten Lande weniger ersprießlich für die Christen ausfiel, als sie hätte ausfallen müssen, wenn das Gemüth des Andreas nicht durch jene Begebenheit, die ihrer Sonderbarkeit wegen hier angeführt zu werden verdient, mitten im Glanze großer Thaten wäre umwölkt worden. (Guerin von Montaigü.

Kurz vor seiner Abreise aus Ungarn hatte Andreas die Pflege des Reichs den Händen des ersten Reichspalatins anvertraut. Dieser Mann war Bankbanus, ein inniger Freund des Monarchen, ein großer Staatsmann und warmer Menschenfreund, von festem, unerschütterlichem Geiste, und bewährter Treue. Andreas hatte ihm besonders eingeschärft, den Frieden mit den Nachbarn seines Throns sorgfältig zu unterhalten, und eine strenge, unbegränzte Gerechtigkeitspflege auszuüben. Bankbanus unterließ nichts, was in seinen Kräften stand, um das Zutrauen des Monarchen zu rechtfertigen, und seine Gemahlin, eine Dame von glänzender Schönheit,

Guerin von Montaigü.

suchte ihrer Seits, die Königin durch zuvorkommende Gefälligkeiten aller Art über die schmerzhafte Trennung von ihrem königlichen Gemahl zu trösten.

So vergieng ein Tag nach dem andern in friedlicher Stille, von Sehnsucht getrübt, von Hoffnung erheitert, und das Land war glücklich unter dem Schuze des rechtschaffenen Statthalters. Jezt erschien der Graf von Mähren, ein Bruder der Königin, den sie auf das zärtlichste liebte, am Hofe seiner Schwester, und schnell verwandelte sich die Szene. Schimmernde Feste, schwelgerische Gastmale verdrängten die stillen Freuden häuslicher Eingezogenheit, und weckten die Gefühle der Wollust zu einem verderblichen Taumel auf. Die Reize der Statthalterin hatten seit dem ersten Augenblick der Bekanntschaft einen gefährlichen Eindruck auf das Gemüth des Grafen gemacht, einen Eindruck, den die häufige Gelegenheit, ihren Umgang zu geniessen, nur zu lebhaft unterhielt. Der Graf spürte bald die Veränderung in seinem Innersten; hingerissen von der Stärke der Leidenschaft wagte er es, ihr seine strafbaren Empfindungen zu gestehen.

Aber

Guerin von Montaigü.

Aber alle seine dringenden Bitten, alle seine vermessenen Schwüre waren nicht vermögend ihre Tugend zu erschüttern. Die Hindernisse, die sich seinen Wünschen entgegenwarfen, empörten seine Leidenschaft nur noch mehr; die Unmöglichkeit den Gegenstand derselben zu besitzen, bestärkte den Wunsch nach einem strafbaren Genuß. Eine finstre Melancholie brütete jezt auf der Stirne des Grafen, und gleich einem Verbrecher entfloh er dem Getümmel festlicher Freuden, um in der Einsamkeit Nahrung für seine brennende Leidenschaft einzusaugen.

Die plözliche Veränderung in dem Gemüthe des Grafen entgieng dem zärtlichen Schwesterblik der Königin nicht. Mit der ihrem Geschlecht eigenen gutherzigen Sympathie in Leiden dieser Art, theilte sie mit ihm seine Schmerzen, und sie dachte schändlich genug, ihm ihre Hand zur Erreichung seines Endzwecks darzubieten. Die Regentin wurde jezt seltner, als jemals von ihrer Seite gelassen, und kaum durfte sie sich wenige Augenblicke entfernen, ohne dringend zurükgefordert zu werden. Um sich von dieser beschwerlichen Zudringlichkeit, deren Absicht sie nur zu gut

einsa-

Guerin von Montaigu.

einsahe, zu befreien, nahm sie endlich ihre Zuflucht zu einer verstellten Krankheit. Da aber ihr Rang und ihre Geburt sie verhinderten, allzulange von diesem Vorwand Gebrauch zu machen, mußte sie sich doch wieder entschliessen, ihre Erscheinung bei Hofe in Gegenwart des Grafen fortzusezen. Dieser hatte indeß, auf Anrathen der Königin, den Ausbruch seiner Leidenschaft tiefer in sich selbst verschlossen, und eine Maske von Kaltsinn und zeremonidser Ehrerbietung angenommen. Die Regentin ließ sich zum Unglück durch diese Maske täuschen und glaubte nunmehr für ferneren Zudringlichkeiten gesichert zu sein. Von jezt an wurden ihre Besuche bei Hofe wieder häufiger, und die Königin würdigte sie einer grösseren Vertraulichkeit, als jemals. Nach einiger Zeit beredete sie diese so wie von ungefähr, mit ihr in ein entlegenes Zimmer zu gehen, um eine ungestörte Einsamkeit auf einige Stunden zu geniessen. Die schuldlose Regentin, folgte ohne Argwohn nach dem bestimmten Ort; aber welch ein Auftritt wartete ihrer hier! Kaum war sie hineingetreten, so schloß die Königin das Zimmer von aussen zu, und überließ sie den straf-

baren

baren Begierden ihres Bruders, der sich daselbst verborgen aufhielt. Guerin von Montaigü.

Mit niedergeschlagenen Augen und schaambedeckten Wangen verließ sie den Ort ihrer Schande, verschloß sich in ihrem Palast, und vertrauerte ihr Leben in verborgener Melancholie unter dem Drucke eines strafbaren Gewissens. Lange kam das schreckliche Geheimniß nicht über ihre Lippen; aber desto tiefer nagte es an ihrer Brust. Oft hatte ihr Gemahl selbst vergebens sich bemüht, es ihr zu entreissen. Dem seligen Erguß der Liebe allein war die Entdeckung vorbehalten. Einst als er ihr mit stiller Sehnsucht entgegeneilte, um das Glück der Liebe in ihren Armen zu geniessen, konnte sie dem Drange ihres Herzens nicht länger widerstehen, sie brach in einem Strom von Thränen aus — und das schreckliche Geheimniß war entdekt. Mit zärtlicher Sorgfalt suchte ihr Gemahl sie zu trösten, unerachtet wüthende Schmerzen seine eigne Brust zerfleischten. „Du hast kein Verbrechen begangen, sagte er, dein Herz ist makelloß, wie deine Schönheit! Sei ruhig und verbirg nur noch eine Zeitlang die Ursache deines Kummers. Deine Unschuld soll

Guerin von Montaigu.

— gerächt werden, das schwör' ich dir bei allem was heilig ist; aber noch müssen wir schweigen und dulden, bis Zeit und Umstände uns erlauben, die Strafe nach dem Maße des Verbrechens abzuwiegen." Seine Absicht war, schwere Rache an dem Grafen zu nehmen. Kaum erfuhr er aber, daß der Verbrecher heimlich abgereist wäre, so änderte er seinen Plan und warf das ganze Gewicht der Rache auf die Königin selbst. Mit erkünstelter Freundlichkeit begab er sich nach ihrem Palast und begehrte, sie persönlich zu sprechen, unter dem Vorwand, daß er ihr Briefe von ihrem Gemahl einzuhändigen habe. Das Kabinet der Königin öffnete sich, der Statthalter trat mit scheinbarer Hochachtung hinein, und beide wurden allein gelassen. Jezt ließ er plözlich seine Maske fallen, und zeigte sich ihr in seiner ganzen furchtbaren Wuth. Zuerst spannte er ihr Gewissen auf die schrecklichste Folter, und spiegelte ihr den ganzen Umfang ihres Verbrechens und ihrer Strafbarkeit vor; mit den lezten Worten, wo sein Grimm aufs höchste gestiegen war, zog er einen verborgnen Dolch heraus, stieß ihn

der

der Königin ins Herz, und verließ sie schwimmend in ihrem Blute. Guerin von Montalgü.

Mit wilden, verzweiflungsvollen Blicken eilte er nach seiner Wohnung, entdeckte jedem, der ihm begegnete, seine Schande und sein Verbrechen, und forderte laut die Rache der Gerechtigkeit auf. Sei's Ueberraschung oder Hochachtung, was die Umstehenden fesselte; genug Bankbanus erreichte seine Wohnung ohne Hinderniß. Hier nahm er mit stummer Zärtlichkeit Abschied von seiner Gemahlin, schwung sich dann auf sein Pferd, und eilte in Begleitung einiger Edelleute nach Konstantinopel, wo sich Andreas noch aufhielt.

„Herr", sagte er bei seinem Eintritt vor den König, mit unerschrockner Stimme, „als ihr Ungarn verliesset, schärftet ihr mir den Befehl ein, allen euren Unterthanen nach der Strenge der Gerechtigkeit zu begegnen. Diesem Befehl bin ich bisher treu geblieben, und die Nothwendigkeit zwang mich vor kurzem, denselben zum Nachtheil eures Hauses zu vollziehen. Ich habe eure Gemahlin umgebracht, weil sie einem Buben, der sich euern Schwager nennt, behülflich war, die meinige, die ich wie mein Leben schäze,

Guerin von Montaigü.

zu entehren. Und hier steh ich vor euch, und lege meinen Kopf in eure Hände; die Gerechtigkeit mag gegen mich entscheiden, oder auch die Rache des beleidigten Monarchen: ich zittre nicht, ich habe gethan, was mein Gewissen vor dem Richterstuhl des Ewigen wird verantworten können."

Andreas hörte diese sonderbare Anrede an, ohne ihn zu unterbrechen, ja sogar, ohne eine merkliche Veränderung in seinem Gemüthe zu äussern. Als Bankbanus geendigt hatte, erwiederte der König mit gelassenem Tone: „Wenn die Sache sich wirklich so verhält, wie ihr sie mir beschrieben habt, so begebt euch sogleich wieder in das Vaterland zurück, und fahrt fort, die Strenge der Gerechtigkeit, wie bisher, ungehindert auszuüben. Ich werde mich nur kurze Zeit in Palästina verweilen, und bei meiner Zurückkunft selbst untersuchen, ob eure Handlung Beifall oder Strafe verdient."

Kurze Zeit nachher verließ Andreas Konstantinopel, und eilte nach Palästina um sich seines Versprechens so bald als möglich zu entledigen. Sein Gemüth hatte indeß eine finstre melancholische

lische Stimmung erhalten, die seiner Tapferkeit einen Zügel anlegte, und ihm die feierliche Stille der Einsamkeit in dem Hause der Johanniter zu Akris behaglicher machte, als die gewühlvollen Unruhen am Hofe des Königs von Jerusalem, der ihm eine besondere, seinem Stande angemessene Wohnung daselbst hatte einräumen lassen. Guerin von Montaigu.

Bald darauf wohnte Andreas einigen kleinen Gefechten mit dem Sultan Koradin von Damas bei, der gegen Akris ausgezogen war; da aber der herannahende Winter die Truppen verhinderte, das offene Feld länger zu behaupten, so nahmen die Fürsten ihren Rückzug, und Andreas begab sich mit seinem Heere wieder nach Europa.

Glücklicherweise langte kurz nach seiner Abreise eine beträchtliche Flotte von Teutschen, Friesen und Holländern unter der Anführung Wilhelms I, Grafen von Holland, in Palästina an, und ersezte einigermaßen den Verlust des tapfern Andreas. Die Ankunft dieses Heeres richtete den gesunkenen Muth des Königs von Jerusalem wieder auf. Mit dem Anfange des Maimonats stand er schon bereit, Egypten mit Krieg zu be-

Guerin von Montaigü.

ziehen, und in Erwartung eines noch nachdrücklicheren Beistandes aus Europa rückte er mit seinem Heer vor die Stadt Damiata. Ein sehr fester Thurm, mitten im Nil erbaut, war die vorzüglichste Schuzwehr der Feinde von der einen Seite der Stadt. Es dauerte sehr lange, bis es den Kreuzfahrern gelang, diesen Thurm in ihre Gewalt zu bekommen. Die Ritter vom heil. Johannisorden zeichneten sich auch bei dieser Gelegenheit wieder vorzüglich aus. Auf zwei Schiffen, die sie an einander gefesselt hatten, bestürmten sie den Thurm mit einem wüthenden Angriff, der sie wahrscheinlich Meister von diesem wichtigen Plaz gemacht hätte. Unglücklicherweise zerriß das eine Schiff, und die muthigen Kämpfer ertranken fast alle im Nil. Mehrere fruchtloße Stürme folgten auf diesen, bis es endlich den Teutschen gelang, mit Hülfe einer ganz neuen Belagerungsmaschine die Eroberung zu vollenden. Sobald der Sultan diesen Verlust erfuhr, starb er, sagen die Geschichtschreiber, aus Verzweiflung. Er hinterließ fünfzehn Kinder. Unter die 6 ältesten derselben theilte er kurz vor seinem Tode die Herrschaft seiner Staaten.

Guerin von Montaigu.

Die Christen sezten nun, nachdem sie Meister von jenem wichtigen Vorplaz waren, die Belagerung von Damiata mit neuem Eifer fort. Eine neue ansehnliche Verstärkung aus Europa, die den Kardinal von Albano, einen äusserst stolzen und gewaltthätigen Mann, als päbstlichen Gesandten an ihrer Spize hatte, kam um diese Zeit bei dem Kreuzheere an, und belebte ihren Muth und ihre Hoffnungen. Der Sultan von Egypten rief seinen Bruder, den Sultan von Syrien, der eben so leidenschaftlich für den Krieg eingenommen war als er, und an Tapferkeit und andern Tugenden mit ihm wetteiferte, zu seinem Beistand. Bevor dieser junge Sultan seinen Zug nach Egypten antrat, zerstörte er die Festungswerke von Jerusalem, schleifte die Mauern, und benahm den Christen alle Hofnung, sich daselbst wieder verschanzen zu können, im Fall die Belagerung von Damiata zu ihrem Vortheil ausschlüge. Nach diesem eilte er nach Egypten, verband sich mit seinem ältern Bruder, dem Sultan Kamel, und suchte Damiata zu entsezen.

Die drei militärischen Orden waren beinah die einzigen, welche dem Feind von allen Seiten

Guerin von Montaigü.

die Spize hielten. Gleich einer ehernen Mauer standen sie da, und bedeckten ihre streitenden Mitbrüder, ohne auch nur einen Schritt von der Stelle zu weichen. Da der Sultan endlich mit Betrübniß wahrnahm, es sei unmöglich, Damiata, den Schlüssel seines Königreichs, zu retten, nahm er seine Zuflucht zur Kapitulation, und bot den Christen die Zurückgabe des wahren Kreuzes an, welches sie bei der Eroberung von Tiberias eingebüßt hatten, versprach, ihnen den Besitz der Stadt Jerusalem wieder abzutreten, die Unkosten zur Errichtung der Mauern und Wiederherstellung der Befestigungswerke zu bestreiten, und das Schloß Thoron nebst andern festen Plätzen in ihre Gewalt zu liefern.

Der König von Jerusalem war wirklich bereit, diese günstigen Bedingungen zu unterschreiben, aber der Kardinal Albano behauptete, Kraft der ihm vom heil. Vater übertragenen Gewalt, man müsse die Bedingungen des Sultans verwerfen, und den günstigen Augenblick benuzen, wo ein entschlossener Angriff der Christenheit zur Herrschaft über ganz Egypten den Weg eröffnen könnte. Der König fand sich über den Widerstand des Le-

gaten

gaten so empfindlich beleidigt, daß er, unter dem Vorwand, neue Hülfstruppen herbeizuführen, sich wieder nach Akris begab, und den Ausgang der Belagerer daselbst abzuwarten beschloß. Indessen schien das Schicksal anfänglich die Meinung des Legaten begünstigen zu wollen: Damiata wurde bei Nacht eingenommen, oder gerieth vielmehr in die Hände des Feindes aus Mangel an nachdrücklicher Vertheidigung. Die mehresten Soldaten und Einwohner waren entweder in den wiederholten Treffen, oder durch Hungersnoth umgekommen, so, daß mehr als 24000 Menschen ihr Leben während der Belagerung eingebüßt hatten, und die Christen bei ihrem Eintritt in die Stadt sich in eine große Einöde versezt glaubten, indem die Festung bloß von einigen schwächlichen Personen noch bewohnt war, die, Alters und Krankheits halber, sich nicht hatten entfernen können.

Guerin von Montaigü. 1220.

Stolz über diesen glücklichen Erfolg seiner Unternehmung rückte der Legat, gegen den Rath aller Anführer, mit der Armee auf das Herz von Egypten los und lagerte sich zwischen den Armen des Nils. Kaum erfuhr der Sultan seine Ankunft,

Guerin von Montaigu.

kunft, so ließ er die Dämme öffnen, und sezte die ganze Gegend umher unter Wasser, so daß die Christen sich plözlich auf einer ganz kleinen Insel eingeschlossen sahen, wo sie weder Unterhalt finden, noch weiter rücken konnten. Die Hungersnoth, eine natürliche Folge davon, bemächtigte sich ihrer mit einer solchen Grausamkeit, daß sie den Untergang vor Augen sahen und gezwungen waren, einen Waffenstillstand auf acht Jahre einzugehen. Um Brod und einen freien Rükzug zu erhalten, mußten sie sich dazu verstehen, Damiata wieder in die Hände des Sultans zu liefern, und alle zu Akris und Tyrus befindlichen Gefangenen auszuliefern. Dagegen verpflichteten sich die Sarazenen, das wahre Kreuz zurückzugeben, die Gefangenen zu Kairo und Damas wieder in Freiheit zu sezen, und die Armee auf ihrem Rückzuge mit Lebensmitteln zu versehen. Die Bedingungen wurden von beiden Theilen aufs pünktlichste vollzogen, ausgenommen diejenige, welche die Zurückgabe des wahren Kreuzes betraf, vermuthlich weil die Ungläubigen es verloren hatten. Nach dieser fehlgeschlagenen Unternehmung gieng die Christliche Armee

aus-

auseinander, ohne dem König von Jerusalem auch nur um einen Schritt weiter zu dem Besiz seines Reichs verholfen zu haben.

Guerin von Montaigü.

Unterdessen versammelten sich die Mächte von Europa zu Ferentino in Kampanien, und berathschlagten sich wegen des Beistandes, welchen sie nach Palästina senden wollten. Sowohl Pabst Honorius III, als Kaiser Friedrich II, der König und der Patriarch von Jerusalem, und die Ordensmeister der drei geistlichen Ritterorden, wohnten dieser Versammlung bei. Der Pabst erinnerte bei dieser Gelegenheit den Kaiser an seinen versprochenen Kreuzzug, und Herrmann von Salza, der vierte Teutschordensmeister, schlug ihm eine Vermählung mit der Erbprinzessin des Königs von Jerusalem vor, um ihn desto leichter zu diesem Schritt zu bewegen. Friedrich, der vor kurzem seine Gemahlin verloren hatte, nahm diesen Vorschlag an, und gelobte dem Pabst durch einen feierlichen Eid, einen Kreuzzug auf zwei Jahre zu unternehmen. Bald darauf feierte er sein Beilager mit der Prinzessin Yolanti, zwang aber auch zu gleicher Zeit, gegen sein ausdrückliches Verspechen, ihren Vater, noch bei seinen Lebzeiten

Gucrin von Montaigü.

zeiten der Krone von Jerusalem zu entsagen, und ihm dem Besiz seines Reichs einzuräumen.

Kaum hatte der Kaiser sich zu diesem Kreuzzuge verpflichtet, so sorgte der Pabst dafür, daß es durch ganz Europa bekannt gemacht wurde, um Zeugen gegen ihn aufstellen zu können, im Fall er sich weigern sollte, sein gegebenes Versprechen zu erfüllen. Der alte König von Jerusalem und der Großmeister des Johanniterordens durchstrichen in dieser Zeit ganz Spanien, Frankreich, England und Teutschland, um dem gelobten Lande einen schleunigen Beistand zu verschaffen. Frankreich zahlte ihnen auf der Stelle zweimal hunderttausend Livres aus, welche Philipp August, der kurz vorher gestorben war, zur Bestreitung der Vertheidigungskosten von Jerusalem, in seinem Testament ausgesezt hatte, und wovon die eine Hälfte dem König von Jerusalem, die andre aber dem Johanniterorden bestimmt war. Der König von Navarra, der Graf Theobald von Champagne, Peter von Dreux, ehemaliger Graf von Bretagne, Richard, Graf von Kornwallis, ein jüngerer Bruder Heinrichs III von England, und eine unzähliche Menge

von

von französischen und englischen Baronen ergrif- Guerin von
fen das Kreuz, der größte Theil von ihnen trat Montaigü.
aber die Abreise nach dem gelobten Lande nach
eigner Willkür an.

Der Kaiser hatte dieses mächtige Heer unter der Anführung seiner Generale vorausgeschickt, und zugleich versprochen, sich in kurzer Zeit persönlich bei der Armee einzufinden. Da aber Palästina damals so gut als ohne Oberhaupt war, und keinen Heerführer besaß, der die oberste Gewalt mit eignem Ansehen in seiner Person vereinigte, so gewann die Lage der Christen durch den grössten Theil dieser Hülfstruppen wenig oder gar nichts, weil die einander widersprechenden Grundsäze der verschiedenen Heerführer jede Unternehmung vereitelten. Keine einzige von ihren Handlungen zielte auf einen allgemeinen Zweck: der eine schloß einen Waffenstillstand mit den Ungläubigen, der andere brach ihn wieder nach Willkür, und keiner war darauf bedacht, der Christenheit durch sein Betragen Ehre zu machen, oder Palästina aus dem Untergang wieder empor zu helfen. Selbst unter den drei Orden herrschten Mißverständnisse und Spaltungen: ein jeder

befolgte

Guerin von Montaigü.

befolgte seine eigenen Absichten und handelte dem andern gerade zuwider. Ueberall war das Band der Eintracht zerrissen, überall wütheten Haß und Verfolgungsgeist. Palästina glich einem verlassenen Schiffe, das ohne Mast und ohne Steuermann auf dem offenen Meere vom Sturm umhergetrieben wird.

Jezt war der Zeitpunkt erschienen, wo der Kaiser, seinem Versprechen gemäß, das Kreuz ergreifen, und gegen die Unglaubigen ins Feld rücken sollte. Aber zum Unglück warfen sich gerade damals einige Lombardische Städte auf, und errichteten einen Bund, um sich seiner Herrschaft zu entziehen. Dadurch wurde er abermals an der Erfüllung seines Versprechens gehindert und mußte den Pabst um einen zweijährigen Aufschub bitten, damit er Zeit gewinnen möchte, die Rebellen wieder zum Gehorsam zu bringen. Er erhielt die Einwilligung des Pabstes gegen ansehnliche Bedingungen, und ließ nun schon im voraus alle Anstalten treffen, die ein so großes Unternehmen erforderte. Auf seinen ausdrücklichen Befehl wurden in den Häfen des Königreichs Neapel und Sizilien hundert Galeeren

ren nebst fünfzig kleinern Kriegsschiffen ausgerü- Guerin von Montaigu.
stet und mehrere Teutsche Fürsten begaben sich mit einer unzähligen Menge Soldaten nach Brindisi, dem allgemeinen Versammlungsort der Truppen.

Kaum war der lezte Tag von dem bestimmten Termine verflossen, so eilte auch Friedrich dahin, und schiffte sich mit einem Heere von beinah 40000 Mann nach Palästina ein. Nach einer dreitägigen Fahrt befiel aber den Kaiser und einige andre Fürsten und Edelleute, worunter sich auch der Landgraf von Hessen befand, plözlich eine so heftige Krankheit, daß die Aerzte zu einer schleunigen Rückreise riethen, weil die Landluft, ihrem Urtheil nach, der Krise günstiger sein würde, als alle Kräfte der Medizin. Der Rath wurde ohne Bedenken befolgt, und in wenig Tagen landeten die Schiffe im Hafen von Tarent, wo der Landgraf sein Leben endigte. 1227 im August

Der Kaiser kam zwar mit einigen leichten Fieberanfällen davon, aber für ihn und sein Land, selbst für die Christen im Orient, hatte diese Krankheit die nachtheiligsten Folgen. Gregorius IX, ein stolzer, aufgeblasener Mann, der vor kur-

Guerin von Montaigu.

kurzem den päbstlichen Stuhl bestiegen hatte, und die europäischen Fürsten mit unglaublichem Despotismus drückte, hielt die Krankheit des Kaisers für einen bloßen Vorwand, sich seiner Pflicht zu entziehen, und warf ihn in den Bann. Die Exmunikation geschah in der Kirche zu Agnani, wo er sich gerade damals befand, und ward durch eine Predigt angekündigt, die folgende Worte des Evangeliums zum Grundtext hatten: „Es ist nothwendig, daß ein Aergerniß geschehe.“ Nachdem sich Gregorius nun weitläuftig über den Streit Michaels mit dem Drachen ausgebreitet hatte, nahm er eine überraschende Wendung auf die Exkommunikation des Kaisers, die er mit allen seinen päbstlichen Donnern auf ihn herabschleuderte. Unmittelbar nach geschehener Exkommunikation schickte der Pabst einen Cirkularbrief an alle Europäische Bischöffe, worin er sein Verfahren mit der Widerspenstigkeit des Kaisers rechtfertigte, und diesen auf die unerlaubteste Art zu verkleinern suchte.

Der Kaiser der sich durch die Mißhandlungen des Pabstes empfindlich beleidigt fand, schickte seiner Seits ein Patent, in der Form eines Ma-

1228.

nifests,

nifests, an alle Europäische Höfe, worin er Gott zum Zeugen seiner Unschuld anrief, die bittersten Beschwerden über den stolzen Despotismus des Pabstes ausstieß, und einen feierlichen Eidschwur that, gleich nach völliger Wiederherstellung seiner Gesundheit den Zug nach dem gelobten Lande anzutreten. Freilich war die Härte und Bitterkeit dieses Briefes nicht ganz zu entschuldigen; aber wahr ist es, daß die Päbste sich nicht selten der Kreuzzüge als bloßer Mittel bedienten, die Fürsten und ihre Unterthanen unter der Bothmäßigkeit des heil. Stuhls zu erhalten. Eben so gewiß ist es aber auch, daß die Monarchen selbst oft ihr ganzes Ansehen aufboten, um die Herzoge, Grafen und übrigen Vasallen der Krone zu diesem Schritt zu bewegen, und dadurch in ihrer Abwesenheit, welche der Tod oft verewigte, eine unumschränkte Gewalt über ihre Staaten an sich zu reissen.

Guerin von Montaigü.

Die fehlgeschlagene Erwartung, den Kaiser am Ende des Monats August bei der Armee zu sehen, erfüllte die Christen in Palästina mit grossem Kummer. Sie wendeten sich jezt wieder an den Pabst, und flehten ihn auf das dringend-

Guerin von Montaigu.

ste, ihnen schleunig einen Zuwachs an Hülfstruppen herbeizusenden.

Der Pabst schleuderte nun zum zweitenmal seine Bannstrahlen auf den unschuldigen Kaiser, und behandelte ihn grausamer als jemals. Aber, zum Unglück für ihn, brachte sein ungestümes Betragen eine ganz andere Wirkung bei den römischen Baronen und dem Volke hervor, als er erwartet hatte. Es mißfiel den lezteren sehr, daß der Pabst einem Christlichen Kaiser und Römischen König so übel mitspielte; und da Gregorius demungeachtet in seinem Eifer fortfuhr, ergriffen die mißmüthigsten unter ihnen die Waffen, und zwangen ihn, Rom zu verlassen und sich mit seinem Hofe nach Perouse zu flüchten. Die Rachsucht des Kaisers, eines von Natur grausamen, herrschsüchtigen Fürsten, begnügte sich nicht damit, den Pabst gedemüthigt zu sehen, sondern wälzte seinen Haß auch auf die Anhänger desselben, und keiner, der nur in den geringsten Verdacht einer solchen Partheilichkeit fiel, entgieng seinem Zorn. Selbst die Johanniter und Tempelherren, die sich ihm verdächtig gemacht hatten, mußten in seinen italienischen Staaten die grausamsten Verfolgun-

gen erdulden: man trieb sie unter verschiedenem Vorwand aus ihren Besitzungen, entriß ihnen ihre Leibeigenen, und plünderte ihre Wohnungen. Auch dabei blieb es nicht. Um den Pabst seine Beleidigung noch tiefer empfinden zu lassen, schikte der Kaiser eine Armee in seine Staaten, und ließ die Mark Ankona nebst dem Patrimoniat verheeren; und um gleichsam der Gewalt der Schlüssel Petri zu spotten, gebrauchte er dazu bloß Sarazenen aus Sizilien, die unter seiner Oberherrschaft standen, und als erklärte Kezer vor dem Bannstral des heil. Stuhls gesichert waren. Guerin von Montaigü.

Gregorius verhielt sich bei diesem allem keineswegs gleichgültig, oder leidend, sondern fuhr ungestört fort, ihn mit seinen Bannstralen zu verfolgen, und machte sogar öffentlich kund, daß, wenn der Kaiser in seiner Widerspenstigkeit gegen die Kirche Christi beharren würde, er hiermit alle seine Unterthanen von dem Eid der Treue loßspräche, und ihnen die Erlaubniß gäbe, sich seiner Herrschaft auf immer zu entziehen.

Sei es nun daß der Kaiser wirklich die schrecklichen Folgen dieser Drohungen fürchtete, oder,

Guerin von Montaigu.

daß er argwöhnte, Brienne, der seine Ansprüche auf die Krone von Jerusalem nur gezwungen aufgegeben hatte, möchte die Gelegenheit benuzen, seine Rechte auf den Thron wieder zu befestigen: kurz er entschloß sich endlich, dem Begehren des Pabstes Gehör zu geben, und sich unverzüglich nach Palästina zu verfügen. Um aber den Pabst zu verhindern, daß er sich seine Abwesenheit nicht auf eine nachtheilige Art zu Nuzen zöge, machte er ihm vorher durch ein Schreiben kund, er habe dem Herzog Renald von Spoleto die Vollmacht hinterlassen, die zwischen ihnen beiden herrschenden Streitigkeiten zu schlichten. Gregorius aber fand sich keinesweges geneigt eine Reise zuzugeben, welche die Bande der Exkommunikation und ihre Folgen vernichtet haben würde, sondern erwiederte dem Kaiser: er verstatte ihm unter keiner Bedingung eher zu dem Kreuzheer abzureisen als bis er die Rache der Kirche völlig versöhnt hätte. Der Kaiser blieb dieses Verbots unerachtet seinem Vorsatz treu. Ohne darauf zu antworten, begab er sich mit seinem Gefolg nach Brindisi, schiffte

1228 den 8 Sept.

sich hier nach Palästina ein, und langte nach einer schnellen Fahrt glücklich in dem Hafen von

Akris

Akris an, wo er von den beiden militärischen Orden, sammt den vornehmsten Häuptern der Stadt und dem Magistrat mit größter Ehrerbietung empfangen ward. (Guerin von Montaigu.)

Kurze Zeit darauf liefen Briefe von dem heil. Vater bei dem Patriarchen von Jerusalem ein, worin ersterer den Kaiser für exkommunizirt erklärte, und den Rittern beider Orden im Namen der Kirche untersagte, seinen Befehlen zu gehorchen. Die beiden Großmeister, des Johanniter und des Tempelordens weigerten sich nun unter des Kaisers Kommando bei der Armee zu erscheinen. Friedrich ließ sich dadurch in seinen Unternehmungen nicht stören, sondern rückte mit einem kleinen Heere von 10000 Infanteristen und 800 Reitern gerade auf Jaffa loß, welche Stadt mit neuen Festungswerken umgeben werden sollte, noch ehe der Anfang mit der Belagerung von Jerusalem gemacht würde. Ausser seinen Truppen folgten ihm auch noch die Teutschordensritter, die als Unterthanen seines Throns von den Pflichten des Gehorsams gegen den Pabst entledigt zu sein glaubten. Die Johanniter und Tempelherren zogen beständig in einer gewissen Entfernung ne-

Guerin von Montaigu.

ben der kaiserlichen Armee her, um schleunigst bei der Hand zu sein, im Fall die Christen den auflauren-den Sarazenen in die Hände gerathen sollten. Der Kaiser, der endlich einsah, wie vortheilhaft ihm ihr Beistand sein würde, nahm seine Zuflucht zur Verstellung und bot die Hand zu einem Vergleich an, worin festgesezt wurde, daß der Kriegsrath, ohne des Kaisers Meldung zu thun, die Befehle im Namen Gottes und der Christenheit ertheilen sollte. Nach dieser Vorkehrung, welche die Ordensritter den Befehlen des Pabstes schuldig zu sein glaubten, stießen sie wieder zur Armee, und erreichten Jaffa ohne Hinderniß.

Gleich nach der Abreise des Kaisers begehrte der Herzog von Spoleto Audienz bei dem Pabst, um über den Friedenstraktat mit ihm zu negoziren. Da ihm sein Begehren aber abgeschlagen wurde, fuhr er fort, den Pabst als einen Feind des Teutschen Throns zu behandeln, verheerte das flache Land, unterwarf sich die Städte, und mancher Priester Gottes, erzählt man, verlor in dem Getümmel der Schlacht, und dem Gewühl der eroberten Städte sein Leben, andre wurden verstümmelt,

melt, andre wie Verbrecher mit dem Strang hingerichtet. Guerin von Montaigü.

Dieser Grausamkeit zu steuern, erforderte etwas mehr, als bloße Exkommunikationen und Manifeste. Daher raffte der Pabst seine ganze Macht zusammen und stellte zwei Armeen ins Feld. An der Spize der einen stand der ehemalige König von Jerusalem, Johannes von Brienne, die andre führten zwei kaiserliche Rebellen an, die der Pabst in Schuz genommen hatte, die Grafen von Celano und Roger von Aquila. Diese lezteren besonders erlaubten sich in dem folgenden Kriege die unerhörteste Grausamkeiten, so daß es schien, die päbstlichen Soldaten befürchteten, von den Sarazenen an Unmenschlichkeit übertroffen zu werden.

Thomas Daquin, einer von des Kaisers Of- 1229.
fizieren, stattete ihm von dieser Veränderung schriftlichen Bericht ab. Kurz darauf liefen andere Nachrichten ein, daß die päbstlichen Generale die Kaiserlichen aus Ankona bis in das Königreich von Neapel vertrieben, daß sie die meisten Städte dieses Königsreichs an sich gerissen hätten, und eben jetzt gewaffnet vor Kapua erschienen wären;

Guerin von Montaigü.

daß päbstliche Emissarien mehrere Städte in der Lombardie aufgewiegelt hätten, die unter Anführung eines Legaten des heil. Stuhls mit vereinigten Kräften seine Staaten verheerten.

Durch die Nachrichten von dieser Revolution äusserst aufgebracht, betrachtete Friedrich von nun an den Pabst als seinen tödtlichsten Feind, und beschloß, sich eiligst nach Italien zu begeben, um die Vertheidigung seiner Staaten selbst zu übernehmen. Damit er aber einen günstigen Vorwand zur Abreise haben möchte, ließ er das Gerücht ausbreiten, die Johanniter und Tempelherren hätten ihn auf Anstiften des Pabstes den Sarazenen in die Hände liefern wollen. Hierauf schloß er heimlich einen Waffenstillstand auf zehen Jahre mit dem Sultan von Egypten. Die Bedingungen des Vertrags, welche er nachher öffentlich bekannt machte, bestanden darin: daß der Sultan Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, Thoron und Sidon an den Kaiser abtreten, und ihm verstatten sollte, die Festungswerke dieser Pläze nebst den Mauren von Jerusalem wieder aufzurichten, und eine unumschränkte Herrschaft über die heil. Stadt zu behaupten, in welcher letzte-

ren

ren der Tempel allein mit allem Zubehörigen den Unglaubigen zur ungehinderten Ausübung ihres Gottesdienstes bestimmt sein sollte. Guerin von Montaigü.

Gleich nach geschlossenem Vertrage sezte sich eine beträchtliche Anzahl Christen in Jerusalem nieder, Nonnen und Mönche wurden durch die Heiligkeit des Orts angelockt, in denen daselbst befindlichen Klöstern ihre Wohnung aufzuschlagen. Aber die Verrätherei des Kaisers wurde bald sichtbar. Ein Tag verstrich nach dem andern ohne daß die Festungswerke der eben genannten Städte wieder aufgerichtet wurden, und als die beiden Ritterorden dem Kaiser ansehnliche Beisteuer zur Beförderung dieser Unternehmung anboten, wies er sie mit Hohnlächeln zurück. Solchergestalt mußten jene Städte der Willkür des Schicksals allein überlassen werden, und standen allen Anfällen der herumstreifenden Sarazenen offen, die den Christen an Macht und Anzahl weit überlegen waren.

1230.

Nachdem der Kaiser seine Rachsucht gegen die Christen im Orient auf solche Art geäussert hatte, schiffte er sich nach Europa ein und landete glücklich an den Sizilischen Küsten.

(Guerin von Montaigu.) Durch seine Gegenwart gewann der Krieg ein neues Gewicht. Er vertrieb die päbstlichen aus ihren eroberten Plätzen und nöthigte sie, mit großem Verlust sich zurück zu ziehen. Sobald Gregorius einsehen lernte, daß er durch zeitliche Waffen nichts ausrichten würde, griff er, mit desto günstigerem Erfolg, wieder zu den geistlichen und sprach, nach wiederholter Exkommunikation, die Unterthanen des Kaisers sämtlich von dem Eid der Treue loß. Ein entsezliches Unternehmen, welches allen Schrecken der Empörung den Weg öffnete. Der Kaiser gerieth darüber in eine solche Bestürzung, daß er auf der Stelle seine Waffen von sich warf, und mehrere Kardinäle und Prälaten aus Teutschland zu gewinnen suchte, denen er dringend anlag, ihren Kredit für ihn zu verwenden, um eine Aussöhnung zwischen ihnen beiden zu bewirken.

1230. Die Unterhandlungen verzogen sich beinah ein ganzes Jahr, und der Besiegte schrieb dem Sieger Geseze vor. Friedrich erhielt endlich die Absolution, aber unter der einzigen Bedingung, daß er sich der Willkür des Pabstes unterwürfig machte, und sich eidlich verpflichtete, in einer

ihm von der Kirche bestimmten Zeit, allen Nachtheil, welchen er den Johannitern und Tempelherren zugefügt hatte, nebst den Kriegskosten, zu ersezen, und dem Pabst noch besonders allen Aufwand zu vergüten, welchen ihm die Vertheidigungsanstalten des Patrimoniats verursacht hatten. Guerin von Montaigu.

Friedrich erfüllte die Bedingungen auf das pünktlichste, behielt aber einen unauslöschlichen Haß gegen die beiden Ritterorden bei, den er kurze Zeit darauf durch die heftigsten Verfolgungen an den Tag legte. Der Pabst widersezte sich ihm zwar, und zwang ihn zum zweitenmale zu Friedensversicherungen. Allein Rachsucht wegen der Anhänglichkeit der beiden Orden an den päbstlichen Stuhl, während seiner Zwistigkeiten mit demselben, reizte ihn immer zu neuen Verfolgungen. Am unglücklichsten waren diejenigen Ordensbrüder, welche sich in Sizilien anfhielten. Diese, als seine Unterthanen, nöthigte er, das Kreuz zu ergreifen, um unter dem Vorwand, daß sie Palästina beschüzen müßten, vertrieb er sie auf immer aus ihren ruhigen Besizungen auf der Insel. 1231.

Wäh-

Während dieser grausamen Verfolgungen verlor der Orden des heil. Johannes seinen wackern Großmeister Guerin von Montaigü. Ihm folgte Bertrand von Texis, ein Mann, der sich eben so sehr durch seinen Eifer für die Erhaltung des gelobten Landes, als durch seine ununterbrochene Aufmerksamkeit auf die Bedürfnisse des Ordens, den Beifall seiner Zeitgenossen und den Ruhm der Nachwelt erwarb.

Bertrand von Texis.

Seit der Thronentsagung des Brienne war Palästina so gut als ohne Oberhaupt gewesen, und gewiß wäre es längst ein Raub seiner Feinde geworden, wenn die Tapferkeit der Johanniter und Tempelherrn nicht die sinkenden Kräfte noch eine kurze Zeit aneinander gehalten hätte.

Die Ritter des Teutschen Ordens waren seit dem Jahr 1226 größtentheils nach Preußen gezogen, dessen Einwohner, damals noch Anhänger des Götzendienstes, die benachbarten Christen mit immerwährenden Kriegen beunruhigten. Herzog Konrad von Mazovien rief den Orden in der äussersten Bedrängniß zu seinem Beistand und schenkte ihnen zur Befestigung ihres Wohnsizes das ganze Kulmische Gebiet, nebst allen zukünftigen

ligen Eroberungen, die sie den Unglaubigen entreissen würden. Auf diesen Antrag verließen sie größtentheils Palästina, und zogen in die nordischen Provinzen, wo sie durch fortgesezte Kriege allmählig das ganze Königreich Preußen, nebst dem Herzogthum gleiches Namens, so wie auch Liefland, Kurland und Semigal an sich rissen.

Bertrand von Teris.

Die Johanniter und Tempelherren waren also jezt die einzigen wirksamen Stüzen des gelobten Landes. Der Kaiser hatte den Christen zwar kurz vor seiner Abreise ansehnliche Verstärkung zugesagt; da er aber nach seiner Ankunft in Europa alle seine Kräfte aufbieten mußte, um seine kaiserliche Autorität in Italien zu befestigen: so war er ausser Stande, für die Erhaltung Palästinas zu sorgen; und schien dieses Land und seinen unglücklichen Zustand ganz vergessen zu haben.

1232.

Nach der Abreise des Kaisers erschien die Witwe Hugo's von Lusignan, Königs von Zypern, in Syrien, und machte, als Tochter der Königin Isabelle von Jerusalem, Ansprüche auf den Thron ihrer Mutter. Allein, der Bedrückungen unerachtet, welche die beiden Orden von dem Kaiser erlitten

hat-

Bertrand von Terris.

hatten, vertheidigten doch die Großmeister seine Rechte und widersezten sich den Absichten dieser Prinzessin. Der Kaiser fürchtete aber doch, es könnte zulezt der Königin von Zypern noch gelingen, die Orden in ihr Interesse zu ziehen.

1233.

Er schickte also ein Korps Teutscher Truppen nach Palästina, die unter Anführung Richards von Auger, seines Feldherrn, den Thron zu Jerusalem bewachen sollten. Den Einwohnern sowohl als den Großen des Landes wurde bald Richards übermüthige Herrschaft verhaßt. Er behandelte alles mit grausamer Härte, legte neue Steuern auf, beraubte die reichsten Einwohner ihrer Güter, mißhandelte andere, und übte überhaupt Gewaltthätigkeiten aller Art aus.

Vier bis fünf Jahre duldeten sie alle Ausbrüche seiner Grausamkeit, seiner Habsucht, und seiner Despotie. Aber endlich war mit ihren Gütern auch ihre Geduld erschöpft. Sie ergriffen die Waffen, verjagten die Teutschen, nöthigten sie, sich nach Tyrus zu flüchten, und machten schon Anstalten zu einer Belagerung, um auch diesen einigen, ihnen noch übrigen Plaz ihnen zu entreißen. Entrüstet und in Schranken gesetzt durch

die-

diese Nachricht, wendete sich der Kaiser an den Pabst, und bat ihn, den Johanniterorden zu seiner Vertheidigung aufzufordern. Um sich die Zuneigung des Ordens, den er so lange verfolgt hatte, wieder zu gewinnen, versprach er zugleich, ihn in alle Besitzthümer wieder einzusetzen, die er ihm entzogen habe. Der Pabst gab seinen Bitten nach, und schickte den Erzbischoff von Ravenne als Legaten an den Großmeister, der seinen Auftrag mit eben so viel Bereitwilligkeit als Klugheit ausführte, und die Ruhe bald wieder herstellte. Bertrand von Teris. 1238.

Durch einen neuen Sieg, welchen der Sultan von Egypten um diese Zeit über die Tempelherrn davon trug, waren die Kräfte der Christen in Palästina noch mehr erschöpft worden, und der Großmeister des Johanniterordens sahe sich genöthigt, eine beträchtliche Anzahl von Ordensrittern aus Europa durch ein öffentliches Aufgebot herbeizuziehen.

Zu gleicher Zeit zog ein beträchtliches Heer von Johannitern nach Spanien und half dem König von Arragonien das Königreich Valenzia den Händen der Mauren zu entreissen. Für dies-

Bertrand von Texis.

sen wichtigen Dienst schenkte ihnen der König Cervera, Askola und mehrere wichtige Pläze.

Aber eben dieser Zuwachs ihrer Güter und ihres Ansehens erregte aufs neue den Neid der Geistlichkeit, und zog den Ordensrittern unzählige Verfolgungen von der Klerisei zu. Ueberdies mußten sie die Kränkung verschmerzen, daß Pabst Gregor IX in einem eigenhändigen Schreiben sie der gröbsten Ausschweifungen beschuldigte und ihnen die beleidigendsten Vorwürfe machte, welche sie auf keine Weise verdient hatten.

Die ungerechten Beschuldigungen des Pabstes kränkten besonders den Großmeister Texis auf das empfindlichste und zehrten gleich einem nagenden Wurme an den Kräften seines Lebens. Hierzu kam noch der bedauernswürdige Zustand der Christen in Palästina, der ihm ununterbrochen vor Augen schwebte, und endlich mit den ersteren zusammengenommen, seinen Tod beschleunigte.

Guarin.

Bruder Guerin, oder Guarin, wurde sein Nachfolger.

Noch immer trennte eine unselige Zwietracht die beiden Orden, die jezt sogar so weit giengen, einander gerade entgegensezte Bündnisse mit Ungläu-

glaubigen einzugehen. Der Zustand des Christlichen Reiches im Orient kam dadurch immer in tiefern Verfall. Der unglückliche Kreuzzug des Königs Theobalds V von Navarra verschaffte ihnen gar keinen Vortheil. Nach dem Verlust der Schlacht bei Gaza ließ er einen Waffenstillstand mit dem Emir von Karak schliessen, und schiffte sich wieder nach Europa ein. Die Tempelritter, welche diesen Vertrag in Theobalds Namen geschlossen hatten, errichteten sogar ein besonderes Bündniß mit dem Emir wider den Sultan von Egypten. Die Johanniter weigerten sich aber, daran Theil zu nehmen. Guarin.

Bald darauf erschien Graf Richard von Cornwallis mit einem Kreuzheer aus England, und rükte sogleich bis Jaffa vor. Der Sultan von Egypten, mit dem Fürsten von Damas, der von dem Emir zu Karak einigermaßen abhängig war, in einen Krieg verwickelt, ließ Richard von seiner Seite einen andern Waffenstillstand antragen, den dieser, mit Bewilligung des Königs von Jerusalem und des größten Theils der übrigen Fürsten, eingieng. Der Sultan versprach in diesem Vertrag alle Mohammedaner aus

Guarin. Jerusalem zu verdrängen, Bethlehem, Nazareth und mehrere Dörfer und Festungen zurückzugeben, die Gefangenen gegenseitig auszuliefern, und den Christen die Befestigung von Jerusalem und der übrigen ihnen abgetretenen Pläze zu verstatten. Aus Eifersucht gegen die Johanniter nahmen die Tempelherren diesen Vertrag nicht an; und so blieben also diese beiden Orden mitten zwischen einem doppelten Waffenstillstand in einem gegenseitigen Krieg, die einen wider den Sultan von Damas, die andern wider den von Egypten.

Nur die innern Unruhen, welche die Reiche der Unglaubigen selbst erschütterten, retteten die Christen von den schlimmen Folgen dieser unglücklichen Trennung ihrer vorzüglichsten Beschüzer. Aber auch diesen einigen Vortheil genossen sie diesmal nicht. Entrüstet über das Bündniß, das die Tempelritter mit seinen Feinden, den Emirs von Damas und Edessa, unterhielten, rief der Sultan einen andern Feind nach Palästina, durch den er eine grausame Rache an den Christen zu nehmen hoffte, die er, durch die Unruhen seines Reichs verhindert, jezt nicht selbst ausführen konnte.

Die Christen zogen, dem Vertrag des lezten Waffenstillstands gemäß, wieder in Jerusalem ein; die Kirchen wurden aufs neue eingeweiht, die heil. Mysterien mit ungewöhnlichem Andachtseifer verwaltet und zur Errichtung der Festungswerke alle Anstalten getroffen. Unerachtet man das Werk mit allem möglichen Eifer angriff, rükte es doch nur mit langsamen Schritten seiner Vollendung entgegen, und kaum waren einige leichte Verschanzungen aufgerichtet, so überschwemmte ein neuer Strom von Barbaren, unter dem Namen der Korasminen, die Gegend von Palästina mit verheerenden Kriegen. Guarin.

Es ist aus der Geschichte bekannt, daß die Korasminen, eine Nation, die aus Persien hergekommen war, und, der Sage nach, von den Parthern abstammte, in jene merkwürdige Revolution verflochten waren, die zwanzig Jahre früher den obern Theil von Asien erschütterte, dessen sich Tschingischan, der erste Kaiser der alten Mogolischen Tatarn bemächtigt hatte. Der Nachfolger dieses großen Eroberers vertrieb sie aus seinen Staaten, weil sie sich an einigen seiner Offiziere vergangen hatten.

Guarin. Unstät und flüchtig irrten diese Barbaren unter den Barbaren, wie einige Geschichtschreiber sie nennen, aus einer Gegend in die andre, ohne irgendwo einen ruhigen Wohnplaz zu finden. Ihre blutigen Grausamkeiten, ihre verheerenden Streifereien, machten sie sowohl den Mohammedanern, als den Christen verhaßt, und man behandelte sie durchgängig als Feinde des ganzen menschlichen Geschlechts. Nur der Sultan von Egypten nahm sich ihrer an, um sie, zu Befriedigung seiner Rachsucht, wider Palästina zu gebrauchen. Er zeigte ihnen, wie leicht es ihnen gelingen würde dieses Land zu gewinnen, wie verlassen und ohnmächtig seine besten Festungen stünden, wie es überall an Vertheidigung und Schuzwehr mangelte. Zu diesem fügte er noch verführerische Geschenke und die gewisse Versicherung eines nachdrücklichen Beistandes hinzu.

Mehr bedurfte es wohl nicht, diese Nation zu einen Schritt zu bewegen, den ihr Grausamkeit und Bedürfniß von selbst einflößten. Schon hatten sie Mesopotamien erreicht, und ihr Anführer Barbakan rükte an der Spize einer Armee

1243. von ohngefähr 20000 Reitern unverzüglich in Palä-

Palästina ein, ohne daß man den geringsten Wink von dieser furchtbaren Erscheinung bekommen hätte. Aber die blutigen Verheerungen, welche vor ihnen hergiengen, kündigten sie um so furchtbarer an. Jerusalem war noch von allen Seiten offen; die beiden Großmeister waren zwar zugegen, aber es fehlte ihnen an Truppen. Das rathsamste Mittel in dieser gefährlichen Lage war, daß sie die Einwohner sämmtlich nach Jaffa führten, dem sichersten Plaz im Königreiche, und sich sodann mit der ganzen Stärke ihres Heeres ins Feld stellten. Alle Einwohner verliessen auch wirklich unter der Anführung der beiden Großmeister, die heilige Stadt, eine geringe Anzahl ausgenommen, die sich nicht von ihren Wohnungen trennen konnten, und in der Eile, so gut es ihnen möglich war, die offensten Gegenden der Stadt mit Verschanzungen bedekten. Guarin.

Die Korasminen langten bald vor Jerusalem an, zerstörten die Verschanzungen, drangen wüthend in die Stadt, erfüllten sie mit Feuer und Blut, und pflanzten, um die ausgezogenen Christen zu täuschen, die Kreuzfahne auf den Thürmen auf. Kaum erblickten die Vorderschaaren

Guarin. das Kreuz, so glaubten sie schon allgemein, die Korasminen hätten sich nach einer andern Gegend zugekehrt, oder wären von den zurückgebliebenen in die Flucht geschlagen worden, und bereueten es innigst, daß sie so zaghaft ihre Wohnungen verlassen hatten. Von Sehnsucht hingerissen, ergriffen sie, ohne auf die Warnung der Groß-meister zu achten, eben so übereilt den Rückweg nach der Stadt, und stürzten sich blindlings in das Schwerdt ihrer Feinde, welche 7000 von ihnen ums Leben brachten. Selbst die hülfloßen Kinder und Greise, welche Rettung am Fuße des heil. Grabes suchten, blieben nicht verschont, und es war fast keine Grausamkeit zu erdenken, die nicht von diesen Wüthrichen ausgeübt worden wäre.

Unterdessen erfuhren die Tempelherrn, daß der Sultan von Egypten frische Trnppen schicken würde. Sie forderten also ihre Bundsgenossen, die Sultane von Damas und Edessa, zu ihrem Beistand auf, und erhielten von ihnen 4000 Reiter unter Anführung des Generals Muscha. Hier-auf liessen die Edlen des Landes ihre Truppen und Vasallen zu den Waffen greifen, und verei-

nigten

nigten sich mit der Christlichen Armee. Anfangs fielen häufige Scharmüzel zwischen beiden Partheien vor, in welchen die Korasminen, unerachtet sie den Christen an der Zahl weit überlegen waren, den Kürzern zogen. Beide Theile waren von gleicher Tapferkeit beseelt, aber desto ungleicher ihre Kräfte; die Korasminen konnten zehen gegen Einen aufstellen. Um das Maas des Unglücks ganz zu füllen, ergriff der größte Theil der Truppen des Mucha, entweder aus Furcht oder Verrätherei, die Flucht. Aber die Christen waren fest entschlossen, zu siegen, oder zu sterben, und sezten den Kampf muthig fort. Die Schlacht dauerte drei ganzer Tage lang. Die beiden Ritterorden thaten Wunder der Tapferkeit, und kämpften unermüdet, bis sie endlich, an Kräften erschöpft und von der Menge überwältigt, theils niedergehauen, theils zu Gefangenen gemacht wurden. Ihre Niederlage war so schrecklich, daß nur sechs und zwanzig Johanniter und drei und dreißig Ritter des Tempelordens mit dem Leben davon kamen. Guarin.

Auch die beiden Großmeister waren in der Schlacht geblieben. Bertrand von Comps, Bertrand von Comps.

Bertrand von Comps.

ein alter französischer Ritter, aus der Provinz Dauphine', der sich eben so durch seine Erfahrung, als durch seinen Muth auszeichnete, wurde von den Johannitern zu ihrem Großmeister erwählt.

Diese blutige Niederlage raubte den zurückgebliebenen noch die lezte Hoffnung, sich je wieder mit Nachdruck emporrichten zu können. Ihre mächtigsten Stüzen waren gefallen, und der armselige Ueberrest vermochte nur das unglückliche Schicksal seiner verlornen Brüder mit blutigen Thränen zu beweinen. Gleich einer verlaßnen Heerde irrten die Unglücklichen im Lande umher über blutige Felder und traurige Ruinen ihrer verlornen Herrschaft, bis sie endlich Akris erreichten, wo sie sich zitternd einschlossen und geduldig zusehen mußten, daß die Korasminen das Land bis auf zwei Meilen vor der Stadt verheerten, die Städte und Flecken in Asche legten, und die unglücklichen Einwohner theils unter grausamen Martern des Lebens beraubten, theils in schreckliche Sklaverei schleppten.

Aber die Stunde der Rache blieb nicht aus. Die Zwietracht stand, mit ihren blutigen Schrecken gewaffnet, unter den Barbaren auf, und

rächte

rächte die Qualen der Ermordeten durch die Mör- Bertrand
der selbst. Sie, die kurz vorher das Entsezen von Comps.
der Christen gewesen waren, kehrten die blutigen
Waffen nun gegen sich selbst, und rieben sich so
weit unter einander auf, daß nur wenige mit
dem Leben davon kamen, die hülfloß im Felde
umherirrten und von den Landleuten mit geringer
Mühe umgebracht wurden; keine Spur mehr
blieb von ihnen übrig, und selbst ihr Name ver-
schwand von nun an aus der Geschichte.

Weder der Eifer noch der Muth der Johan-
niter wurde durch die immerwährenden Mühselig-
keiten und den schrecklichen Verlust von Tausenden
ihrer Brüder geschwächt. Von allen Seiten stan-
den sie noch immer unerschrocken und unermüdet
gegen die Feinde ihres Glaubens. Während sie
Palästina gegen die Angriffe der Morgenländi-
schen Barbaren vertheidigten, kämpften sie in
Spanien gegen die Mauren, und in Ungarn ge-
gen Tataren. Der Fürst von Antiochien wurde
um diese Zeit von Turkomannischen Selgeuziden
unvermuthet überfallen, und nahm seine Zuflucht
auch zu den gewöhnlichen Errettern, den beiden
Orden. An der Spize von dem kleinen Ueberrest

Bertrand von Comps.

ihrer Brüder erschienen die Großmeister im Felde. Ein langes blutiges Treffen mit den Turkomanen, entschied sich zwar zum Vortheil der Christen. Aber der tapfre Großmeister Bertrand fiel in der Schlacht, und der Verlust der Christlichen Armee war so groß, als hätten sie eine schwere Niederlage erlitten. — Die Johanniter wählten

Peter von Villebride.

den Bruder Peter von Villebride zu Bertrands Nachfolger in der Großmeisterwürde.

Die Nachrichten von der bedrängten Lage der Christen in Palästina veranlaßten Pabst Innozenz IV einen Kreuzzug in ganz Europa predigen zu lassen, um das traurige Schicksal der Christen zu erleichtern. Zu gleicher Zeit ließ er den Befehl ergehen, daß alle diejenigen, die entweder schon das Kreuz ergriffen hatten, oder es noch in Zukunft ergreifen würden, sich an einem dazu bestimmten Ort versammeln sollten, um seinen heil. Seegen zu empfangen; ferner, daß in allen Christlichen Staaten, welche von dem Krieg beunruhigt würden, ein Waffenstillstand auf vier Jahre errichtet, und alle Feste, Turniere, und andre öffentlichen Lustbarkeiten eingestellt werden sollten. Endlich wurden die Kreuzfahrer noch

dringend aufgefordert, ihr Haab und Gut zu die- Peter von
ser rühmlichen Unternehmung zu verwenden; der Villebride.
Klerisei und den Kardinälen wurde aber ein ge-
wisser Tribut auferlegt, der den erstern den zwan-
zigsten, den leztern den zehenten Theil ihrer jähr-
lichen Einkünfte auf drei Jahre kostete.

Sehr viele Fürsten und eine große Anzahl von Edlen und Rittern, besonders aus Frankreich, ergriffen das Kreuz; keiner aber that es mit einem größeren Beweis von Muth und Entschlossenheit, als Ludwig IX, dessen Andenken die Nachwelt unter dem Beinamen des Heiligen verewigt hat. Ohne die Aufforderung des Pabstes zu erwarten, beschloß er schon bei der ersten Nachricht von der unglücklichen Niederlage der Christen durch die Korasminen, einen Zug nach dem gelobten Lande zu thun, weil ihn aber seine politischen Angelegenheiten an der Erfüllung dieses Vorsatzes verhinderten, sandte er einstweilen eine ansehnliche Verstärkung an Hülfstruppen und einen beträchtlichen Zuschuß von baarem Gelde dahin, welche er der Aufsicht der beiden Ritterorden anvertraute.

Peter von Villebride.

Zwei Jahre brachte Ludwig mit Anstalten zur Beförderung der innern Sicherheit und Ruhe in seinen Staaten zu, und schloß alsdann einen allgemeinen Frieden mit seinen Nachbarn, um das Reich auch von aussenher in Sicherheit zu sezen. Sobald er diese wichtigsten Pflichten eines Monarchen erfüllt hatte, schiffte er sich ein, und kam

1248. am 28 August in Zypern an. Hier wollte er nur wenige Tage zu seiner Erholung verweilen, und sogleich seinen Weg nach Egypten fortsezen. Da aber ein Theil seiner Armee noch nicht angelangt war, so mußte er seine Abfarth bis auf den nächstkommenden Frühling aufschieben.

1249. Mit der ersten Ankunft des Frühlings gieng die königliche Flotte unter Seegel, und erreichte in 6 Tagen Damiata. Die beiden Großmeister mit dem Kern ihrer Mannschaft vereinigten sich mit ihm. Der König fand das Ufer ringsum mit feindlichen Schaaren bepflanzt, die ihm den Eingang in den Hafen zu versperren suchten. Dieser harnäckige Widerstand entrüstete ihn auf das äusserste; in Begleitung seines Adels stürzte er sich mit gewaffneter Faust ins Meer und schlug den Feind in die Flucht. Die Fliehenden ver-

brei-

breiteten Furcht und Entsezen in der Stadt; die Besatzung verließ ihre Posten, die Familien rafften ihre Kostbarkeiten zusammen, und zogen tiefer ins Land hinauf, um einen sichern Zufluchtsort zu gewinnen. Sobald die Christen von der plözlichen Flucht des Feindes Nachricht bekommen hatten, rückten sie in völliger Schlachtordnung in die Stadt, liessen die vornehmsten Moscheen durch den päbstlichen Legaten einweihen, und stimmten ein Te Deum zur Ehre Gottes an. Aus Besorgniß von den Feinden nicht durch den Nil eingeschlossen zu werden, beschloß der König den übrigen Theil des Sommers hier zuzubringen, weil ohnehin auch die Hize so unerträglich war, daß die Truppen nicht im Stande waren, das offene Feld zu behaupten. Peter von Villebride.

Im Monat August erhielt die Armee neue Verstärkung und begab sich, stolz auf ihre Kräfte, unter der Anführung Ludwigs nach Groskairo, welches sie durch eine Belagerung zu gewinnen hoffte. Sie sezte ihren Weg ruhig und ununterbrochen fort, ohne auf irgend ein Hinderniß zu stoßen, aber auch ohne irgend einige Nahrungsmittel anzutreffen. Das Land umher war öd'

und

Peter von Villebride.

und ausgestorben, und nirgend regte sich etwas von feindlichen Truppen. Allein diese scheinbare Ruhe dauerte nicht lange. So wie sich die Christen der Stadt Massur näherten, nahmen auch die Scharmüzel überhand, und bald waren sie keinen Augenblick mehr vor feindlichen Anfällen sicher. Unter immerwährenden Kämpfen und abwechselnden Beschwerden, langten sie endlich nach Verlauf eines Monats bei dem Kanal des Nils an, der unter dem Namen Thanis bekannt ist.

Ludwig der schon vorher einsah, daß ihn die Schwierigkeit des Durchganges durch den Kanal noch geraume Zeit in diesem Winkel des Nils aufhalten würde, verschanzte sich sorgfältig. Da es hier darauf ankam, durch einen tiefen, breiten und unzugänglichen Kanal zu sezen, um das Land jenseits demselben zu erreichen, so ließ der König ohne Zeitverlust einen Damm aufwerfen, und sparte keinen Aufwand, um ihn so bald als möglich zu Stande zu bringen. Aber alle Mühe war vergebens; die Arbeit wurde unaufhörlich durch die Anfälle der Unglaubigen unterbrochen, welche die Maschinen der Arbeiter durch feuerfangende Materien in Brand steckten. Endlich

fand

fand sich ein arabischer Beduin, der dem König gegen eine Belohnung von 500 Goldbesanen eine Furth zeigte, der dem Heere den Durchgang erleichterte. Peter von Villebride.

Der Graf von Artois, der sich im Gefolge des Monarchen befand, bat sich sogleich die Erlaubniß von ihm aus, mit den Vorderschaaren voranfezen zu dürfen, und versprach ihm heilig, alle seine Kräfte aufzubieten, um dem Rest der Armee die Passage zu sichern, wofern er nur von den beiden Ritterorden unterstüzt würde. Der König befürchtete aber nicht ohne Grund, der heldenmüthige Geist des jungen Grafen möchte ihn zu tief in die Gefahr stürzen, und dem ganzen Heere nachtheilige Folgen verursachen. Daher ließ er ihn zuvor auf die heil. Evangelien schwören, daß er nichts eher unternehmen wolle, bis die ganze Armee festen Fuß gefaßt hätte; daß er alsdann den Johannitern und Tempelherrn die Avantgarde einräumen, und ihnen verstatten wolle, sich an die Spize seiner Truppen zu stellen.

In einem Gefolge von ungefähr 1400 Rittern aus den beiden Orden und 200 Englischen Rittern, unter dem Kommando des Grafen von

Salis-

Peter von Villebride.

Salisbury, der sie nach Palästina geführt hatte, sezte der Graf mit dem Anbruch des Tages in die angewiesene Furth. Die Passage war leicht; aber den Ausgang erschwerte die schroffe Anhöhe des jenseitigen Ufers und ein Haufen von 300 feindlichen Reitern die sich ihm hartnäckig widersezten. Der Graf erreichte aber doch glücklich mit seinen Truppen das Ufer und trieb die Reiter in die Flucht. Durch diesen günstigen Erfolg erhizt, vergaß er seine Schwüre. Mit gewaffneter Hand verfolgte er die Fliehenden, ohne auf die Vorstellungen der beiden Großmeister zu achten, die ihn davon zu überzeugen suchten, daß die schleunige Flucht des Feindes vielleicht nur eine verderbliche List wäre, deren sich die Morgenländer so oft bedienen. Robert hörte nur die Stimme seiner Tapferkeit, die ihn gewaltsam dahinriß, und erreichte fast zu gleicher Zeit mit den Flüchtlingen das feindliche Lager, wo er die Verschanzungen zerstörte, und die Truppen in die Flucht jagte. Ein Theil von ihnen war genöthigt, seinen Weg nach Kairo zu nehmen, ein anderer flüchtete sich in die Stadt Massur. Da sie aber auch hier vor ihren Verfolgern nicht sicher zu

sein

sein glaubten, drangen sie noch weiter vor, und ruheten nicht eher, bis sie nicht mehr befürchten durften, unvermuthet von ihnen überfallen zu werden. Peter von Villebride.

In der That hätte diese entschlossene Unternehmung den glücklichsten Erfolg hervorbringen können, wenn der feurige Muth des jungen Helden ihn nicht zu weit verleitet hätte. Aber der Anblick der Stadt Massur, die von allen Seiten offen da stand, von den feindlichen Soldaten, und sogar von dem grössten Theil ihrer Einwohner verlassen war, wirkte zu tief auf den kühnen Geist des Grafen, als daß er den Warnungen des Großmeisters hätte Gehör geben sollen. Vergebens stellte man ihm vor, daß er seinen schnellen Sieg und die Niederlage der Unglaubigen nur einem panischen Schrecken zu verdanken hätte, und hauptsächlich dem Wahne der Feinde, daß die ganze Christliche Armee ihnen nachfeze; daß sie aber mit verstärkten Kräften zurückkehren würden, so bald sie die kleine Anzahl ihrer Verfolger entdekten. Robert, schon von Natur stolz und herrschsüchtig, noch mehr durch diesen günstigen Anfang seiner kriegerischen Unternehmung aufge- 1250.

Peter von Villebride.

blasen, ewiederte mit Hize: „giebt es wohl einen deutlichern Beweis von dem strafbaren Verständnisse der Tempelherrn mit den Unglaubigen, als diese erniedrigende Sprache? Hieran erkenn' ich nur zu deutlich ihre Verrätherei, und den stolzen rebellischen Geist der Johanniter. Sie allein sind Schuld daran, daß der Krieg kein Ende erreicht, dadurch suchen sie sich unentbehrlich zu machen, und ihren Gelddurst zu stillen: hierin liegt der wahre Grund von dem plözlichen Tode so vieler Europäischen Fürsten, die sie mit Gift hinrichten, oder im Gewühl der Schlacht umkommen liessen, aus Furcht, einmal ihrer Herrschaft unterworfen zu werden; und wem ist unbekannt, wie viele Mühe es den Kaiser Friedrich gekostet hat, sich aus ihren verderblichen Schlingen loszureissen?" Natürlicherweise fanden sich die beiden Oberhäupter der Orden durch diese harte Sprache empfindlich beleidigt. Doch widersprachen sie ihm in sehr gemäßigtem Tone. Aber der Großmeister des Tempelordens konnte seine Empfindlichkeit nicht ganz verbergen; das zeigte die ungestüme Hize, mit der er den Fahnenträgern zurief: „Vorwärts mit den Fahnen! Sieg oder

Tod entscheide heut über unser Schicksal! — Wir würden unüberwindlich sein, fügte er hinzu, wenn Eintracht uns verbände; aber die Zwietracht bereitet uns den Untergang." Der Graf von Salisbury suchte die Gemüther zu besänftigen, und gab dem Grafen von Artois zu verstehen, daß ein junger Mann, wie er, nicht errörhen dürfte, den Rathschlägen eines weisen Kriegers, der unter den Waffen ergraut wäre, Gehör zu geben. Aber auch diese Warnung wurde von Robert mit Verachtung zurückgewiesen. „All das Geschwäz', rief er aus, schmeckt nach dem Schweif." Damit spielte er auf ein gewisses Gerücht an, mit welchem man sich damals trug, daß die Engländer, um den an dem heil. Thomas von Kanterbury verübten Meuchelmord zu büßen, sich einen Schweif an die Schenkel geheftet hätten. „Graf, erwiederte der Engländer im Tone des beleidigten Stolzes, ich will mich heute so tief in die Gefahr stürzen, daß ihr mit all eurem unzeitigen Heldenmuth, nicht einmal den Schweif meines Rosses erreichen sollt!"

Peter von Villebride.

Mit diesen Worten sprengte er wüthend auf Massur los, und riß sein Gefolg ohne Ordnung

Peter von Villebride.

mit sich fort. Der ganze Haufen folgte ihm in einer so großer Unordnung nach; sie drangen in die Stadt ein, welche sie offen fanden. Aber die mehresten begnügten sich auch damit nicht, sondern eilten weiter, und suchten die Sarazenen einzuholen.

Diese hatten sich bereits unter ihrem General Bendokdar, einem tapfern Krieger, der sich in der Folge auf den Thron seines Herrn emporschwang, wieder gesammelt, und eilten den Franzosen entgegen, deren geringe Anzahl ihren gesunkenen Muth wieder aufrichtete. Sie, die kurz vorher ihrem Feinde den Rücken zugekehrt hatten, zwangen ihn jezt selbst, die Flucht zu ergreifen, und verfolgten den Grafen von Artois bis in die Stadt Massur, wo sie ihn von allen Seiten umringten, die Thore besezten, und eine beträchtliche Anzahl von Truppen zwischen die Stadt und den Kanal warfen, um ihm die Hoffnung eines Beistandes von seinem Bruder, dem König, gänzlich abzuschneiden. Wie sehr bereuete der unerfahrne Jüngling jezt seine übereilte Hize. Von aussenher versperrten ihm die Sarazenen den Weg zur Flucht; in der Stadt selbst bestürmten

ihn die Einwohner, theils in den Straßen, theils von den Dächern, mit einem unaufhörlichen Hagel von glühendem Sand, heißem Wasser, Steinen und Pfeilen. Der Prinz selbst, der tapfere Salisbury, nebst dem größten Theil der Ordensritter wurden an diesen unglücklichen Tage das Opfer der Unbesonnenheit des tollkühnen Jünglings. Unter den wenigen die mit dem Leben davon kamen, war der Tempelordensmeister, der mit Verlust eines Auges und mit Wunden bedekt, die Christliche Armee wieder erreichte. Unter der Zahl der Gefangenen war der Großmeister von Villebride nebst einigen wenigen Ordensrittern, die übrigen alle waren unter den Händen des wüthenden Feindes umgekommen. Peter von Villebride.

Ludwigs Schicksal war nicht günstiger. Nach wiederholten Scharmüzeln, die ihn unermeßlich viel Blut kosteten, war seine Armee durch Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln bis auf eine sehr geringe Anzahl herabgeschmolzen. Auf ihrem Rückzug nach Damiata wurden sie von den feindlichen Heerschaaren umzingelt und überwältigt. Der König selbst wurde nebst seinen beiden Brüdern und der ganzen Ritterschaft in die Ge-

Peter von Villebride.

fangenschaft geführt, aus der sie nur vermittelst einer beträchtlichen Geldsumme wieder befreit wurden. Die Freiheit des Königs allein kostete die Zurückgabe der Stadt Damiata; die Ranzion für die übrigen Gefangenen bestand in 800,000 Besanen.

Unmittelbar nach seiner Befreiung wollte Ludwig wieder nach Frankreich zurückkehren, aber die beiden Großmeister legten ihm den traurigen Zustand der Christen so nahe, und drangen so heftig in ihn, sie nicht zu verlassen, bis ihr Schiksal entschieden wäre, daß er sich endlich entschliessen mußte, noch einige Zeit zu Akris zu verweilen, um die Festungswerke der übrigen Städte, welche die Christen noch im Besiz hatten, aufrichten zu lassen.

Während seines Aufenthalts daselbst langten zwei Gesandte des Meuchelmörder-Hauptmanns bei ihm an, und forderten im Namen ihres Herrn gewisse Geschenke, die dieser von den Fürsten, als einen gesezmäßigen Tribut für die Sicherheit ihres Lebens begehrte. Der Teutsche Kaiser, sagte der eine dieser Gesandten, der König von Ungarn, selbst der Sultan von Egypten, und alle

Fürsten haben sich dieser Pflicht unterzogen, weil sie wohl wußten, daß die Sicherheit ihres Lebens in der Willkür unsers Hauptmanns stünde. Daher verlangt er mit Recht, daß auch Du seinem Begehren Gehör geben, oder ihn wenigstens zur Schadloshaltung von dem Tribut befreien sollst, welchen er den beiden Ritterorden erlegen muß." Als man ihnen hierauf die Frage vorlegte: warum sie die beiden Großmeister nicht durch die gewöhnlichen Mittel aus dem Wege räumten, erwiederte der erste: „Was würde es uns helfen? Gesezt, der Hauptmann liesse einen von ihnen ermorden, würde nicht augenblicklich wieder ein andrer aufstehen, der dem ersteren in allen Stücken gleich wäre? Und warum soll er das Leben dieser Männer in Gefahr sezen, wenn er keinen Vortheil dadurch zu gewinnen weiß?"

Peter von Villebride.

Ohne auf ihre verwegene Forderung zu antworten, schickte der König sie an die beiden Großmeister. Peter von Villebride antwortete ihnen: „Euer Hauptmann ist sehr unverschämt, daß er sich untersteht, einem Monarchen von Frankreich einen solchen Antrag zu thun; wahrhaftig, wenn wir nicht Rücksicht auf die Rechte der Gesandt-

Peter von Villebride.

schaft nähmen, wir würden euch den Augenblick ins Meer werfen lassen. Darum geht, und sagt euerm Herrn, wir erwarteten von ihm, daß er binnen hier und vierzehn Tagen den König von Frankreich durch ein eigenhändiges Schreiben wegen der Beleidigung der Majestät um Verzeihung bäte, wo nicht, so würde er es mit den Ordensrittern von Jerusalem zu thun haben." Dieses Betragen that die gehoffte Wirkung. Der Hauptmann befürchtete, den Zorn der Großmeister aufzureizen, und fand daher für gut, Villebride's Forderungen Gehör zu geben. Um die bestimmte Zeit schickte er dem König durch die nämlichen Gesandten ein Hemd, nebst einem goldnen Ring, in welchen sein Name gegraben war: das erstere als ein Symbol der Treue, oder der Unterwürfigkeit; den lezteren wahrscheinlich als ein Pfand der Sicherheit.

Der Gewährsmann dieser Anekdote, führt eine andre Begebenheit dieser Zeit an, die zwar weniger erheblich, aber doch nicht ganz unbedeutend ist, weil sie ein Licht über die damalige Ordensdisciplin verbreitet. Ich will sie hier kürzlich

und mit den eigenen Worten des Verfassers vortragen: Peter von Villebride.

„Als ich mich damals — schreibt Joinville in seiner Lebensgeschichte Ludwigs des Heiligen — in dem Gefolge dieses Königs zu Akris befand, fiel es den französischen Rittern, die seiner Fahne gefolgt waren, einstmals ein, auf die Gazellenjagd auszuziehen. Bei dieser Gelegenheit stiessen sie auf die Johanniter, die sich in ein Gespräch über ihre gegenwärtige Beschäftigung mit ihnen einliessen. Unvermerkt entzündete sich zwischen den beiden Partheien ein kleiner Zwist, der anfangs nur in Worten bestand, nach und nach aber in Thätlichkeiten ausbrach, wobei die ersteren sehr gemißhandelt wurden. Meine Landsleute, fährt Joinville fort, brachten sogleich ihre Beschwerden vor den Großmeister Wilhelm von Chateauneuf, der kurz vorher zum Nachfolger Villebride's erwählt worden war. Dieser strenge Mann erkannte bald, auf wessen Seite die Schuld war, und verurtheilte die Verbrecher, in dem Konviktorium des Ordens ihre Mäntel auf die Erde zu breiten, und auf denselben zu speisen. Ich befand mich gerade damals mit den franzö-

Wilhelm von Chateauneuf

 sischen

Wilhelm von Chateauneuf

fischen Rittern zugegen. Wir baten den Groß-
meister, er möchte den Ordensbrüdern doch die-
sen Schimpf in unsrer Gegenwart ersparen, und
ihnen die Erlaubniß geben, ihre Mäntel wieder
aufzuheben; welches er aber unter keiner Bedin-
gung zugeben wollte, bis wir uns zugleich mit ih-
nen auf die Erde sezten, um unser Mittagsbrod
in dieser Stellung zu verzehren. Kaum war
dieses geschehen, so erlaubte ihnen der Großmei-
ster aus Achtung gegen uns, sich zu den übrigen
zu sezen, die am Tische speisten. Sie liessen uns
ihre Mäntel, wahrscheinlich als Zeichen einer Ge-
nugthuung für die den Rittern zugefügte Belei-
digung."

1254.

Bald nach dieser Begebenheit ward Ludwig
durch den Todesfall seiner Mutter genöthigt, Pa-
lästina zu verlassen, nachdem er zuvor Akris be-
festigt, Sidon, Cäsarea und Jaffa wieder auf-
gebaut, und einen beträchtlichen Zuschuß an
Hülfstruppen und baarem Gelde zurückgelassen
hatte.

Nach seiner allgemein bedauerten Abreise bot
der Großmeister von Chateauneuf, aufgemuntert
durch ein besonderes Schreiben von dem Pabst,

noch einmal seine lezten Kräfte auf, um die Ue- Wilhelm von Chateauneuf
berreste des heiligen Reiches zu erhalten. Aber leider entzündete sich gerade jezt, wo Eintracht und innerer Friede allein der Uebermacht des Feindes das Gegengewicht halten, und den gänzlichen Untergang des Reiches verhindern konnte, eine neue Zwietracht unter den beiden Orden. Sie verfolgten sich von allen Seiten und befleckten ihre Schritte mit Bruderblut. Es kam sogar endlich zu einem förmlichen Treffen unter ihnen, in welchem die Tempelritter unterlagen, und kaum, sagt ein Schriftsteller, blieb einer von ihnen übrig, dem Orden ihre Niederlage bekannt zu machen.

1260 Hugo von Revel.

Um diese Zeit starb der Großmeister der Johanniter, und Hugo von Revel, aus einem berühmten Hause in Dauphine', wurde zu seinem Nachfolger erwählt. Durch die klugen Anstalten dieses neuen Oberhaupts wurden die innern Einrichtungen des Ordens wieder zu einem bessern Zustand erhoben, und besonders die ökonomischen Angelegenheiten in eine zweckmäßigere Ordnung gebracht, um eben dadurch auch mehr Stärke gegen den Feind zu gewinnen.

In

Hugo von Revel.

In Egypten herrschte indeß der tapfere Bendokdar, der kurz vorher, wie wir schon gehört haben, durch seine Entschlossenheit den Untergang des Grafen von Artois beförderte. Er war der vierte aus dem Geschlecht der Mamelucken, der den Thron bestieg, nachdem er seinen Vorgänger, Melech-Elvahet, unter dem Vorwand, daß er einen vor kurzem mit den Christen geschlossenen Waffenstillstand nicht habe brechen wollen, hatte ermorden lassen. Kaum hatten die Mamelucken diesem Bendokdar auf den Thron emporgeholfen, so kündigte er seinen Regierungsantritt durch einen blutigen Krieg mit den Christen des Orients, und besonders mit den beiden Ritterorden, an. Sein Entschluß war, die Christen gänzlich aus Palästina zu verdrängen, und ihnen auf ewig den Zutritt in dieses Land zu versperren. Den Anfang zu dieser Unternehmung machte er mit der

1265. Belagerung der Festung Assur, welche damals die Johanniter im Besiz hatten. Lange wehrten sich die tapfern Ritter, und schlugen mehrere Stürme glücklich zurük. Aber ihre täglich verminderte Anzahl unterlag endlich der großen Uebermacht, und Bendokdar trat über ganze Hau-

fen

sen der erschlagenen Ordensbrüder in die Festung. Das nämliche Schicksal, welches hier den Johanniterorden seiner tapfersten Mitglieder beraubte, traf in dem darauf folgenden Jahre bei der Belagerung von Sephet, auch den Tempelorden, der sich durch die Vereinigung mit den im Abendlande zerstreuten Mitgliedern wieder etwas erholt hatte. Hugo von Revel.

Diese glücklichen Fortschritte munterten den Unternehmungsgeist des Siegers in eben dem Grade auf, als sie den Muth der Besiegten niederschlugen, und hatten den traurigen Erfolg für die Lezteren, daß sie bald darauf an eben diesen Eroberer den Hafen von Jaffa und das Schloß Beaufort verloren. Der glänzendste Sieg des Sultans war die Einnahme von Antiochien, welche ihm durch die Verrätherei des Patriarchen, wie einige sagen, ohne Schwerdtschlag in die Hände geliefert wurde. So wenig dieser Sieg dem Bendokdar kostete, so viel verloren die Christen dadurch. Siebenzehntausend von den Ihrigen wurden ein Opfer der feindlichen Grausamkeit, und hunderttausend wurden in die Gefangenschaft geführt. 1268.

Hugo von Revel.

Die darauf folgende Eroberung von Karak machte dem Sultan größere Schwierigkeit. Die tapfern Johanniter, denen diese Festung zugehörte, vertheidigten sie zwei Monate lang mit unüberwindlichem Eifer. Keiner wollte von einer Kapitulation etwas wissen; muthig giengen sie ihrem Tod auf der Bresche entgegen, und der Sultan trat nur mit dem sterbenden Athemzuge des lezten Streiters in die Stadt.

1270. So verloren die Christen im Orient eine Besizung nach der andern. Fast alle Aussicht, jemals wieder festen Fuß in Palästina fassen zu können, war nunmehr verschwunden. Noch hofften sie immer auf einen siegreichen Beistand aus dem Okzident. Um diesen desto schleuniger zu erhalten, schlossen die beiden Großmeister einen Waffenstillstand mit dem Sultan, und schickten sich zu einer Gesandtschaftsreise nach Europa an. Unter der Anführung Ludwigs des Heiligen kam auch wirklich ein neuer Kreuzzug zu Stande. Aber er endigte sich vor Tunis, wo der fromme König selbst sein Leben verlor, und Palästina blieb seinem Schicksal überlassen.

Wäh-

Während des Waffenstillstandes, der hier den Christen eine flüchtige Ruhe gegeben hatte, verließ der Großmeister Hugo von Revel, gedrückt von der immer wachsenden Beschwerlichkeit seiner Befehlshaberstelle, und beunruhigt von den schrecklichen Aussichten, die der Orientalischen Christenheit drohten, sein kummervolles Leben, und Nikolaus Lorgue, ein Mann von sanftem und friedfertigem Charakter, trat an seine Stelle. Hugo von Revel. Nikolaus Lorgue.

Ungefähr um eben diese Zeit verlor Egypten seinen Sultan, Bendokdar, in einem Treffen wider die Nachkommen Tschengischans, und Melek-Sais ward sein Nachfolger auf dem Thron. Mit seiner Erscheinung erwachten die Schrecken des Krieges wieder und Palästina ward ein blutiges Opfer seiner Ohnmacht. Unerachtet der Waffenstillstand noch fortdauerte, fiel doch einer von den Generalen des Melek-Sais, sei es nun auf höheren Befehl oder aus barbarischer Raubsucht geschehen, unvermuthet in das Gebiet der Christen ein, verheerte das flache Land, und drang mit wüthendem Ungestüm bis Margat, einer den Johannitern gehörigen Festung, vor. Entrüstet über die Treuloßigkeit des Feindes beschlos- 1278.

Nikolaus Lorgue.

schlossen die Ritter Rache zu nehmen. Sie rückten in Schlachtordnung aus der Festung, griffen die Räuber an und hieben die meisten von ihnen nieder.

Der unglückliche Ausgang dieser Unternehmung reizte den Sultan zu einer zweiten, die aber nicht glücklicher für ihn ausschlug. Er schikte eine stärkere Mannschaft wider die Festung, welche die Ritter bei einem Ausfall in einen Hinterhalt lokten, und mit leichter Mühe zerstreuten. Sie machten viele Gefangne, und bekamen den Emir selbst, der den Haufen anführte, in ihre Gewalt. — Noch mehr aufgebracht über dieses zweite Mißlingen seiner Absicht, beschloß der Sultan, die Festung ganz zu zerstören. Aber innre Unruhen in seinem Reiche nöthigten ihn, die Ausführung dieses rachsüchtigen Vorsazes aufzuschieben. Erst nach drei Jahren konnte er die Belagerung unternehmen. Er erschien mit einer furchtbaren Armee vor der Festung, und begann sogleich mit einem Hauptsturme. Allein die Tapferkeit der Ritter vereitelte alle Versuche dieser Art; er mußte sich entschliessen eine förmliche Belagerung vorzunehmen. Aber auch hier würden seine Bemühun-

mühungen fruchtloß gewesen sein, wenn er nicht endlich auf den Einfall gekommen wäre, die Festung ganz untergraben zu lassen. Nun war freilich für die tapfern Ritter weiter keine Rettung; sie mußten die Festung durch eine schleunige Kapitulation dem Feind überlassen, der sie sogleich schleifen ließ. Nikolaus Lorgue.

Zum Andenken an die Festung Margat liessen hernach, wie man erzählt, einige Teutsche Ritter, die der lezten Vertheidigung beigewohnt hatten, in ihrem Vaterland eine Festung nach dem nämlichen Plan erbauen, welche sie Mergatheim nannten. Dieses Mergatheim gehörte lange Zeit den Johannitern zu, fiel aber nachher in die Hände des Teutschen Ordens, wo sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Gleich nach der Eroberung von Margat bemächtigte sich der Sultan der Festung Laodizea, und er gieng eben damit um, Tripolis durch eine Belagerung einzuschliessen, als ihn einer seiner vornehmsten Emirs vom Throne stieß und die Regierung unter dem Namen Melek-Meser an sich riß.

Nikolaus Lorgue.

Der neue Sultan hatte mit der Krone seines Vorgängers auch die Gesinnungen desselben angenommen. Kaum glaubte er seine Macht in Egypten gesichert zu haben, so war er auf nichts bedacht, als den Entschluß des Melek-Sais, die Christen aus Asien gänzlich zu verdrängen, in Ausführung zu bringen. Zuerst richtete er sein Augenmerk auf Tripolis, welches er im Sturm einnahm und schleifen ließ. Sicher würde er seine Eroberungen noch weiter fortgesezt haben, wenn die Furcht vor einem neuen Kreuzzug aus Okzident ihn nicht bewogen hätte, mit Heinrich II, König von Zypern, einen Waffenstillstand zu schliessen. Dieser eben genannte Heinrich war ein Sohn Hugo's III, der nach dem unglücklichen Blutbad der Sizilianischen Vesper, zum Nachtheil Herzog Carls von Anjou, Königs beider Sizilien, die Krone von Jerusalem an sich gerissen und die in Palästina befindlichen Truppen des französischen Fürsten sammt ihren Befehlshabern verjagt hatte.

So standen jezt die Sachen der Morgenländischen Christen, deren Herrschaft in Asien unter dem Zepter des weisen Gottfrieds in kurzer Zeit

einen

einen so glänzenden Gipfel erreicht hatte. Alle seine großen Eroberungen waren dahin, das einzige Akris ausgenommen, wo sich Christen von allen Nationen, Griechen und Lateiner hingeflüchtet hatten. Aber auch hier zerstörten Neid und Eifersucht die schwachen Kräfte, die sie noch gerettet hatten, und die allein durch Eintracht erhalten werden konnten. Nikolaus Lorgue.

Noch einmal sah sich der Großmeister des Johanniterordens genöthigt, seine Zuflucht zu den Fürsten des Okzidents zu nehmen. Aber jene Zeiten waren vorüber, wo Europa seine lezten Kräfte zur Rettung des gelobten Landes aufopferte. Der unermeßliche Verlust so vieler tapferer Krieger, die in den wiederholten Kreuzzügen geblieben waren; die Entvölkerung der blühendsten Staaten, der Geldmangel der reichsten Kronen, die durch den Geist der Schwärmerei waren bewirkt worden: alles dieses hatte die Regenten vorsichtiger gemacht, und die fanatische Hize des Volks gemäßigt. Die Bemühungen des Großmeisters waren also vergebens, und aller Beistand, den er auftreiben konnte, einige flüchtig zusammengeraffte Truppen, welche durch einige

Nikolaus Lorgue.

Venetianische Galeeren übergeschifft wurden. Mit dieser lezten, unbedeutenden Hülfe langte er in Akris an, und vermehrte nur die Bestürzung der unglücklichen Christen durch seine armselige Erscheinung. Bald nach seiner Zurückkunft riß ihn der Tod unter den innigsten Empfindungen des Schmerzens über das traurige Schicksal des heil. Landes, in einem hohen Alter dahin.

Johannes von Villiers. 1289.

Ihm folgte Johannes von Villiers. Während seines Großmeisterthums brach die lezte Macht der Christen im Orient, und ihre Herrschafft in Palästina gieng auf immer verloren. Die Einwohner von Akris, vernichteten muthwilligerweise den Waffenstillstand mit dem Sultan von Egypten, unter dessen Schuz sie allein ihre sinkenden Kräfte noch aufrecht erhalten hatten. Die Christen, welche sich in der eben genannten Stadt aufhielten, bestanden aus dem verächtlichsten Gesindel aller Nationen, bei denen die unnatürlichsten Laster ihren Wohnsitz hatten, und die strafbarsten Verbrecher nicht selten eine günstige Freistatt fanden. Der Krieg war ihnen mehr als willkommen, weil sie durch ihn Gelegenheit fanden, sich der Rache der Geseze zu entziehen und

ihre

ihre Schuld durch neue Verbrechen ungestraft zu häufen. Diesen verderblichen Grundsäzen zu Folge, war es nicht sehr zu verwundern, wenn sie sich nach einer Gelegenheit sehnten, ihre unnatürlichen Leidenschaften zu befriedigen, und daß sie sich hartnäckig weigerten, dem Sultan Genugthuung für den gesezwidrigen Friedensbruch zu geben, so sehr dieser auch auf seiner Forderung bestand. Als endlich weder die Drohungen des Feindes, noch das dringende Zureden der Ordensritter ihre Gesinnungen zu ändern vermochte, so stellte der Sultan ein furchtbares Heer unter Waffen und kündigte den Einwohnern von Akris den Krieg an. Aber mitten in dem entscheidenden Fortgange seiner Entwürfe riß ihn der Tod von der Szene, und sparte den Ruhm der Ausführung seinem Sohn auf, der die Regierung unter dem Namen Melek-Seraph antrat. Johannes von Villiers.

Kaum hatte dieser Fürst den Thron bestiegen, so gedachte er des väterlichen Vorsazes, stellte sich schleunigst an die Spize seiner Armee und belagerte Akris. Die Angriffe waren von beiden Seiten blutig und hartnäckig. Keiner wollte einen Schritt von der Stelle weichen; der Tod al- 1291 den 5 April.

Johannes von Villiers.

lein sollte über das Schicksal der Christen entscheiden. Aber die feindliche Macht war den Christen weit überlegen, und eben dieses beschleunigte den Untergang von Akris. Belagerer und Belagerte stritten noch mit unermüdeter Hize, als schon alle Aussicht für die Lezteren verschwunden war. Schon hatten sich die Feinde des einen Theils der Stadt bemächtigt, und Feuer und Schwerdt wütheten schrecklich umher. Heinrich II, der König von Zypern und Jerusalem, verließ die Stadt mit seinen Leuten, und floh nach Zypern. Die mächtigste Stüze der Christen, der Großmeister des Tempelordens sank; Villiers warf sich nebst seiner Mannschaft in die im Hafen bereitstehenden Barken, und rettete sich nach der Insel Zypern, dem einzigen sichern Zufluchtsort des Ordens im Orient.

Dreihundert Tempelherren, die sich ebenfalls nach dem Hafen flüchten wollten, wurden aufgehalten und von der Menge umzingelt. Schon waren alle Straßen der Stadt von den feindlichen Truppen überschwemmt, und keine Möglichkeit vorhanden, sich durch diesen wüthenden Schwarm durchzuhauen. Kaum sahen dies die bedräng-

bedrängten Ritter, so stürzten sie sich verzweiflungsvoll in den Thurm des Tempels, entschlossen, dasselbst die Entscheidung ihres Schicksals abzuwarten. Der Sultan ließ den Thurm sogleich untergraben, während seine Soldaten ihn von aussenher bestürmten. Nach vielen vergeblichen Angriffen stürzte die ungeheure Maschine mit einem entsezlichen Geräusche zusammen, und Glaubige und Unglaubige fanden unter ihren Trümmern den Tod. Johannes von Villiers.

So hatten mehr als 60000 Seelen ihr Leben, oder ihre Freiheit bei dieser unglücklichen Belagerung eingebüßt, und Palästina befand sich nunmehr ganz in den Händen der Unglaubigen.

Um die Christen von nun an aller Hoffnung, daselbst je wieder festen Fuß fassen zu können auf immer zu berauben, ließ der Sultan Akris, Tyrus, Sidon und alle übrigen an dieser Küste liegenden Städte bis auf den Grund schleifen, und nöthigte die auf den angränzenden Schlössern zerstreuten Ordensritter ihre Besizungen zu verlassen, und sich schleunigst nach Zypern unter den Schuz des Großmeisters Villiers zu flüchten. Von 500 Tempelrittern, die sich bei der Belagerung von

Johannes von Villiers.

Akris durch Tapferkeit ausgezeichnet hatten, waren nur noch 10 übrig; diese langten auf leichten Barken glücklich an dem gemeinschaftlichen Zufluchtsort an. Die geringe Anzahl der in Palästina zurückgebliebenen Ritter des Teutschen Ordens begab sich in ihre Preußischen und Liefländischen Besizungen. Aber die Johanniter konnten sich nicht entschliessen die Nachbarschaft von Palästina zu verlassen. Noch immer hofften sie, unter dem Schuz eines neuen Kreuzheeres, dieses geliebte Land wieder betreten zu können. In dieser Absicht baten sie den König von Zypern um die Erlaubniß, Limisso zu ihrem künftigen Aufenthalt wählen zu dürfen. Durch ihr trauriges Schicksal zum Mitleiden bewogen, gewährte ihnen der Monarch ihre Bitte.

Drittes Buch.

Endlich hatte also die siegende Uebermacht der Unglaubigen die blutig errungene Herrschaft der Christen in Palästina zertrümmert, und den Flüchtlingen jede Aussicht zur Wiedereroberung derselben versperrt. In Zypern stand jezt der traurige Ueberrest des sonst so blühenden Johannisordens. Von allem entblößt, was die dringendsten Bedürfnisse des Lebens fordern, größtentheils mit Wunden bedeckt, ohne Hülfe, ohne Sicherheit, waren sie wie Verwiesene in einem ganz fremden Lande, und beklagten nichts so sehr, als daß ihnen der Tod den lezten Trost versagt hätte, den Trost, am Grabe des Erlösers ihren sterbenden Brüdern zu folgen. Vielen gewährte das Schiksal noch diesen lezten Wunsch: eine große Anzahl starb an ihren Wunden; täglich wurde ihr Kreis

Johannes von Villiers.

Johannes von Villiers.

enger, um desto trauriger aber auch das Schicksal der übrigen, und desto heißer ihre Sehnsucht nach diesem glücklichen Loose.

Mit bekümmertem Herzen sah der Großmeister Villiers die Anzahl der Ordensbrüder zusammenschmelzen, und faßte den Entschluß, durch ein schleuniges Aufgebot die übrigen in Europa zerstreuten Mitglieder des Ordens herbeizuziehen, um dadurch dem gänzlichen Untergang desselben zuvorzukommen. Dieser Vorsatz wurde sogleich ausgeführt, und nach allen Europäischen Staaten wurden Depeschen an die Ordensbrüder des heil. Johannes gesandt, worin sie dringend gebeten wurden, sich nach Limisso zu begeben, wo Villiers zu gleicher Zeit ein Konzilium zusammen berufen hatte, um den gegenwärtigen Zustand des Ordens durch kluge Maßregeln so viel möglich zu verbessern, und den Ort seines künftigen Aufenthalts zu bestimmen.

Kaum waren die Depeschen des Großmeisters in Europa angelangt, so geriethen alle Ordensritter in Bewegung, und alle verliessen mit gleicher Bereitwilligkeit ihr Vaterland, ihre Kommanderien und väterliche Wohnungen. Weder auf

Geldmangel noch auf Gesundheitsumstände wurde Rücksicht genommen; sowohl Jünglinge als Greise strömten den Meeresküsten zu; jeder eilte, der erste auf den Schiffen zu sein; wem dieses gelang, der schäzte sich für den glücklichsten; die übrigen folgten nach, und in kurzem langten ganze Schaaren von Ordensbrüdern in Zypern an. Johannes von Villiers.

Diese Insel, von der ich in der Folge noch öfters zu reden Gelegenheit haben werde, ist eine der beträchtlichsten in ganz Asien, und liegt auf dem Karpathischen Meere, den Küsten von Pamphilien und Zilizien gegenüber, welche leztere heut zu Tage unter dem Namen Karamanien bekannt ist. Die Morgenseite dieser Insel benezt der Golfo di Laïazzo, die Mittagsseite das Egyptische, die Abendseite das Pamphilische Meer; ihre Entfernung von Palästina beträgt ungefähr 40 Meilen.

Verschiedene Tyrannen waren ihre ersten Beherrscher; nach diesem bemächtigten sich ihrer die Könige von Egypten, die späterhin von jenen stolzen Eroberern der damaligen Welt, den Römern, verdrängt wurden; nachher ward sie ein Theil des Griechischen Kaiserthums, gerieth unter

Johannes von Villiers.

ter der Regierung des Kalifen Otman und des Kaisers Heraklius in die Hände der Arabischen Mohammedaner, die aber kurze Zeit darauf ihren ehemaligen Besizern, den Griechen, die Herrschaft wieder einräumen mußten. So brachte das Schicksal diese Insel aus einer Hand in die andre, bis endlich Richard Löwenherz, wie schon im zweiten Buche dieser Geschichte gesagt worden ist, sie auf seinem Zuge nach Palästina dem Tyrannen Isaak Komnenus entriß, und den reichen Tempelherren gegen eine bestimmte Geldsumme überließ, welche leztere aus bekannten Ursachen genöthigt waren, ihre Rechte dem König Lusignan wieder abzutreten. Seit dieser Zeit blieb sie ein unzertrennliches Eigenthum der Krone von Jerusalem bis auf Heinrich II, in dessen Händen sie sich eben zu der Zeit befand, als die Stadt Akris an die Sarazenen verloren gieng, und welcher jezt die Johanniter und Tempelherrn nach ihrer Vertreibung aus Palästina in seine Insel aufnahm.

Die traurige Nachricht von dem Verluste der lezten Besitzung der Christen in Palästina, bewog den Pabst Nikolaus IV um diese Zeit, alle seine Autorität aufzubieten, um die Streitigkeiten der

Euro-

Europäischen Mächte entweder ganz zu schlichten, oder einen Waffenstillstand zu bewirken, und sie dadurch in den Stand zu sezen, ihre vereinten Kräfte gegen die Unglaubigen zu waffnen. Besonders richtete er sein Augenmerk auf den König von Frankreich, Philipp den Schönen, den er, als den mächtigsten und reichsten Monarchen Europa's, dahin zu bringen suchte, sich an der Spize der übrigen Monarchen dieses Welttheils nach Zypern zu verfügen. Aber vergebens verschwendete er Beredtsamkeit und Schmeicheleien an diesen Fürsten, dessen gesezter, standhafter Geist sich nicht durch die verführerischen Lockungen der Ruhmsucht zu unüberlegten Handlungen hinreissen ließ. Philipp schüzte zu seiner Entschuldigung bloß vor, daß ihn die Pflichten gegen seinen eignen Thron verhinderten, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen, und daß alle andre Unternehmungen der Sorge für die Erhaltung und Wohlfahrt seines Reichs nachstehen müßten. Ein zweiter Versuch, den der Pabst bei ihm machte, lief eben so fruchtloß ab, und die Hofnung, von dieser Seite Beistand zu erhalten, war gänzlich verschwunden.

Johannes von Villiers.

Johannes von Villiers.

Nikolaus verlor indeß den Muth nicht, sondern gieng in seinen Bemühungen für die Befreiung des gelobten Landes weiter, als irgend ein Erbe des heil. Stuhls vor ihm. Ohne Rücksicht auf das Verhältniß, in welchem die griechische Kirche mit der lateinischen stand, wendete er sich dreist an den Kaiser Andronikus Palåologus zu Konstantinopel, an den Kaiser von Trebisund, Johannes Komnenus, an die Könige von Armenien, Iberien und Georgien, und forderte sie zum Beistand der Ordensritter auf; ja er that noch mehr: er schickte sogar zwei Franziskaner nach Persien zu einem Tatarischen Fürsten, Namens Argon, aus dem Geblüte Tschengischans, von dem er gehört hatte, daß er, unerachtet ihn seine Geburt an die heidnische Religion gebunden hatte, doch keine Abneigung von der Christlichen bezeugte. Die Absicht dieser Gesandtschaft war, den Persischen Fürsten zu bekehren, und ihn sodann dahin zu bringen, daß er mit seinen Waffen in denjenigen Theil von Syrien drånge, der zunächst an Persien gränzte, während die Christen selbst Palåstina zum Schauplaz ihrer Kriege machten. Aber Argon war

schon

schon seit einem Jahre todt, und folglich blieb die Gesandtschaft ohne Wirkung. Johannes von Villiers.

Solche kostspielige Anstalten traf jezt Nikolaus aus frommem Ehrgeiz; er, der sich noch vor kurzem geweigert hatte, die Vertheidigung von Akris durch einen geringen Zuschuß an baarem Gelde zu unterstüzen. Unterdessen riß ihn der Tod mitten im Laufe seiner stolzen Unternehmung dahin, und die gränzenloße Schwierigkeit, so viele Fürsten von verschiedenem Religions- und von entgegengesextem Staats-Interesse zu einem gemeinschaftlichen Zweck zu vereinigen, raubte seinem Nachfolger alle Hoffnung, die Ausführung dieses Vorhabens zu Stande zu bringen. Die Fürsten des Okzidents sahen das Elend der Morgenländischen Christen mit gleichgültigen Augen an. Die heilige Wuth, welche sonst so leicht ganze Heere unter der Kreuzfahne versammelte, war endlich glücklich verschwunden. Die Johanniter waren die einzigen, die mit unermüdetem Eifer für das Wohl ihrer Brüder beschäftigt waren, und Leben und Freiheit zu ihrer Rettung aufs Spiel setzen wollten.

Nach

Johannes von Villiers.

Nach ihrer gemeinschaftlichen Versammlung in Limisso hielt der Großmeister ein sehr glänzendes allgemeines Ordenskonzilium, worin vorzüglich über die Fortsezung des Kriegs gegen die Unglaubigen, besonders aber wegen der Bestimmung eines künftigen Hauptsitzes des Ordens Berathschlagungen gehalten wurden.

Wir haben schon erzählt, daß der König von Zypern den Ordensrittern Limisso, eine uralte bischöffliche Stadt, zu ihrem Wohnsiz eingeräumt hatte; aber nur das dringendste Bedürfniß konnte ihnen den Entschluß eingeben, diesen Ort zu ihrem Aufenthalt zu wählen, den die Sarazenen und arabischen Korsaren so grausam verheert hatten, daß er einem offnen Flecken ähnlich war, dessen einzige Stärke in einer im Mittelpunkt befindlichen, mit Geschüz bepflanzten Burg bestand, die zur Vertheidigung gegen die Anfälle der Sarazenen bestimmt war. Einige Ordensritter brachten anfänglich in Vorschlag, sich in die längs der italienischen Küste gelegenen Häfen zurückzuziehen, welches jezt das sicherste Mittel wäre, das man ergreifen könnte. Allein dieser Vorschlag wurde mit Unwillen verworfen. Der

Groß-

Großmeister und mehrere Häupter des Ordens behaupteten, daß Pflicht und Zweck dem Orden nicht erlaubte, Palästina auch nur einen Augenblick aus dem Gesicht zu verlieren, sondern daß sie vielmehr beständig bereit sein müßten, jede Gelegenheit zu ergreifen, die ihnen zur Wiedereroberung des heil. Landes behülflich sein könnte. Diese Meinung wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und von jezt an zu einer unerschütterlichen Grundregel des Ordens erhoben. Johannes von Villiers.

Jezt erwachte auch die alte Thätigkeit für das Wohl der Armen und Kranken wieder im Kreise des Ordens; und unerachtet die Ritter kaum für sich selbst hinlänglich Raum hatten, sorgte der Großmeister doch zuerst für einen bequemen und geräumigen Aufenthalt der Armen und Pilgrime; überdies faßte er den Entschluß, alle segelfertigen Schiffe, auf welchen die Ordensritter, theils aus Palästina, theils aus Europa hergekommen waren, zur Begleitung der Pilgrimme ausrüsten zu lassen, die noch immer fortfuhren, die heil. Oerter mit frommem Enthusiasmus zu besuchen, und sich durch keine Hindernisse, selbst nicht durch den harten Tribut, den ihnen die Ungläu-

Johannes von Villiers.

glaubigen wieder aufgelegt hatten, in ihrem Wallfahrten unterbrechen liessen. Bald darauf strömte eine unzählige Menge solcher kleiner Ordensschiffe aus dem Hafen von Limisso aus, und harrten längs den Küsten von Europa auf die Ankunft der Pilgrimme, welche die tapfern Ordensritter mit freundschaftlicher Bereitwilligkeit in ihren Schuz nahmen, um sie sicher und wohlbehalten an den Ort ihrer Bestimmung zu fördern. Umsonst versuchten es die Korsaren, sich ihrer zu bemächtigen: sie fanden jezt einen ungewöhnlichen Widerstand in den Waffen der Johanniter. Der grösseste Theil ihrer Fahrzeuge wurde von den tapfern Rittern erbeutet, und diese kehrten mit reicher Beute beladen in die Häfen von Zypern zurück. Vorzüglich richteteten die Ordensritter ihr Augenmerk auf die Schiffe des Sultans von Egypten, ihres erklärten Feindes. Das Schicksal begünstigte sie so sehr in diesen Unternehmungen, daß sie, durch wiederholte Siege bereichert, endlich im Stande waren, ansehnliche Eskadern auszusenden, deren Flaggen in allen Europäischen Meeren gefürchtet wurden.

Dies

Dies war der erste Keim zu der nachmaligen Seemacht der Johanniter. Der unglückliche Verlust der Stadt Akris und ihrer Hoffnungen auf den Besiz von Palästina lokte sie unter Seegel, durch widerholte Unternehmungen wuchs ihre Entschlossenheit und ihre Kraft: und eine unermeßliche Anzahl von Christen, die sie in einem Zeitraum von 400 Jahren vor einer qualvollen Sklaverei sicherten, oder deren Ketten sie zerbrachen, entschädigte sie reichlich für den schmerzhaften Verlust so vieler tausend ihrer Mitbrüder, die ein Opfer der Grausamkeit ihrer Feinde in Asien geworden waren. Johannes von Villiers.

Das Glück ihrer Waffen reizte unterdessen von neuem einen Feind gegen sie auf. Melech Seraph, der Sultan von Egypten, ergrimmt über den zunehmenden Verlust so vieler Unterthanen, und das schnelle Wachsthum eines Feindes, den er schon gänzlich ausgerottet zu haben glaubte, faßte den Entschluß, sie mit gewaffneter Hand bis in die Häfen von Zypern zu verfolgen, und den wachsenden Keim ihrer Herrschaft zu zerstören. Eine furchtbare Flotte war schon bereit unter Seegel zu gehen, als plözlich die Flamme

Johannes von Villiers.

des Kriegs in dem Herzen seines eignen Reichs ausbrach, und seine Plane zerstörte. Ein schleuniger Tod, der ihn in einem Treffen mit den Rebellen von dem Schauplaz riß, befreiete die Ritter kurz darauf von der Gefahr einer Belagerung in einem fast gänzlich offenen Plaze.

Um Seraphs Nachfolger, dem Malek-Nazer, in der Ausführung dieses Projekts zuvorzukommen, bat der Großmeister den König von Zypern um die Erlaubniß, Limisso befestigen zu dürfen, welches ihm von einem Fürsten, wie dieser, dem alles um Geld feil war, ohne Schwierigkeit zugestanden wurde. Die vereinten Kräfte des Ordens wurden jezt aufgeboten, die Meeresseite der Insel durch aufgeworfene Erdbatterien in Sicherheit zu sezen. Nachdem dieses gelungen war, richtete der Großmeister mit verdoppeltem Eifer sein Augenmerk auf die Wiederherstellung der Ordensdisziplin, die in dem ewigen Gewühl von Schlachten, Belagerungen, und Zerstörungen fast gänzlich erloschen, uud an deren Stelle eine Menge verderblicher Mißbräuche eingerissen waren. So z. B. pflegten die Ritter jezt die eroberte Beute dem Schaze des Ordens vorzuenthal-

halten, und auf ihre persönlichen Bedürfnisse zu verwenden, die sich seit einiger Zeit unter der Herrschaft des Luxus und der Schwelgerei unendlich vermehrt hatten, so daß der Aufwand der Ordensglieder ihre Reichthümer zulezt überwog und eine allgemeine Schuldenlast den ganzen Orden drükte. Ein andrer Mißbrauch war der, daß die Prioren des Ordens seit den lezten Kriegen im gelobten Lande sich eigenmächtigerweise unterfangen hatten, jedem, ohne Unterschied der Person und des Standes, die Ordenskleidung anzulegen, wodurch der ursprüngliche Adel des Ordens sehr herabgewürdigt wurde. Um gegen diese und andre Mißbräuche Verfügungen zu treffen, ließ Villiers zwei General-Kapitel zusammenrufen, in welchen neue Verhaltungsregeln für den ganzen Orden festgesezt wurden. Johannes von Villiers. 1292.

Der Verfall der Ordensdisziplin hatte zum Theil auch seinen Grund in dem damaligen Zustand der Kirche selbst, die schon seit mehr als zwei Jahren ohne ein sichtbares Oberhaupt war. Vor diesem hatten die Päbste jederzeit ein besonderes Augenmerk auf den moralischen Charakter des Ordens gerichtet. Während der jezigen Va-

Johannes von Villiers.

kanz des heiligen Stuhls aber waren die zunehmenden Mißbräuche, die sich mit dem wachsenden Reichthume der Ordensbrüder in ihren Zirkel eingeschlichen hatten, ungeahndet geblieben, und hatten eben darum um so stärker überhand genommen.

Nach einer Zögerung von sieben und zwanzig Monaten waren die Kardinäle noch immer unentschlossen wegen der Wahl eines neuen Pabstes. Die dringendsten Bedürfnisse des Staats und der Kirche nöthigten sie endlich ihre getheilten Absichten zu vereinigen. Ein frommer Einsiedler, Namens Peter von Murrhon, der nachmalige Stifter des bekannten Cölestinerordens, war der Gegenstand ihrer gemeinschaftlichen Wahl. Die Deputirten, welche dem frommen Mann das Dekret seiner Erwählung überbringen sollten, fanden ihn in einer auf der Spize eines Bergs errichteten Zelle, unweit der Stadt Sulmona im Königreich Neapel. Hier konnte man sich nur vermittelst eines kleinen eisernen Gitters mit ihm unterreden. Die Deputirten des Konklave erblickten bei ihrer Annäherung zu diesem Gitter einen ehrwürdigen Greis von ungefähr 72 Jahren, bleich und abgezehrt von unaufhörlichen Fasten

und

und Kasteiungen, mit zerstreuten Haaren, langem eisgrauem Barte, und rothen aufgequollenen Augen, noch feucht von Thränen, die er unaufhörlich in seine Gebete mischte. Als man ihm das Dekret seiner Thronerhebung überreichte, verließ er seinen Siz, warf sich nieder auf die Erde, und brachte eine geraume Zeit mit stillen Gebeten zu; nach diesem richtete er sich mit sanfter Würde empor, nahm die Anerbietung des Konklave an, aus Furcht, wie er sagte, den Himmel durch seine Weigerung zu erzürnen, und ward unter dem Namen Cölestin V zu Aquila gesalbt. Johannes von Villiers.

Bald nach seiner Thronbesteigung nahm er auch Antheil an dem Wohl des Johanniterordens, den er nicht nur durch Ermahnungen zu seiner vorigen moralischen Würde zu erheben, sondern auch durch thätige Aufmunterungen bei ihren Unternehmungen zu unterstüzen suchte. Aber es gieng ihm hier wie überall auf seiner neuen Laufbahn: keine seiner Unternehmung gelangte ganz zur Reife, und unzählige Hindernisse kämpften mit seinen frommen Entschlüssen. Freilich war die geringe Fähigkeit seines Geistes zu politischen Geschäften, so wie überhaupt zur Regierungspflege, Schuld

Johannes von Villiers.

an dem traurigen Erfolg seiner Entwürfe; aber eine Haupttriebfeder davon war die Eifersucht der Kardinäle, die nach dem Besiz der päbstlichen Krone geizten, und ihm die Beschwerden seines Amtes immer drückender zu machten suchten, um ihn zur Niederlegung seiner Würde zu nöthigen. Am geschäftigsten zeigte sich dabei der Kardinal Gaëtan, der sich am meisten mit der Hoffnung schmeichelte, nach ihm die päbstliche Krone zu erhalten. Er wendete alle Mittel der Ueberredung bei dem frommen Pabst an, und ließ ihm endlich sogar einen gewissen Betrüger in der Gestalt eines Engels erscheinen, der ihm im Namen Gottes und bei der Strafe ewiger Verdammniß in seine Zelle zurückzukehren gebot. Die List gelang. Cölestin, dessen Geist sich längst nach dem stillen Wohnplaz seiner vormaligen stillen Einsamkeit zurücksehnte, ergab sich in den Willen der Vorsehung, legte in voller Versammlung die Krone nieder und eilte zurück in seine Zelle. Gaëtan sah sich kurz darauf an dem glänzenden Ziel seiner Wünsche, und bestieg den päbstlichen Thron unter dem Namen Bonifaz VIII.

Was Gaetan als Kardinal gewesen war, das blieb er als Pabst unverändert fort. In seinen politischen Unternehmungen zeigte er sich als einen hellsehenden Kopf, einen vollkommnen Rechtsgelehrten, einen großen Staatsmann, und einen weisen Regenten, aber auch zugleich als einen Mann von gränzenloßer Herrschsucht, unersättlichem Golddurst, und blutgieriger Grausamkeit; und der Zweck seiner ganzen politischen Laufbahn war der chimärische Entwurf: eine unbeschränkte weltliche Macht mit der geistlichen zu vereinigen, unbedingt über die Willkür der Monarchen, wie über das Gewissen ihrer Unterthanen zu herrschen. Johannes von Villiers.

Das erste Opfer seines Ehrgeizes ward sein unglücklicher Vorgänger. Cölestin eilte mit ruhiger Selbstzufriedenheit von dem Schauplaz jener gefahrvollen Größe in seine stille Einsiedelei, wo er den Rest seiner Tage sanft und geräuschloß zu enden hoffte. Doch auch hier verfolgte ihn die Bosheit seines Nebenbuhlers. Die Besorgniß, daß er über kurz oder lang seinen Entschluß bereuen möchte, bewog Bonifaz, ihn in Verhaft nehmen zu lassen. Um seine geheimsten Gesinnungen aus-

Johannes von Villiers.

zuforschen, ließ er sich von ihm eine Beichte ablegen. Die aufrichtigsten Versicherungen des frommen Einsiedlers konnten ihn gleichwohl nicht beruhigen, und um sich auf einmal von aller Unruhe zu befreien, ließ er ihn in der Gefangenschaft so lange mißhandeln, bis der schwache Greis unter der Last seines Unglücks erlag.

So grausam Bonifaz übrigens gegen den unglücklichen Murrhon verfahren hatte, so menschenfreundlich bezeigte er sich gegen die Johanniter und Tempelherrn, die er überall mit ausgezeichneten Vorzügen und mit der väterlichsten Sorgfalt behandelte. Besonders begünstigte er die Johanniter sehr eifrig, und nahm ihre Rechte gegen die Eingriffe der Könige von England und von Portugall in Schuz. Er suchte sogar gegen den ausdrücklichen Vertrag, den die Ritter mit dem König von Zypern geschlossen hatten, ihre Vortheile auf der Insel zu erweitern.

Um diese Zeit starb der Großmeister Villiers, mit dem Ruhm eines frommen, rechtschaffenen

Odon von Pins.

Mannes, und Odon von Pins wurde sein Nachfolger. So lange dieser ein bloßes Mitglied

des

des Ordens gewesen war, hatte seine Aufführung zu einem lobenswerthen Muster für seine übrigen Mitbrüder gedient, und die Hoffnung bei ihnen genährt, daß er einst ein verdienstvoller Nachfolger des braven Villiers werden würde. Aber kaum hatte er seine Großmeisterwürde in Besitz genommen, so entdeckten sie mit Schrecken, daß ihm viele Eigenschaften fehlten, die einem Oberhaupt ihres Ordens unumgänglich nothwendig sind, wo die Wohlfahrt der Untergebenen eben so wohl Uebung in den Waffen als pflichtmäßige Erfüllung der Ordensgelübde erfordert. Odon glaubte seiner Pflicht hinlänglich Genüge gethan zu haben, wenn er von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang am Fuße des Altars mit inbrünstigen Gebeten verweilte. Damit war aber den Bedürfnissen seines Ordens nicht abgeholfen. Anfangs ertrugen die Ritter dieses Uebel mit Geduld, da sie aber keine Veränderung in seinem Betragen wahrnahmen, und ihre Lage einen thätigeren Anführer forderte, so wendeten sie sich endlich mit ihren Beschwerden an den Pabst und baten um die Erlaubniß ihn abzusetzen. Der Pabst berief ihn zu sich nach Rom, um seine

Odon von Pins.

Ver-

Wilhelm von Villaret.

Vertheidigung zu hören; er starb aber unterwegs, und auf die Nachricht von seinem Tode wurde Wilhelm von Villaret, aus der Provence, der sich eben damals zu Gilles als Großprior befand, an seine Stelle erhoben.

Unter der Anführung dieses neuen Oberhaupts erwachte wieder die kriegerische Thätigkeit des Ordens; es wurde ein neuer Bund errichtet, die Sarazenen aus Palästina zu vertreiben. Ga-

1300. zan, ein Sohn des oberwähnten Argon, aus dem Geschlechte Tschengischan's, König von Persien und Khan der Mogolischen Tartaren, stand an der Spize dieses Bundes.

Dieser Gazan wird von Pachimer, einem gleichzeitigen griechischen Geschichtschreiber, mit folgenden merkwürdigen Zügen geschildert. „Als Gazan den Thron seines Vaters bestieg waren Cyrus und Alexander der Große die Vorbilder, die er sich zum Muster seiner politischen Laufbahn gewählt hatte; vorzüglich aber fesselten die großen Eigenschaften des griechischen Eroberers seine Aufmerksamkeit. Bei kriegerischen Unternehmungen bediente er sich gerne der Iberier, die er wegen ihrer Frömmigkeit und ihrem Enthusiasmus

für

für die christliche Religion liebte und wegen ihrem unerschütterlichen Muth in den Schlachten bewunderte. Er wußte, daß das Kreuz den Christen zum Siegeszeichen diente; deswegen heftete er es auch an seine eignen Fahnen, und erfocht, unter seinem Schuze, wie er glaubte, glänzende Siege über den Sultan von Egypten, drang mit stürmender Hand in das Innerste von Palästina, griff aus Dankbarkeit gegen die Iberier, die seiner Armee folgten, zuerst Jerusalem an; und es fehlte nur wenig, so hätte er das heilige Grab aus den Händen der Unglaubigen befreit.“ Wilhelm von Villaret.

Nach dieser Schilderung Pachimers sollte man fast glauben, Gazan sei ein wahrer Christ gewesen. Aber alle andre Schriftsteller seiner Nation, Araber und Perser, Dichter und Geschichtschreiber, versichern uns, er sei, wie die meisten Tartaren dieser Zeit ein Gözendiener gewesen, habe sich aber nachher, dem Beispiel des größeren Theils seiner Unterthanen zu Folge, zur Mohammedanischen Religion gewandt, und bei der Beschneidung dem Namen Mahmud nebst dem Titel eines Sultans angenommen. Die Hauptursache, warum ihn einige zu einem wirklichen Anhänger

des

Wilhelm von Villaret.

des Christenthums gemacht, rührt vielleicht daher, weil er eine Christliche Prinzessin, eine Dame von glänzender Schönheit und die Tochter Livrons oder Leons, Königs von Armenien, zur Gemahlin hatte. Seine ausserordentliche Liebe zu ihr bewog ihn, ihr in seinem eignen Palaste eine freie Ausübung ihrer Religion zu verstatten: und dieser Umstand war es wahrscheinlich, der die Missionäre und Reisende auf die Vermuthung brachte, daß Gazan selbst ein Anhänger der Christlichen Religion wäre.

Die vereinten Mächte, an deren Spize Gazan stand, besiegten den Sultan von Egypten in einem wichtigen Treffen, eroberten die Stadt Damas, und waren kurz darauf so glücklich, den beträchtlichsten Theil von Syrien in ihre Gewalt zu bekommen.

Die Johanniter, deren Hauptabsicht auf die Wiedereroberung Palästina's gerichtet war, drangen an der Spize eines Corps Kavalleristen ein, welche ihnen Gazan zur Unterstüzung ihres Angriffs überlassen hatte, und kamen beinahe ohne Widerstand bis nach Jerusalem. Das Land war von allen Seiten offen, die Städte, oder vielmehr

mehr die Flecken, ohne Verschanzung, Jerusalem selbst ohne Mauern, und ohne Christliche Einwohner. Aber eben der Umstand, der jezt ihren Sieg erleichterte, war auch der Grund, warum sie ihre Eroberungen nicht behaupten konnten. Die Sarazenen hatten unmittelbar nach der Einnahme von Akris alle Festungswerke des gelobten Landes bis auf den Grund geschleift; das ganze Königreich glich völlig einem offnen Felde, dessen Besiz nur die Uebermacht des Stärkeren bestimmen konnte. Die Sieger machten zwar alle Anstalten, die Mauern von Jerusalem in möglichster Eile wieder aufzurichten. Allein zum Unglück wurde Gazan kurz darauf genöthigt, sich über den Euphrat zurückzuziehen, um in Persien einzudringen, und die dasigen Rebellen, die sich seine Abwesenheit zu Nuze gemacht hatten, wieder unter das Joch zu bringen. Er mußte also auch die Hülfstruppen zurückrufen, die er den Johannitern überlassen hatte, und dieser unerwartete Verlust schwächte die Ritter so sehr, daß es ihnen unmöglich war, den Angriffen des Feindes zu widerstehen, als der Sultan von Egypten kurz darauf mit einer furchtbaren Armee in Palästina ein-

Wilhelm von Villaret.

Wilhelm von Villaret.

einfiel. Schon bei der bloßen Nachricht von seiner nahen Erscheinung verliessen sie ihre Eroberungen, und retteten sich mit der Flucht.

1301.

Unterdessen hatte Gazan den Frieden in seinen Staaten wieder hergestellt, und dachte nunmehr ernstlich darauf, der Herrschaft der Sarazenen in Palästina den Untergang zu bereiten, um ihnen dadurch alle Gemeinschaft mit Syrien abzuschneiden. Da ihm aber wohl bekannt war, daß die Kräfte des Ritterordens, selbst dann, wenn sie von der Macht des Königs von Armenien und Zypern zugleich unterstüzt würden, zu diesem Zweck nicht hinreichten, so faßte er den Entschluß, sein Ansehen bei den Europäischen Fürsten zu verwenden, um sie zu einem vereinigten Kreuzzug zu verbinden, welcher der ersten dieser Expeditionen, unter Gottfried von Bouillon, ähnlich wäre.

In dieser Absicht schickte er eine Gesandtschaft an Bonifaz VIII, und forderte ihn auf, sein Ansehen bei den Europäischen Mächten zu ververwenden, um sie dahin zu bringen, daß sie gemeinschaftliche Sache mit ihm machten. Um seinem Begehren ein größeres Gewicht zu geben, hatten die Gesandten den Auftrag erhalten, den

heil.

heil. Vater zu versichern, daß ihr Herr, der Chan der Tartaren, nicht abgeneigt wäre, die Christliche Religion anzunehmen — ein damals vielleicht noch neuer Kunstgriff, der wenigstens beweist, daß Gazan noch kein Christ war. Wilhelm von Villaret.

Zum Unglück für diese große Unternehmung herrschte eben damals zwischen Bonifaz und dem König von Frankreich, Philipp dem Schönen, den der Pabst gewöhnlich mit dem Gözen Bel, oder Baal, zu vergleichen pflegte, ein unversöhnlicher Haß, der bloß aus dem Grunde entstanden war, daß Philipp sich hartnäckig weigerte, den unumschränkten Despotismus anzuerkennen, welchen sich der Pabst über die ganze Christenheit anmaßte. Zwar räumte Bonifaz ein, daß die Fürsten in ihren Staaten über das Zeitliche unumschränkt zu gebieten hätten; aber er verlangte eine völlige Einsicht in die politischen Umstände eines jeden Fürsten, unter dem Vorwande: desto richtiger beurtheilen zu können, ob man in diesem oder jenem Falle einen Krieg unternehmen könne, ohne seinem Gewissen zu nahe zu treten. Unter diesem verrätherischen Deckmantel strebte er nach einem entscheidenden Gewicht in den Kabineten der Gro-

Wilhelm von Villaret.

ßen, und drohte allen, die sich dieser Forderung widersezen wollten, mit Bann und Exkommunikation. Dies war freilich der kürzeste und sicherste Weg zu einer Universal-Monarchie; aber zum Unglück für seine despotische Anmaßung fand der Pabst einen hartnäckigen Gegner an Philipp, einem mächtigen, von Natur stolzen, herrschsüchtigen Monarchen, der die Rechte seines eignen Throns eben so eifersüchtig hütete, als er die des päbstlichen Stuhls genau kannte, der zwar dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche dasjenige, was ihm von Rechts wegen zugehörte, unbedingt einräumte, im Gegentheil aber auch mit unerschütterlicher Standhaftigkeit behauptete: der Pabst besize nur eine geistliche oder vielmehr eine bloß ministerielle Gewalt über die regierenden Oberhäupter, und er sei verbindlich die Kirche Christi nach den Grundsäzen der Generalkonzilien zu verwalten. Um sich für diese stolze Widerspenstigkeit zu rächen, die auf einmal sein glänzendes Luftgebäude einer Allgemeinherrschaft zerstörte, erwekte Bonifaz dem König gefährliche Feinde von aussen, und bedenkliche Unruhen im Innern seines Reiches.

Die

Die Gesandtschaft des Khans war unter die- Wilhelm
sen Umständen dem Pabst sehr willkommen. Er von Villaret.
ergriff diese Gelegenheit, um einen Beweis seiner siegenden Uebermacht über den König und seine Unterthanen zu geben. Die ersten Kreuzzüge hatten die Päbste bloß durch Bitten und Ermahnungen bei den Fürsten bewirkt; in der Folge gebrauchten sie jene Züge als Mittel, die ihnen lästige Regenten zu entfernen, und legten sie diesen als Bußmittel auf, bisweilen durch die Drohung der Exkommunikation unterstüzt. So hatten sie sich nach und nach gleichsam ein Recht daraus gemacht, die mehresten Christlichen Potentaten, die sie auf keine andere Art unter ihr Joch bringen konnten, unter diesem Vorwand aus ihren Staaten zu verbannen. Unter dem nämlichen Vorwand sandte Bonifaz jezt den Bischoff von Panniers, einen eben so stolzen Mann als er selbst war, an den Monarchen. Im Ton eines Herolds, der dem rebellischen Feinde den Krieg ankündigt, erklärte dieser Gesandte dem König: der Wille des heil. Vaters sei, daß er sich unverzüglich an der Spize seiner vereinigten Macht nach der Levante begebe, und seine Truppen mit denen des Königs

Wilhelm von Villaret.

von Persien verbinde, um die Sarazenen mit verdoppelter Macht aus Syrien und Palästina zu vertreiben. Allein nicht bloß der Uebermuth dieser stolzen Gesandtschaft, nicht bloß das ganze damalige Verhältniß Philipps mit dem Pabste; die Unbiegsamkeit des Königs selbst und seine Geldbegierde, noch mehr aber ein Gerücht, daß der Pabst mit den Tempelrittern ein heimliches Bündniß geschlossen, und sich sogar eine ansehnliche Summe baaren Geldes von ihnen habe vorstrecken lassen, um Frankreich bei der ersten Gelegenheit mit einem furchtbaren Krieg zu überfallen — waren Gründe genug, die dem König eine eben so trozige als gefährliche und nachtheilige Forderung mißriethen, und kurz, der Nuntius sowohl, als der Gesandte des Tartar-Khans mußten unverrichteter Sache wieder zurückkehren.

Der unglückliche Ausgang dieser Unterhandlungen vernichtete aufs neue wieder die Hoffnung der Johanniter auf die Wiedereroberung des heil. Landes, welche sie um so sehnlicher gewünscht hatten, je drückender ihnen täglich die unbescheidnen Forderungen des Königs von Zypern wurden.

Der

Der unerwartete Tod des Bonifaz, der aus Verdruß über die Demüthigung, die ihm von dem König Philipp widerfahren war, bald darauf starb, gab zwar den Ordensrittern die Hoffnung, daß ihnen unter der Regierung seines Nachfolgers, Benedikt IX, vielleicht günstigere Zeiten aufblühen würden. Aber sein bald darauf erfolgter Tod zerstörte auch diese wieder, und eine lange, düstre Periode trat mit dem folgenden päbstlichen Interregnum ein. Lange konnten die Kardinäle in ihrer Wahl nicht einig werden, bis endlich durch eine sinnreiche Intrigue des Kardinals Düpre' der lange Streit des Konklave entschieden wurde, und der Erzbischoff von Bordeaux, unter dem Namen Klemens VI, den päbstlichen Thron bestieg.

Wilhelm von Villaret.

Schon die ersten Bedingungen seiner Thronbesteigung verkündigten den Ordensrittern von Palästina eine unglückliche Zukunft. Der König von Frankreich hatte nämlich, unterrichtet durch Düpre' von dem Vorschlag des Konklave, den Erzbischoff sogleich zu sich kommen lassen, und ihm erklärt, daß es in seiner Gewalt stehe, ihn zum Pabst zu machen, daß er es aber nur unter

Wilhelm von Villaret.

der Bedingung thun werde, wenn er die Erfüllung von sechs Artikeln, die er ihm vorlegen würde, bewillige. Trunken von Freude über ein so unerwartetes Glück versprach der Bischoff alles. Der König ließ sich die Zusagen desselben mit einem feierlichen Eid bestätigen, und durch zwei vornehme Geisel aus den nächsten Verwandten des Erzbischoffs versichern. Die wichtigste dieser Bedingungen, welche ihm auch erst nach seiner Krönung zum Pabst von dem König entdeckt wurde, war die Ausrottung des ganzen Tempelordens.

Indeß glaubte er doch den Antritt seiner Regierung durch keine glänzendere Unternehmung, und seinen Eifer für das Wohl der Kirche durch kein schicklicheres Mittel auszeichnen zu können als durch die Beförderung eines neuen Kreuzzuges zur Wiedereroberung des gelobten Landes. In dieser Absicht, und zwar theils um befriedigende Nachricht von der Stärke der Sarazenischen Macht einzuziehen, theils aber auch, und vielleicht hauptsächlich, um ein helleres Licht über die heimlichen Beschuldigungen zu erhalten, die der König von Frankreich gegen die Tempelritter bei

ihm

ihm vorgebracht hatte, ließ er an die beiden Groß- Wilhelm
meister den Befehl ergehen, sie möchten sich so von Villaret.
bald als möglich, und zwar jeder in Begleitung 1306.
der vornehmsten Ritter seines Ordens an seinen
Hof verfügen.

Der Großmeister Villaret befand sich gerade damals auf dem Meere, als ihm das Breve des Pabstes von Zypern aus, wohin es adressirt war, zugeschickt wurde; er entschuldigte sich daher sogleich, daß er dem Befehl nicht auf der Stelle gehorchen könnte, weil er so eben in einer Unternehmung begriffen wäre, von deren glücklichem Erfolg die Wohlfahrt des ganzen Ordens abhienge.

Die Johanniter hatten nämlich, überdrüssig der harten Begegnung des König von Zypern und seiner drückenden Herrschaft, endlich den Entschluß gefaßt, sich nach dem Besiz einer andern, dem gelobten Lande benachbarten, Insel umzusehen, wo sie, frei von der Willkür eines despotischen Fürsten, ungestörter die Pflichten ihres Ordens ausüben könnten, und selbst auch für ihre Unternehmungen zur See einen gelegneren Aufenthalt hätten. Villaret hatte sein Augenmerk auf die Insel Rhodus gerichtet, welche in

Wilhelm von Villaret.

der Nachbarschaft von Palästina lag, und mit einem vortreflichen Hafen versehen war.

Das Schicksal schien diese Insel zur Abhängigkeit von fremden Mächten von jeher bestimmt zu haben. Während des Verfalls der leztern Griechischen Herrschaft, hatten sich einige Edle aus dem Hause Gualla, denen der Kaiser das Gouvernement über die Insel anvertraut hatte, zu Fürsten derselben aufgeworfen, und zogen eine unzählige Menge Einwohner und Kaufleute, theils Türken, theils Sarazenen dahin, um ihre Usurpation gegen die Griechischen Souveräns in Sicherheit zu sezen. Ja man behauptet sogar, sie hätten in dieser Absicht auch den Korsaren einen Zufluchtsort in ihrem Hafen verstattet, wenn sie von den Galeeren der Johanniter oder andrer Christlichen Mächte verfolgt wurden.

So stand es um diese Insel, als der Großmeister Villaret sie umseegelte, um ihre Häfen und Vestungswerke zu besichtigen. Nach genauer Vergleichung seiner Kräfte mit der überwiegenden Zahl der Einwohner, fand er sich nicht stark genug, einen Angriff zu wagen. Er beschloß daher, sich vor der Hand einiger benachbarter Inseln

seln zu bemächtigen, und seine Unternehmung von hieraus allmählich weiter zu verbreiten. Allein keine einzige von diesen kleinen Inseln hatte einen festen Plaz, wo die Johanniter das Glück ihrer Waffen hätten behaupten können, und überdies konnte leicht ein Angriff auf dieselben seine Hauptabsicht auf Rhodus verrathen. Villaret kehrte also, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach Limisso zurück. Nach seiner Ankunft daselbst machte er sich sogleich bereit, mit dem ersten günstigen Winde, dem Befehl des Pabstes nach Frankreich zu folgen, in der Hoffnung, den Pabst sowohl als die Europäischen Mächte zur Unterstüzung seines Vorhabens zu bewegen. Aber eine schleichende Krankheit, die sich mit dem Tod endigte, verhinderte ihn daran, und die Ausführung dieses Vorsazes blieb seinem Nachfolger und Bruder, Foulques von Villaret, aufbehalten.

Wilhelm von Villaret.

Foulques von Villaret.

Unterdessen hatte sich der Großmeister des Tempelordens, Jakob von Molay, bereits zu Poitiers, an dem päbstlichen Hof eingefunden, begleitet von einer großen Anzahl seiner Ritter, welche, aus der Insel Zypern durch die drückende Habsucht des Königs vertrieben, sich in

Foulques von Villaret.

ihre reichen Europäischen Kommenthureien zurückgezogen hatten. In Zypern waren bloß ein Großmarschall des Ordens und einige Kommenthuren zurückgeblieben, und der Großmeister soll unermeßliche Reichthümer mit sich nach Frankreich gebracht, und sie in dem Ordenshause zu Paris niedergelegt haben. In Begleitung der vornehmsten Ordensritter erschien er jezt vor dem heil. Vater. Der Empfang war fürstlich, die Unterredung freundschaftlich, sogar vertraut. Klemens schien Wohlgefallen an dem Großmeister zu finden, bezeugte sich innigst gerührt über die traurige Situation seines Ordens, und versprach ihm, mit allem Eifer an seinem Wiederaufkommen zu arbeiten. Mit scheinbarem Interesse sprach er von einem Kreuzzug, den er, seinem Vorgeben nach, schon längst beabsichtigt hätte. Unter derselben Maske übergab er ihm zwei Memoirs, und ersuchte ihn um eine schleunige Beantwortung derselben.

In dem erstern verlangte der Pabst zu wissen, was für Hülfe die Lateiner bei einem Kreuzzuge von dem König von Armenien zu erwarten hätten, welche Häfen, Rheden und Pläze in Palä-

stina am bequemsten zur Landung wären, und ob man die Truppen zur Zeit der großen oder kleinen Passage, d. i. im Mai oder im September einschiffen sollte. Die beiden angeführten Jahrszeiten erhielten die Benennung der größern oder kleinern Passage, nach der größern oder geringern Anzahl von Schiffen, Truppen und Wallfahrern, die um diese Zeit nach der Levante steuerten. In dem zweiten Memoire berührte Klemens die unglücklichen Mißhelligkeiten, welche die beiden Orden bisher von einander entfernt hatten, und fügte endlich hinzu: „um allen fernern Ausbruch zu verhüten, habe man ihm gerathen, die beiden Orden in Einen einzigen zu vereinigen, er wünschte über diesen wichtigen Punkt sein Gutachten zu erfahren.“

Foulques von Villaret.

Offenbar sollte das eine dieser Memoires, nichts als ein Schlüssel zu den Herzen des Großmeisters sein, der den Pabst vielleicht durch sein gerades, offenes Betragen für sich eingenommen hatte; das andre, ein Versuch, den Zorn des Königs von Frankreich zu entkräften und den Orden selbst, den er vielleicht aus irgend einer geheimen Absicht zu erhalten wünschte, vor den

Nach-

Foulques von Villaret.

Nachstellungen des Monarchen in Sicherheit zu sezen. Der Großmeister zeigte durch sein Betragen, daß sich Klemens nicht in ihm geirrt hatte, und die Beantwortung der beiden Memoirs, fiel sowohl zur gänzlichen Befriedigung des leztern, als zum Vortheil des Ordens aus, der seine freie ungebundene Existenz behielt.

Während Molay die Früchte seiner Beredtsamkeit und Geistesgegenwart mit stillem Frolocken genoß, landete auch Villaret in dem Hafen von Poitiers, wo eben damals auch der König von Frankreich zugegen war. Er brachte sehr dringende Klagen über die Ungerechtigkeiten des Königs von Zypern vor, entdeckte ihnen seine geheimen Absichten auf Rhodus, und schilderte die großen Vortheile dieses Unternehmens. Aber er zeigte ihnen auch zugleich die Ohnmacht des Ordens und die Unmöglichkeit, ohne den Beistand des heil. Vaters der Christenheit und des mächtigsten Königs von Europa, dieses Vorhaben auszuführen. Der Pabst und der König überhäuften den Großmeister mit Lobeserhebungen wegen seines edlen Eifers für das Wohl des Ordens, und beide versprachen ihm beträchtliche Unterstüzung, und der Pabst, in der

Hoff-

Hoffnung durch die Eroberung von Rhodus den Glanz seiner Regierung zu erhöhen, bewilligte 90000 Florins zur Anwerbung neuer Truppen. Foulques von Villaret.

Um die eigentliche Absicht dieser Ausrüstung nicht zu verrathen, ergriff man den Vorwand eines neuen Kreuzzuges zur Eroberung des heil. Landes. Noch einmal schien Europa von der Kreuzfahrer-Wuth ergriffen; von allen Seiten liefen Menschen herbei, unter der Kreuzfahne zu dienen. Die Republik Genua und die Krone von Sizilien traten der Unternehmung bei, und sandten freiwillig Galeeren nach Brindisi, dem allgemeinen Versammlungsplaze der Kreuzfahrer. Das Ufer wimmelte von Menschen. Besonders befanden sich hier viele Teutsche Edelleute, die bei dieser Veranlassung auch zum Theil in den Johanniterorden übertraten, und bei dieser Unternehmung sich großen Ruhm erwarben. Die Johanniter konnten nicht Schiffe genug herbeischaffen; sie begnügten sich also die brauchbarsten auszusondern, giengen mit diesen unter Seegel, und eilten geradeswegs nach Limisso, um keinen Verdacht bei den Griechen und Unglaubigen zu erwecken. Hier hielten sie sich aber nicht länger auf, als

um

Foulques von Villaret.

und die auf der Insel befindlichen Ritter mit sich zu nehmen, stiessen wieder ins Meer, und warfen bei Makri, auf der Küste von Lyzien vor Anker.

Von dieser Stadt aus, schickte der Großmeister, im Namen des ganzen Ordens, Gesandte an den griechischen Kaiser Andronikus, ersuchte ihn, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen, und die Belagerung von Rhodus zu genehmigen. Er versprach ihm, die Insel von den Korsaren zu säubern, welche überall in seinem Gebiete die Schiffarth unsicher machten, ihn als ihren Lehnsherrn zu betrachten und ihm jährlich 300 Ritter, aus der Klasse der Befehlshaber, zu übersenden, die er nach Willkür an die Spize seiner Truppen auf den Persischen Gränzen stellen könnte. — Allein Andronikus, der mit der Krone seines Vorfahren auch den unauslöschlichen Haß gegen die Lateinischen Christen geerbt hatte, verwarf diesen Antrag mit stolzer Verachtung. Ein Schloß, welches er noch auf der Insel besaß, und ein Schatten von Souveränite', den ihm die Gualla's noch übrig gelassen hatten, liessen ihn hoffen, seine Oberherrschaft leichter wieder herstellen zu können, als wenn die Johanniter,

ter, unterstüzt von den Fürsten des Okzidents, sich der Insel bemächtigt hätten. Foulques von Villaret.

Während dieser Unterhandlung, deren Folgen der Großmeister schon vorausgesehen hatte, landeten die Kreuzfahrer auf Rhodus, ohne den geringsten Widerstand der bestürzten Einwohner.

Die Insel Rhodus liegt im Karpatischen Meere, gegen Morgen nach Zypern, gegen Abend nach Kandien, gegen Mittag nach Egypten, und gegen Mitternacht nach Karien und Lyzien zu. Ihr Umfang beträgt ungefähr 26 Meilen. Eine reine heitre Luft, und ein mildes Klima herrscht auf dieser schönen Insel, deren fruchtbarer Boden überall mit einem Ueberfluß der schönsten Früchte ausgeschmückt war. Ehedem war sie reich an Eisen und Erz, woraus die Einwohner, von jeher durch ihr Kunstgenie berühmt, Waffen, Kriegsinstrumente, und besonders Statüen verfertigten, deren man vor Alters gegen 3000 von verschiedener Größe daselbst zählen konnte. Die schäzbarste darunter war der berühmte Koloß, dieses Meisterstück des Chares, das der Sonne als Schuzgottheit dieser Insel geweiht, und, dem ältern Plinius zufolge, 70 Ellen hoch

war.

Foulques von Villaret.

war. Die Tempel waren mit Gemählden und Schildereien, den Meisterstücken eines Parrhasius, Protogenes, Zeuxis und Apelles ausgeschmückt. Nicht weniger war diese Insel ehmals von Seiten der Gelehrsamkeit berühmt. Aber eben so berühmt waren zu gleicher Zeit ihre Einwohner von Seiten ihrer Tapferkeit. Ihre Seemacht war eine der mächtigsten ihrer Zeit.

Aber alle diese glänzenden Eigenschaften, Zöglinge der milden Herrschaft unter den Griechen und Römern, wurden von den leichtsinnigen Nachkommen der erstern vernachlässigt. Die häufigen Revolutionen, die in der Folge diese Insel beunruhigten, das wandelbare Schicksal ihres Throns, der von einer Nation zur andern übergieng, beförderten den Sturz ihrer Macht. Die weibische Weichlichkeit, und barbarische Unwissenheit der Sarazenischen Rhodiser, die, mit Ausnahme einiger Korsaren, nur selten das Meer betraten, zerstörten zulezt gänzlich ihre alten Kräfte, und mit ihnen den beneidenswerthen Ruhm der Vorzeit.

So stand es um die Insel, als Villaret sie an der Spize seiner Kreuzfahrer überfiel. Kaum hatten die Einwohner sich von der ersten Bestür-

zung

zung etwas erholt, so rafften sie ihre Kräfte zu-
sammen, um sich dem Feind zu widersezen. Es
fielen nun zwar häufige Scharmüzel zwischen bei-
den Theilen vor, die aber gar nicht entscheidend
waren, wie man schon daraus schliessen kann,
daß dieser Krieg beinahe vier Jahre dauerte. Der
Griechische Kaiser schickte den Rhodisern eine be-
trächtliche Hülfsarmee. Villaret ließ sich dadurch
nicht abhalten, die Stadt selbst zu belagern, von
deren Einnahme ihm die ganze Entscheidung seines
Unternehmens abzuhängen schien. Seine Ritter,
durch sein Beispiel aufgemuntert, hielten sich
sehr tapfer und trozten aller Gefahr, um ihren
Sieg zu beschleunigen. Aber mitten im Fortgan-
ge der Unternehmung verloren sich nach und nach
die Kreuzfahrer, von der Sehnsucht nach ihrem
Vaterlande beunruhigt, und liessen die Johanni-
ter allein. Die Belagerer wurden nun bald selbst
von den Griechen und Sarazenen belagert, und
ihnen die Zufuhr abgeschnitten. Die Johanniter
waren endlich von Truppen, von Lebensmitteln
und von Geld entblößt. Allein der Muth und
die Klugheit ihres Großmeisters wußte diesem
Mangel abzuhelfen. Er nahm in der Bank zu

Foulques von Villaret.

Foulques. von Villaret.

Florenz beträchtliche Summen auf, trieb die Beisteuern aus seinen reichen Kommenthureien jenseit des Meeres zusammen, warb mit diesem Gelde neue Truppen und bezahlte die alten. Nachdem er ihnen einige Tage zum Ausruhen gelassen hatte, brach er, entschlossen zu siegen oder zu sterben, aus seinen Verschanzungen hervor, und rükte dem Feind entgegen.

Der Kampf war heiß und blutig. Auf der einen Seite feuerten die Begierde den Sieg zu gewinnen, und der Stolz, den gefaßten Entschluß durchzusezen, auf der andern die Liebe zum vaterländischen Heerd, zur Erhaltung der häuslichen Glückseeligkeit und zur Rettung des ihrigen, die Streitenden mit verdoppeltem Muthe an. Schon lagen die tapfersten Ritter entseelt auf dem Kampfplaze, als die übrigen noch einmal mit wüthender Rachsucht auf den Feind einfielen. Die Sarazenen wankten zurück, verliessen das Blachfeld, warfen sich verzweiflungsvoll in ihre Schiffe, und verbreiteten selbst zuerst die Nachricht von ihrer Niederlage in den Inseln des Archipelagus, und längs der Küste von Lyzien.

Villaret zog seine siegreichen Truppen zusammen und griff die Belagerung mit verdoppeltem Eifer an. Bald waren die vornehmsten Fortifikationen des Plazes gewonnen, die Ritter bereiteten sich zum Sturm, drangen an der Spize ihrer Truppen mitten durch einen Regen von Steinen und Pfeilen bis an die Bresche, pflanzten ihre Standarten auf — und sahen sich Meister von der Stadt. Die Unglaubigen wurden niedergehauen, den Christen schenkte man Leben und Freiheit. Der Eroberung der Hauptstadt folgte bald die Einnahme von Lindo, einem nach der Ostseite der Insel zu gelegenen Schlosse. Ohnweit diesem Schlosse, gegen Mitternacht zu, befindet sich ein Hafen neben zwei Baien, deren eine noch heut zu Tage die Schlangenbai genannt wird. Die übrigen Festen der Insel erfuhren das nämliche Schicksal, und nach Verlauf des vierten Jahres befand sich ganz Rhodus in den Händen der Johanniter. Zum ewigen Andenken dieses wichtigen Sieges, der so ersprieslich für die Christenheit, und so glorreich für den Johanniterorden war, legten alle Nationen Euro-

Foulques von Villaret.

Foulques von Villaret.

pa's den leztern von jezt an einstimmig den Namen der Rhodiser-Ritter bei.

Die erste Sorge des Großmeisters, nach der Eroberung der Insel Rhodus, war auf die Wiederherstellung der Festungswerke gerichtet. Nach diesem zog er alle Schiffe des Ordens in den Hafen zusammen, sorgte für ihre Ausrüstung und gieng selbst zu Schiff. Von allen Eroberungen der alten Rhodiser und von den Kolonien, welche sie hier angepflanzt hatten, war ihnen nichts mehr übrig, als eine unbeträchtliche Anzahl benachbarter Inseln, oder vielmehr Felsen und Klippen, die den Namen der Rhodischen Inseln führten. Unter diesen zählte man Nisera, Leros, Kalamo, Episkopia, Kolchi, Seinia, Tilo, und Cos, oder Lango, die sich alle auf die erste Erscheinung des Großmeisters seiner Herrschaft unterwarfen.

Nachdem Villaret von allen diesen Plätzen Besiz genommen, und sie in Vertheidigungsstand gesezt hatte, kehrte er nach Rhodus zurück, in der freudigen Zuversicht, da eine Freistatt zu finden, wo er die süßen Früchte seines blutigen Kampfs einzuerndten hoffte. Aber dieser schöne

Traum

Traum dauerte nicht lange. Ein Theil der vorigen Einwohner von Rhodus hatte sich nach ihrer Niederlage in die Staaten Osmans geflüchtet, und diesem Fürsten ihr Unglük geklagt. Foulques von Villaret.

Dieser Ottoman, Ottmann oder Osman, ein Abkömmling der turkomannischen Kaiserlinie dieses Namens, hatte seine Herrschaft damals in einen Theil von Bithynien, welches zu den kleinasiatischen Provinzen gerechnet wurde. Dieser Fürst, den entweder Religionseifer, oder Herrschsucht, oder die Furcht vor einem so mächtigen, nahen, und schnell um sich greifenden Feind erfüllte, gab den Beschwerden der Flüchtlinge willig Gehör, und versprach ihnen seine Hülfe.

Der wichtige Erfolg dieser kühnen Unternehmung des Osman verdient es, von dem Ursprung und den Schicksalen dieses Fürsten, der sein kleines Reich so plözlich zu einer furchtbaren Macht erhob, und die engen Gränzen seiner Herrschaft mit unglaublicher Schnelligkeit über drei Welttheile ausbreitete, hier etwas umständlicher Erwähnung thun.

Eine von den verschiedenen Meinungen, über den Ursprung dieses Hauses, behauptet, der Stif-

Foulques von Villaret.

ter desselben sei ein Tartarischer Hirt, oder Nomade, gewesen, der, in der Fechtkunst geübt, auf einmal seine Heerde verlassen, und nachher einen griechischen Offizier, aus der Armee des Kaisers Johannes Komnenus, im Zweikampf erlegt habe, wofür ihm zur Belohnung von dem Sultan von Ikonien, Alahedin, der Flecken Ottomanzich ertheilt worden sei, von dem nachher seine Nachkommenschaft ihren Namen erhalten habe. So wenig aber auch sonst die Türken von der lächerlichen Eitelkeit, Genealogien zu erdichten, angestekt sind, so wollten doch die Fürsten dieses Hauses, nachdem ihre Macht einmal jene furchtbare Höhe erreicht hatte, eine so niedrige Abkunft nicht eingestehn, und nahmen ihre Zuflucht auch zu einer Erdichtung. Der Tartarische Schäfer ward ein Neffe des berühmten Kaisers Johannes Komnenus, der wegen übler Behandlungen von seinem Oheim den Hof verlassen, sich in die Arme des Sultans von Egypten geworfen, die Beschneidung angenommen, sich mit der Tochter dieses Fürsten vermählt, und zur Morgengabe das vorhin genannte Städtchen Ottomanzich nebst den angehörigen Dorfschaften erhal-

halten hatte. Von diesem Besizthum hätte die Nachkommenschaft des vorgeblichen Komneners ihren Beinamen geführt, bis auf die Zeiten des Sultans Ottoman, welcher alle seine Vorfahren an Tapferkeit übertraf, den Grund zu der neuen Türkischen Monarchie legte, und den Erben seines Throns den Namen Ottomanen hinterließ. Foulques von Villaret.

So lautete der neue Stammbaum der Ottomannischen Regenten, dessen glänzender Anstrich demungeachtet die Geschichtschreiber dieser Zeit nicht verhindert, seinen Inhalt geradezu für Erdichtung zu erklären und uns zu versichern, daß wir, um den Ursprung jener Fürsten ausfindig zu machen, nicht weiter hinaufsteigen dürfen, als bis auf einen gewissen Soliman, der ums Jahr Christi 1214, nach der Hedschira 611, lebte, und das Oberhaupt einer der drei Nomadischen Völkerschaften war, die ohne eine bestimmte Heimat zu haben, von Osten gegen Westen umherschweiften, und ihre Zelte in der ersten besten Gegend aufschlugen, wo sie geduldet wurden, und fruchtbare Weiden für ihre Heerden fanden. Dieser oben erwähnte Tartarische oder Türkische Anführer, soll, als er einst mit seiner

Foulques von Villaret.

Heerde aus Persien verscheucht ward, und zu Pferd durch den Euphrat sezen wollte, in diesem Fluß ertrunken sein.

Nach seinem Tode nahm Orthogul oder Orthogrul, einer von seinen Söhnen, die Anführung der Horde über sich, und ersuchte den Sultan von Ikonien, Alahedin, den dritten dieses Namens, einen Prinzen aus dem Geschlechte der Turkomannischen Selgeuziden, ihm und seinem Gefolge einen sichern Wohnplaz in seinem Reiche zu überlassen. Alahedin nahm seine Dienste an, und räumte ihm Kleinarmenien zum Aufenthalt ein. Orthogruls Sohn, Ottoman, erweiterte schon seine Plane. Unter ihm gewann die Horde das Ansehen eines beträchtlichen Heeres, durch den Zusammenfluß ganzer Schaaren von Abenteurern, die der Ruf seiner Tapferkeit und Freigebigkeit herbeilockte. Aus allen diesen Vagabunden erzog Ottoman wackere Soldaten und tapfere Krieger. Der Erfolg seiner Waffen entsprach seinem Muth und seinen Wünschen glücklich. Das Ansehn dieses Mannes schmeichelte dem Sultan, der ihm die erste Bahn zu seinen Unternehmungen gebrochen hatte.

Zur

Foulques von Villaret.

Zur Aufmunterung schickte er ihm einen Kaftan, einen Säbel, eine Standarte und zwei Trommeln. So oft Ottoman den Klang dieser kriegerischen Instrumente vernahm, stand er jedesmal auf, zum Zeichen seiner Ergebenheit und Dienstfertigkeit gegen den Sultan. Indessen war diese bloße Zeremonie nicht vermögend, die Besorgnisse des Sultans zu zerstreuen, der alt und ohne Kinder war, und von seinem Ehrgeiz und jugendlichem Feuer alles fürchten zu müssen glaubte. Um sich selbst gegen Ottomans gefürchtete Waffen zu sichern, reizte er ihn, sie wider die Griechen zu kehren.

Ottoman folgte dem Wink seines Herrn, entriß dem griechischen Kaiser ganze Provinzen und die wichtigsten Pläze, und eroberte bald ein so ausgebreitetes Reich, daß er, selbst mit Bewilligung Alahedins, den Titel eines Sultans annahm. Andre behaupten, Ottoman habe erst nach dem Tode seines Herrn diese souveräne Würde angenommen. Alahedins Heerführer theilten sich, wie ehedem die Helden Alexanders, nach seinem Tode in sein Reich. Ottman erhielt einen Theil von Bithynien und Kappadozien. Der neue

Foulques von Villaret.

Monarch erweiterte seine Herrschaft durch neue Eroberungen längs der Küste von Lyzien und Karien, und erhielt sie durch eine weise Regierungskunst, und eine gütige Behandlung seiner Unterthanen. Der Ruf dieser seltenen Eigenschaft eines Regenten, welche Ottoman in einem so hohen Grad besaß, hat sich bis auf die Zeiten der Türken erhalten, und ist noch heut zu Tag ein Gegenstand ihrer Bewunderung. So oft ein Kaiser den Thron besteigt, wünschen ihm die Unterthanen mitten unter dem frolockenden Getümmel des Volks, nebst andern Tugenden auch die Gutherzigkeit des Ottoman.

Dieser Fürst war es, der, von den vertriebenen Mohammedanern zu Hülfe gerufen, den Großmeister Villaret in seinen schmeichelhaften Träumen von Ruh und Frieden plözlich unterbrach. Kaum hatte Villaret Zeit gewonnen, die Mauern der Stadt Rhodus wieder aufzurichten; die Festungswerke lagen noch gänzlich in ihrer Zerstörung, als Ottoman an der Insel landete und mit seinen Truppen gerade vor die Stadt rükte, um sie zu belagern. Aber hier zeigte sich offenbar, daß die unüberwindlichste Befestigung

eines

eines Plazes, der Muth seiner Vertheidiger sei. Die Ritter trieben mehrere Stürme glücklich zurück. Jeder dieser Versuche kostete den Türken Ströme von Blut, und Ottoman sah sich zum erstenmal gezwungen von seinem Unternehmen abzustehn und Rhodus zu verlassen. Foulques von Villaret.

Mehrere Geschichtschreiber behaupten, daß die Sieger ihr Glück dem schleunigen Beistand des Grafen von Savoyen, Amadeus V, mit dem Beinamen des Großen, zu verdanken gehabt hätten, der die Belagerer in einer Schlacht besiegt, und dadurch Rhodus entsezt habe. Daher, sagen diese Schriftsteller, habe der Graf folgende vier Buchstaben F. E. R. T. zu seiner Devise gewählt, die man so erklären müsse: Fortitudo ejus Rhodum tenuit, d. i. Seine Tapferkeit erhielt Rhodus. Auch soll er sogar nach dieser Schlacht den Savoyischen Adler aus seinem Wappen verbannt, und das Johanniterkreuz an dessen Stelle gesezt haben. Allein diese Erzählung scheint aus folgenden Gründen keinen Glauben zu verdienen; Amadeus befand sich im Jahr 1309 in England am Hofe Eduards II, dessen Krönung er beigewohnt hatte. Im darauf folgenden

Foulques von Villaret.

genden Jahre, gieng er nach Chambery, zum Empfang Heinrichs VII, Grafen von Luxenburg, erwählten römischen Kaisers. Mit diesem verließ er unmittelbar darauf die englischen Küsten, und eilte nach Rom, wo Heinrich die Kaiserkrone aus den Händen den Pabstes empfieng, und aus mehrern Geschichtschreibern erhellet deutlich, daß Amadeus den neuen Kaiser weder in diesem noch im folgenden Jahre verließ, und folglich kann er an der Entsezung der Insel Rhodus, die im Jahr 1310 geschah, keinen Antheil gehabt haben. Was ferner den geheimnißvollen Wahlspruch betrift, auf welchen jene Geschichtschreiber ihre schmeichelhafte Hypothese gebaut haben, so kann die Erklärung desselben nicht den geringsten Bezug auf die Befreiung der Stadt Rhodus haben. Schon Ludwig von Savoien, dessen Tod um das Jahr 1301 erfolgte, ließ diese Devise auf seine Münzen prägen und zwar zehn ganzer Jahre zuvor, ehe die Türken Rhodus überfielen; und noch heut zu Tage erblickt man auf dem Grabmahl des Vaters von Amadeus V, einen Hund zu den Füssen seines Heerrn, auf dessen Halsband die nämlichen vier Buchstaben,

wie-

wiewohl ohne Interpunktion, als Ein Wort Fert, zu lesen sind. Eben so wenig beweist das Ordenskreuz in dem Wappen des Amadeus. Denn

Foulques von Villaret.

auser dem, daß die Fürsten von Piemont dasselbe Kreuz eine geraume Zeit vorher führten, findet man es auch schon in einem Siegel des Thomas von Savoyen, vom Jahre 1304. Alles dieses beweist hinlänglich, daß die Erklärung jener mysteriösen Devise für jezt ein Räthsel bleiben müsse, und daß die Johanniter die Befreiung der Stadt Rhodus bloß ihrer Tapferkeit und der Geistesgegenwart des Großmeisters zu verdanken hatten.

Kaum sah dieser tapfre Held den Feind dahin ziehen, und Rhodus in Sicherheit, so ließ er die alten Festungswerke wieder aufrichten, und verstärkte sie durch neue. Hierauf bemühte er sich, Handel und Gewerbe wieder in Aufnahme zu bringen, welche, von dem Ursprung der Stadt an, sie zu einer der blühendsten Städte erhoben hatten. Der Hafen war allen Nationen der Welt aufgeschlossen. Ganze Schaaren von Christen, besonders von Lateinischen, die sich nach dem Verlust des gelobten Landes in die Staaten des

griechi-

griechischen Kaiserthums zerstreut hatten, fanden sich in Rhodus ein, um hier ihre Wohnung aufzuschlagen und unter der Fahne des heil. Johannes, der ihnen so oft seine schüzende Hand gereicht hatte, den Rest ihrer Tage zuzubringen. Aus diesem Zusammenfluß von Lateinern und Griechen, von Rittern und Bürgern, Kriegern und Handelsleuten, bildete sich ein neuer Staat, eben so mächtig durch seine Reichthümer, als furchtbar durch die Tapferkeit seiner neuen Beherrscher.

Foulques von Villaret.

Das Gerücht dieser glücklichen Eroberung und des neu erfochtenen Sieges, verbreitetete sich bald durch ganz Europa, und erregte eine allgemeine Freude, veranlaßte aber auch zugleich eine Vergleichung der beiden Orden, die sehr zum Nachtheil der Tempelritter ausfiel. Jene, hieß es, haben nie an der Wiedereroberung des heil. Landes verzweifelt; sie blieben deswegen in der Nähe von Palästina, und haben jezt durch die ruhmvolle Einnahme von Rhodus allen Kreuzfahrern einen bequemen Zufluchtsort verschaft, während sich diese, hingerissen von den Lockungen der Wollust, in ihre Kommanderien vergraben, dem heiligen Ruf ihrer Bestimmung auf ewig entsagt,

sagt, und das gelobte Land der Tyrannei der Sa- Foulques
razenen und Turkomannen leichtsinnig überlassen von Villaret.
zu haben scheinen. Diese und noch weit ungün-
stigere Urtheile, die man theils laut, theils heim-
lich über die Tempelherren fällte, wekten endlich
den alten Entschluß Philipps des Schönen wieder
auf, mit Macht an der Ausrottung dieses Ordens
zu arbeiten.

Das Jahr, in welchem Philipp den grausa-
men Entschluß faßte, ist nicht bekannt. Den
Verlauf der Sache erzählt die Geschichte auf fol-
gende Art. Ein Bürger von Beziers, Namens
Squin von Florian, wurde einst mit einem
abtrünnigen Tempelritter, greulicher Verbrechen
halber, eingezogen. Beide in Ein Gefängniß zu-
sammen geworfen, wurden noch vertrauter durch
ihr gemeinschaftliches Schicksal, und beredeten
sich endlich sogar, nachdem ihr Tod entschieden
war, einander selbst Beichte zu hören, da man
einem zum Tode Verurtheilten damals keinen Geist-
lichen zuließ. Sobald Squin das Bekenntniß
des Ritters empfangen hatte, ließ er einen königs-
lichen Offizier hereinrufen, und versicherte ihm,
er wäre bereit, dem Monarchen ein Geheimniß

aufzu-

Foulques von Villaret.

aufzudecken, an dessen Mittheilung ihm mehr gelegen wäre, als an der Eroberung eines Königreichs; indessen würde er es keinem andern als dem König selbst vertrauen. — Andre schreiben diese That zwei Tempelherrn zu, wovon der eine Prior zu Montfaucan war, der andre ein gemeiner Ordensbruder, Namens Naffodei, welche beide, wegen häufiger Vergehungen, durch den Großmeister und das gesammte Ordenskapitel, zu ewiger Gefängnißstrafe verurtheilt worden waren. — Wer nun auch der Verräther gewesen sei; Philipp ließ ihn auf sein Begehren nach Paris kommen, und versprach ihm Leben und Freiheit, ja sogar ansehnliche Belohnungen, wofern er ihm die Wahrheit gestände. Kaum hatte der Böswicht dieses Versprechen erhalten, so überhäufte er den Tempelorden mit allen nur ersinnlichen Beschuldigungen, und klagte ihn des Raubes, des Mordes, der Kezerei und der Sodomiterei an. So oft ein neues Mitglied in den Orden tritt, fügte er hinzu, verbindet man ihn durch einen Eid, dem Heiland der Welt zu entsagen und das Kreuz, zum Zeichen seines Abscheues, anzuspeien; welch ein Wunder also, wenn sie

insge-

insgeheim sich beschneiden liessen, und das gelobte Land an ihre Glaubensbrüder die Mohammedaner verkauften?" Wer die fernern Beschuldigungen dieses Unmenschen zu wissen verlangt, schlage die Sammlung des Peter Dupuy nach, wo man sie alle aufgezeichnet findet. Hier verbietet uns theils die Zeit, theils der Wohlstand, alle diese Abscheulichkeiten anzuführen. Wilhelm von Villaret

Dies waren die wichtigen Beschuldigungen, welche Philipp schon bei seinen ersten Unterhandlungen mit dem Pabst, wegen Ausrottung der Tempelherrn, diesem zu Lyon mitgetheilt hatte, und worüber er im folgenden Jahr bei ihrer Zusammenkunft noch dringender mit ihm sprach. Nachdem er ihn noch mehrmal nachher an jene bei seiner Erhebung auf den päbstlichen Stuhl gemachte Versprechen nachdrüklich erinnert hatte, und Klemens unter allerlei Vorwand noch immer zögerte, wollte Philipps ungeduldige Hize sich nach der langsamen Politik des Pabstes nicht länger bequemen. Er ließ durch geheime Befehle, an einem Tage, den Großmeister nebst allen seinen Ordensrittern, die theils in Paris, theils in den umherliegenden Provinzen zerstreut waren, in

Foulques von Villaret.

Verhaft nehmen und ihre Güter und Besitzungen einziehen.

Dieses gewaltthätige Verfahren erregte allgemeines Aufsehen. Die eigentliche Ursache, welche den König zur Unterdrückung des Ordens anfeuerte, blieb ein Geheimniß. So viel läßt sich aber aus dem Charakter Philipps schließen, daß eine eigennützige Leidenschaft mit im Spiele war. Doch ist es nicht zu leugnen, daß mehrere Umstände zusammen trafen, den grausamen Entschluß in ihm zu erregen, den er mit so heftiger Ungeduld durchzusetzen strebte und durch dessen Ausführung er seine Regierung und sein Jahrhundert mit ewiger Schande brandmarkte.

Es ist wahr, der Tempelorden war nicht rein von Vergehungen; es hatten sich allmählich Mißbräuche bei ihnen eingeschlichen, welche sie immer weiter von ihrer Bestimmung entfernten. Schon seit dem zweiten Jahrhundert nach ihrer Entstehung hatten sie sich den Vorwurf des Leichtsinns, der Verschwendung, des Luxus und aller damit verwandten Leidenschaften, zugezogen. Ihre Neigung zum Trinken war sogar zum Sprüchwort geworden; ihre Ausschweifung, ihr Hang zur

Wol-

Wollust, ihr unerträglicher Stolz, ihre verderb- Foulques
liche Streitsucht, waren zum Theil nicht min- von Villaret.
der gegründete Beschuldigungen. Aber eben so wahr ist es auch, daß nicht alle Mitglieder von dieser Verderbniß angestekt waren. Womit läßt sich aber die Vertilgung eines ganzen Ordens entschuldigen, wenn nicht alle Mitglieder an dem Verbrechen Theil hatten? Und wäre dieses auch, was berechtigte den Monarchen Frankreichs, sich zum Richter des Gewissens solcher Menschen aufzuwerfen, die nicht einmal alle unter seiner Gerichtsbarkeit standen? Immer wird dies Verfahren Philipps ein schrekliches Beispiel von Tyrannei und Leidenschaft bleiben.

Mit großer Befremdung hörte der Pabst die Nachricht von der Verhaftnehmung des Großmeisters und der übrigen Tempelritter. Besonders war er über das Verfahren der Bischöffe und des Inquisitors aufgebracht, und in der ersten Hitze entsezte er den leztern seiner Würde, und ließ an alle Bischöffe in Frankreich den Befehl ergehen, sich durchaus nicht in diese Sache zu mischen, deren Entscheidung er sich allein vorbehalte. Gegen den König selbst beklagte er sich in einem

Joulques von Villaret.

empfindlichen Schreiben wegen der Gefangennehmung dieser Ritter, die allein unter der Gerichtsbarkeit des heil. Stuhls stehen, und forderte die Auslieferung derselben sammt der Zurückgabe ihrer eingezogenen Güter. Der König berief sich aber auf die Genehmigung des Inquisitors, beschwerte sich selbst über die, diesem Inquisitor und den Bischöffen widerfahrne Rüge, und erinnerte endlich den Pabst sehr nachdrücklich an das ihm eidlich versicherte Versprechen.

Klemens sah wohl, daß er gegen einen Monarchen, der schon so viele Proben seiner unerschütterlichen Beharrlichkeit gegeben hatte, nichts mit Gewalt ausrichten würde. Er gab also lieber selbst etwas nach, um nicht alles zu verlieren. Der König verstand sich dazu, die Gefangenen sowohl als die eingezogenen Güter indeß in die Hände des päbstlichen Nuntius zu übergeben, wußte aber doch eigentlich über beides die Obergewalt zu behaupten.

Das gute Vernehmen zwischen dem König und dem Pabst war indeß durch diese wechselseitige Nachgiebigkeit wieder hergestellt, und so schritten sie nun gemeinschaftlich zu dem Prozeß gegen

die

die Tempelritter. Alle Gefängnisse waren angefüllt mit diesen traurigen Opfern einer grausamen Leidenschaft; wer sich nicht freiwillig als einen Verbrecher bekennen wollte, dem wurde das Geständniß durch die fürchterlichste Folter abgedrungen. Von allen Seiten hörte man das Gewinsel der Gepeinigten, durch die Schmerzen der grausamsten Tortur ausgepreßt. Demunerachtet waren es uur wenige, die sich durch diese unmenschlichen Behandlungen verleiten liessen, sich als schuldig zu bekennen. Die übrigen alle beriefen sich mitten unter den entsezlichsten Qualen mit muthiger Unerschrockenheit auf ihre Unschuld. Der König wollte indeß doch das verzweiflungsvolle Bekenntniß jener Unglücklichen benuzen, den Prozeß zu beschleunigen, und begab sich deßwegen selbst nach Poitiers zu dem Pabst. Allein die meisten derselben widerriefen selbst ihr Bekenntniß, und behaupteten, daß nur die unausstehlichsten Qualen ihnen diese ungegründeten Anklagen abgedrungen hätten. Foulques von Villaret.

Während dieses am Hofe Philipps und Klemens V vorfiel, hatten die Könige von England, Kastilien, Arragonien, Sizilien, der Graf von

Foulques von Villaret.

Provence, überhaupt die meisten Europäischen Mächte, und selbst die Italiänischen Erzbischöffe, den Beschwerden des Pabstes zu Folge, alle in ihren Staaten befindliche Tempelherrn einziehen lassen. Ueberdem hatte man Besazungen in ihre Kommanderien geworfen, ihre Güter konfiszirt, und arbeitete auf allen Seiten mit Macht an ihrem Untergang.

Die Tempelherrn in Aragonien flüchteten sich bei dem ersten Gerücht dieses Vorfalls in verschiedene auf eigne Kosten erbaute Festungen, die zur Vertheidigung des Landes gegen die Einfälle der Mauren angelegt waren. Von hieraus sandten sie ein Rechtfertigungsschreiben an den Pabst, welches die lebhafteste Schilderung ihrer Unschuld mit den wehmüthigsten Klagen über erlittenes Unrecht enthielt. Die Antwort des heil. Vaters auf dieses Sendschreiben ist nicht bekannt; aber soviel ist gewiß, daß Jacob II, der damals die arragonische Krone trug, die Ritter in ihren Schuzfestungen belagerte, sich der Pläze bemächtigte, und selbst davon Besitz nahm. Er warf darauf die Ritter in abgeschiedene Gefängnisse, und trug, der Verordnung des Pabstes gemäß, dem Bischof von

Valen-

Valenzia auf, ihnen den Prozeß zu ma- Foulques von Villaret.
chen.

Auf die nämliche Weise verfuhr man zu Paris mit den Gefangenen, die zu ganzen Schaaren dahin geschleppt wurden. Noch immer waren die Richter unentschlossen, da die meisten von den Rittern, denen Schmerzen oder Angst ein Geständniß von Verbrechen ausgepreßt hatten, bei ihrem zweiten Verhör förmlich widerrufen hatten. Sie rathschlagten lange, was in Rücksicht dieses Widerrufs zu thun wäre, und beschlossen endlich, durch ein ganz sonderbares Rechtsverfahren, alle, die ihr erstes Geständniß widerrufen würden, als Kezer zu behandeln, die Christum verleugnet hätten. Sobald nun diese Regel festgesezt war, nach welcher die Ritter gerichtet werden sollten, wurde die Untersuchung von neuem angefangen, und mit doppelter Hize fortgesezt. Was auch immer die Ritter zu ihrer Vertheidigung vorbringen mochten, konnte sie doch alles nicht retten. Man muß mit Erstaunen und zugleich mit dem innigsten Mitleid erfüllt werden, wenn man die Freimüthigkeit und die Unbefangenheit sieht, mit welcher mehrere von ihnen, un-

Foulques von Villaret.

ter welchen besonders der Großmeister und der Generalprokurator des Ordens, Bruder Peter von Bologna, sich ausgezeichnet haben, ihre Rechtfertigung vorbrachten, und mit welchen Gründen sie sie unterstüzten; und wenn man demunerachtet diese unglücklichen Schlachtopfer, welche ihre Unschuld so unverkennbar an den Tag gelegt hatten, zu einem grausamen Tode führen sieht. Nur die wenigen, welche auf Kosten ihrer Ehre und ihres Gewissens bei ihrem ersten erniedrigenden Geständniß beharrten, und zum Zeichen ihres Abscheu's vor dem Orden sich den langen Orientalischen Bart abschneiden liessen, und das Ordenskleid ablegten; nur diese wenigen entkamen entweder ganz ohne Strafe oder bloß mit einer Kirchenbuße. Wer hingegen dieses entehrende Mittel verabscheute, und standhaft auf seinen Widerruf beharrte, ward als ein Kezer und Apostat angesehen, der weder Glauben nach Mitleid verdiene, und mit der unnatürlichsten Härte behandelt. Vier und fünfzig, unter denen sich ein Allmosenier des Königs befand, hatten an einem Tage gleiches Schicksal. Zuerst wurden sie durch einen Ausspruch des Bischoffs von Paris für Abgefal-

fallene erklärt, und dem Arm der weltlichen Obrigkeit übergeben, sodann mit Prozession zum St. Antonius-Thor hinausgeführt, lebendig in die Flammen geworfen, und an einem langsamen Feuer verbrannt. Foulques von Villaret.

Noch verschiedene andere Provinzen Frankreichs wurden an demselben Tage Zeugen eben solcher Auftritte. Aber überall sah man dieselbe Standhaftigkeit bei diesen unglücklichen Schlachtopfern des Despotismus; man hörte keine andre Klage, von ihnen als den Ausdruck der Reue und der Schaam über ihr erstes Geständniß, das sie zu ihrer eignen Schande gegen ihre Unschuld abgelegt hatten. Alle verliessen das Leben mit einer Unerschrockenheit, und einer Gewissensruhe, die alle Anwesenden in Erstaunen sezte, und der sicherste Beweis ihrer Unschuld war.

Das Urtheil der übrigen Gefangenen verzog sich länger. Der Pabst berief deshalb ein Konzilium zusammen, das sich zu Vienne in Dauphine' versammelte, und am 16 Oktober 1311 seine erste Sizung hielt. Der König erschien selbst dabei in einem sehr glänzenden Aufzuge. In einer dieser Versammlungen stimmte die ganze

Foulques von Villaret.

Klerisei darin überein, daß man dem Großmeister und den übrigen Häuptern des Ordens Zeit geben müsse, sich zu vertheidigen, und unterstüzten ihre Meinung durch die Schilderung der großen Verdienste des Ordens, die er sich auf dem Kampfplaz der christlichen Freiheit in Asien erworben, wo er so unzählige mal den Glauben an die Religion des Erlösers mit seinem Blute versiegelt hätte. Nur vier Köpfe aus der ganzen zahlreichen Versammlung widersezten sich diesem günstigen Urtheilsspruch.

Die Untersuchung verzog sich; es waren schon sechs Monate verflossen, und die Sache ihrer Entscheidung noch um nichts näher gerükt. Die Ungeduld des Königs und seines Bundesgenossen, Klemens, war aufs höchste gestiegen. Der lezte re stand endlich in der vollen Versammlung entrüstet auf, und erklärte laut: „woferne die langweiligen Formalitäten das Urtheil der Gefangenen noch länger verzögerten, so werde er der Sache kraft seiner päbstlichen Vollmacht, eine entscheidende Wendung geben, und er sei überhaupt weit eher gesonnen, die Verbrecher durch einen Machtspruch zu verdammen, als seinen geliebten Sohn,

den

den König von Frankreich, zu kränken.“ Er fand gleichwohl ein weniger auffallendes Mittel seinen Zweck zu erreichen, indem er in einem geheimen Consistorium die Kardinäle und mehrere Bischöfe auf seine Seite brachte, und nun auf einmal in einer zweiten öffentlichen Versammlung des Konziliums, den 22 Mai, mit diesem Uebergewicht der Stimmen, den Orden für ganz aufgehoben erklärte. „Vermöge Unsrer Apostolischen Gewalt, sezte Klemens hinzu, bestätigen Wir diesen Urtheilsspruch, ob er gleich nicht nach allen Formen des Rechts abgefaßt werden konnte; Wir behalten es aber uns und der heil. Kirche vor, über die Personen und Güter der Verurtheilten noch besonders zu entscheiden.“ Foulques von Villaret. 1312.

Das leztere geschah sogleich. Der Pabst behauptete da sie zur Vertheidigung des heil. Landes und der dahin wallfahrtenden Pilgrimme bestimmt wären, so könne man keinen schicklichern Gebrauch davon machen, als daß man sie den Besizungen der Johanniter einverleibe, die noch jezt diese Verrichtungen erfüllten, und noch vor kurzem, durch die Eroberung von Rhodus einen so glänzenden Beweis ihrer Tapferkeit gegeben

hät-

Fouiques von Villaret.

hätten. Aber die Parthei des Königs von Frankreich bestand hartnäckig darauf, es sollte ein allgemeiner Orden errichtet werden, dem alle übrigen, selbst den Johanniterorden nicht ausgenommen, einverleibt werden sollten. Den Johannitern wollten sie die Güter des Tempelordens nicht überlassen, indem die Vermehrung ihres Einkommens, sagten sie, nur die Mitglieder dieses Ordens zu den nämlichen Ausschweifungen verleiten würde, welche das Verderbniß unter den Tempelrittern verbreitet haben; unter dem Vorwand, ihre Güter in Besiz zu nehmen, würden sie ganz Europa überschwemmen, und die gefährlichen Leidenschaften des Stolzes, der Schwelgerei, der Weichlichkeit, und des Luxus, welche man jezt an den Tempelherrn bestrafen müsse, würden bei ihnen wieder erwachen.

Die päbstliche Politik konnte das Projekt, einen neuen Orden zu errichten, durchaus nicht zugeben. Klemens verwarf also den Antrag standhaft, und versicherte dagegen: er sei längst entschlossen gewesen, dem Johannisorden eine gänzliche Reform angedeihen zu lassen, und würde sein Vorhaben bei erster Gelegenheit ins Werk rich-

richten, wofern die Versammlung von der Noth- Foulques
wendigkeit derselben überzeugt wäre. Uebrigens von Villaret.
sei er nicht gesonnen, irgend einen Ordensritter
im Okzident zu dulden, Kranke, Greise und Kommandeurs ausgenommen. Ferner würde er einen Ueberschlag von den jährlichen Einkünften des Ordens machen, und ihn genau mit dem Aufwand der gesammten Mitglieder vergleichen. Hierdurch würden alle Ausschweifungen verhütet, und die Christenheit in den Stand gesezt werden, den Ueberrest der Einkünfte eines Theils auf die Unterstüzung der Expedition gegen die Sarazenen, andern Theils auf die Pflege der Pilgrimme im Orient zu verwenden.

Diese Versicherungen des Pabstes brachten den grössten Theil der Stimmen auf seine Seite. Philipp sah' sich endlich genöthigt, ihrem Beispiel zu folgen; machte aber auch zugleich die Erfüllung jener vorgeschlagenen Reform zur ausschliessenden Bedingung. Die Johanniter wurden also zu unumschränkten Erben aller Besizungen des Tempelordens, eingesezt, die spanischen ausgenommen, welche, einem besondern Vermächtniß zufolge, zur Unterhaltung des Krieges gegen die

Maus-

Foulques von Villaret.

Mauren, die sich bis jezt in Grenada festgesezt hatten, angewendet werden sollten.

Das Loos des ganzen Ordens war also entschieden; das Konzilium gieng nun auseinander, und überließ dem Pabst, wie er sichs vorbehalten hatte, das Trauerspiel zu schlieſſen, und über das Schicksal des Großmeisters und der drei Groß-Kommandeurs, die noch gefangen saßen, zu entscheiden. Klemens übertrug das Geschäft zwei Kardinälen, welche im darauf folgenden Jahre verbunden mit dem Erzbischoff von Sens und einigen andern Plälaten, ein Kommissionsgericht gegen die Ritter zu Paris errichteten, und, den besondern Anweisungen des Pabstes gemäß, ohne weitere Untersuchung, diese vier Ordenshäupter zu einer ewigen Gefangenschaft verurtheilten, wofern sie von dem Widerruf ihrer ersten Aussage abstehen würden.

Man wollte aber die besondre Gnade, welche man diesen Rittern durch die Erlassung der Todesstrafe zu erweisen glaubte, noch zu einem andern Zweck benuzen. Der Tod so vieler Ritter, welche man schon auf den Scheiterhaufen geworfen hatte, machte einen zu tiefen Eindruk

auf

auf das Gemüth des Volks, und ließ bedenkliche Unruhen befürchten, denen man am sichersten dadurch zuvorzukommen hoffte, wenn die Gemüther von der Gerechtigkeit der Strafe, und der Abscheulichkeit der Verbrechen, die den Arm der Gerechtigkeit gegen sich aufgefordert hatten, überzeugt würden. In dieser Absicht begleitete man jenes Verdammungsurtheil der Ritter mit der zweiten Bedingung, daß sie nur dadurch die Milderung der Todesstrafe erhalten könnten, wenn sie eine öffentliche Erklärung von den Verbrechen des ganzen Ordens ablegten. Es wurde also in der Kathedralkirche zu Paris ein Gerüste aufgeschlagen. Soldaten und Häscher führten die Verurtheilten herbei. Ein päbstlicher Legat bestieg eine Art von Kanzel, hielt eine feierliche weitschweifige Rede an das versammelte Volk, und schilderte mit den schwärzesten Farben alle die Abscheulichkeiten und Verbrechen, deren Beschuldigung die Delinquenten durch ihre eigne Aussage bekräftigt hatten. Um den Zuhörern allen Zweifel zu benehmen, forderte er den Großmeister und seine Gefährten auf, ihr Bekenntniß öffentlich zu wiederholen. Um sich ihrer Einwilligung dazu de-

Foulques von Villaret.

sto

Foulques von Villaret.

sto gewisser zu versichern, hatte man ihnen theils neue Versprechungen gemacht, theils zeigte man ihnen einen Scheiterhaufen, welchen die Henker vor ihren Augen errichteten.

Zwei von den Verurtheilten, durch den Anblick eines schrecklichen Todes erschrekt, wiederholten ihre erste Aussage. — Jezt war die Reihe an dem Großmeister. Er trat an den Rand des Gerüstes vor, schüttelte gelassen seine Fesseln, und sprach mit fester erhabner Stimme: „Ich bin es mir, bin es meinen leidenden Brüdern schuldig, das ganze abscheuliche Gewebe der Bosheit aufzudecken, in welches unsre Unschuld verstrickt worden. Der Himmel über mir richte meine Worte. — Ja, ich bin strafbar, — habe das schändlichste Verbrechen begangen — habe meine Unschuld durch eine Lüge gebrandmarkt. Doch die Schuld falle auf meine Henker, sie zwangen mich dazu. Die grausamsten Martern haben mir das unglückliche Geständniß ausgepreßt, welches meine Feinde triumphiren macht. Ich werde jene Lüge nicht am Rande des Grabes durch eine zweite bestätigen. So wisse es denn die ganze Welt aus dem Munde eines Sterbenden: ich

und

und meine Brüder sind unschuldig. Ich weiß daß dies Geständniß allen das Leben gekostet hat, die den Muth hatten, es abzulegen. Aber es sei! ich will meine Rettung nicht durch eine Schandthat, mein Leben nicht durch eine Verleumdung erkaufen!" — Foulques von Villaret.

Er wollte fortfahren, aber man legte ihm Stillschweigen auf. Der Bruder des Dauphins von Viennois nahm jezt das Wort, da er aber auch die nämliche Sprache führte, so ließ man ihn nicht lange reden. Die ganze Szene brachte eine gewaltige Erschütterung in den Gemüthern hervor. Die leichten Eindrücke, welche die Rede des Legaten zurückgelassen hatte, verschwanden gänzlich. Die unwiderstehlichste Macht der Unschuld war im Begriff zu siegen; aber die Richter machten dem Kampf ein schleuniges Ende. Der Kerkermeister reinigte das Schafott, und schleppte die Unglücklichen wieder ins Gefängniß. Noch denselben Tag fanden die beiden leztern ihren Tod in den Flammen. Der Schauplaz dieser Greuelthat war eine kleine Insel der Seine zwischen dem königlichen Garten und dem Augustinerkloster.

Foulques von Villaret.

So triumphirte die Leidenschaft des Königs, und der päbstliche Despotismus. Ein solches Loos ward einem Orden zu Theil, der seit seiner ersten Erscheinung ein theilnehmendes Gefühl für die Leiden seiner Brüder und einen thätigen Eifer für die Freiheit der Religion geäussert hatte. Schwachheiten einzelner waren die Verbrechen, welche mit der schrecklichen Vernichtung des Ganzen bestraft wurden. Allgemeines Mitleiden folgt den traurigen Opfern des grausamsten Despotismus.

Die Güter und Besizungen des Ordens, die in allen christlichen Staaten zerstreut lagen, fielen den Johannitern zu. Der Großkommandeur mit mehrern andern Kommissarien wurden abgeschickt, das neue Erbtheil in Besiz zu nehmen. Unterdessen traf die Besorgniß des Pabstes ein. Mehrere Mächte warfen eigennüzige Blicke auf die Tempelgüter, und wußten sich mit einem Schein von Rechtmäßigkeit derselben zu bemächtigen. Nur durch einen Aufwand von unermeßlichen Summen konnten endlich die Johanniter, nach Jahre langen Unterhandlungen ihr Erbrecht geltend machen.

So hatten sich also zwei Begebenheiten von ganz verschiedner Art — der Untergang des Tempelordens, und die Eroberung von Rhodus — vereinigt, die Johanniter auf den höchsten Gipfel des Wohlstandes zu erheben. Ihre Herrschaft ließ sich jezt mit den mächtigsten Reichen Europa's vergleichen. Rhodus gewann unter ihnen die Blüthe seiner frühern Vollkommenheit wieder. Ihre Häfen standen der ganzen Welt offen, ihre Flaggen wehten in allen Meeren. Wiederholte Siege über die Unglaubigen vermehrten ihre Reichthümer. Foulques von Villaret.

Aber eben dieser wachsende Ueberfluß äusserer Güter schwächte ihre innere Kraft und drohte ihrer Verfassung selbst den Umsturz. Ueppigkeit und Schwelgerei nahmen die Stelle der bereitwilligen Entsagung, Sklaverei der Leidenschaften die Stelle der Selbstbeherrschung ein, die Lockungen der Wollust erstickten die Keime der Religion, Verschwendung sah man statt jener stillen Wirkungen der Wohlthätigkeit. Vergebens warnte sie das traurige Beispiel der Tempelritter, umsonst widersezten sich ihren Ausschweifungen die Aeltesten des Ordens, in denen noch der Geist ihrer Vorfahren

Foulques von Villaret.

loderte. Die Reize des Genusses waren zu verführerisch für die jungen Ritter, und zum Unglück schien das Beispiel des Großmeisters selbst ihr Betragen zu rechtfertigen.

Der Glanz des Ordens schien nur deswegen bisher der Zweck dieses Helden gewesen zu sein, nur deswegen schien er keine Mühe gescheut, allen Gefahren getrozt zu haben, seinen Orden zu dem Wohlstand zu erheben, in welchem dieser jezt blühte, um sich selbst einen schwelgerischen Genuß aller ersinnlichen Vergnügungen, aller Reize der Sinne, und aller Freuden des Wohllebens zu erkaufen. Sein thätiger Heldenmuth sank jezt in entehrende Unthätigkeit, seine nachahmungswürdige Enthaltsamkeit in unbegränzte Ausschweifung. Alles mußte seinen Leidenschaften fröhnen, alles seinen Wünschen aufgeopfert werden. Sein Verschwendungsgeist riß alles an sich, was er erreichen konnte, um es schnell wieder zu vergeuden. Die Einkünfte der erledigten Kommanderien leitete er in seinen Schaz, oder ertheilte sie, selbst auf Unkosten des ältern Adels, den Günstlingen seiner Leidenschaft. Gegen die andern Ritter betrug er sich jezt zurückhaltend und stolz; der Zu-

tritt

tritt zu ihm war allen erschwert. Keine Beschwerde, keine Vorstellung, wenn sie auch noch so gerecht war, fand Gehör bei ihm; wenn er auch noch jemand vor sich ließ, so schreckte sein übermüthiges Betragen diesen mit Unwillen zurück, und nicht leicht verließ ihn ein Ritter, seine Busenfreunde ausgenommen, ohne heimliches Murren. Foulques. von Villaret.

Was ihren Unwillen noch vermehrte, war seine Nachlässigkeit in Abtragung der Schulden des Ordens. Ueberdies ließ er selbst dem Oberhause des Ordens die dringendsten Bedürfnisse die unentbehrlichsten Unterhaltungsmittel fehlen. Vergebens klagte der älteste Adel, daß nie die Schazkammer des Ordens zugleich so reich, und die Bedürfnisse der Religionsbrüder so wenig befriedigt gewesen seien, als jezt. Villaret nahm ihre Vorstellungen als Beleidigungen auf, und wies sie mit Härte zurück. Eben so eifersüchtig auf die Erhaltung, als gierig nach Erweiterung seiner Macht, strebte er nach einer unumschränkten Oberherrschaft, und behandelte selbst die vornehmsten Häupter des Ordens, mit eben der Gleichgültigkeit, als die gemeinen Insulaner. Aber er hatte es mit Männern zu thun, die sich nicht

Foulques von Villaret

ungeahndet herabwürdigen liessen. Erzogen in den Grundsäzen der republikanischen Politik, hatten sie gelernt, der Autorität der Gesezе aber nicht dem Joche des Despotismus sich zu unterwerfen.

Da einzelne Vorstellungen nichts über den stolzen, unbiegsamen Geist des Großmeisters vermochten, nahm der beleidigte Theil seine Zuflucht zu den Gesezen, und Villaret ward im Namen des Ordens vor die Ordensversammlung gefordert, um Rechenschaft von seiner Administration abzulegen. Mit Verachtung wies er das kecke Unterfangen der Ordensglieder zurück, trieb aber durch dieses unbesonnene Betragen ihre Unzufriedenheit aufs höchste. Heimlich überlegten sie nun, welchen Weg man einschlagen müsse, um den trozigen Mann zu bezähmen. Moriz von Pagnak, ein alter Ordenskommandeur, in seinen Religionsübungen eifrig, pünktlich in seinen Geschäften, fest in seinen Entschlüssen, sklavisch den Gesetzen des Ordens anhängend, aber streng und verdammungssüchtig gegen alle, die in Befolgung derselben, minder sklavisch als er dachten, und von einem rauhen unbiegsamen Charakter —

dieser Mann, vermuthlich durch eigne Absichten auf die Oberherrschaft geleitet, trat an die Spize der Mißvergnügten. Er stellte ihnen die Folgen von diesem Betragen des Großmeisters als sehr gefährlich vor; er zeigte ihnen den unvermeidlichen Uebergang davon zu einem drückenden Despotismus. Nur durch einen schleunigen Entschluß, sezte er hinzu, den Großmeister selbst gefangen zu nehmen, können wir diesem Schicksal entgehen. Zwar scheint das Unternehmen gewagt, aber ein glücklicher Erfolg wird ihm den Beifall des ganzen Ordens sichern; und ist er einmal in unsrer Gewalt, so kann er der Rechenschaft die er so ungerecht dem Orden verweigert hat, sich nicht entziehen.“ Foulques von Villaret.

Was wagen Leidenschaft und Erbitterung nicht? So gewaltthätig der Vorschlag schien, so wurde er doch von den Unzufriednen mit Freuden aufgenommen. Indessen waren die vornehmsten und einsichtsvollsten Ordenskommandeure dem verwegnen Plane noch nicht beigetreten. Ueberdies stand der Ausführung selbst ein sehr wichtiges Hinderniß entgegen. Der Großmeister war in seinem Hause durch eine beträchtliche Anzahl von

Foulques von Villaret.

Leuten beschüzt, und erschien auser demselben nie ohne eine zahlreiche Begleitung von seinen Schmeichlern und Anhängern. Die Mißvergnügten liessen sich aber dadurch nicht abschrecken; sie entwarfen den Plan, einen seiner Kammdiener zu bestechen, der ihnen die Thüre des Schlafzimmers offen lassen sollte. Allein der treue Diener entdeckte nicht nur seinem Herrn den ganzen Anschlag, sondern machte auch eine sehr übertriebene Beschreibung von der Zahl und Absicht der Verschwornen.

Villaret glaubte nicht mehr sicher in der Stadt zu sein; er flüchtete sich also, unter dem Vorwand einer Jagdbelustigung in möglichster Eile auf das Schloß Lindo. Hier verschanzte er sich, ließ Truppen und Lebensmittel in die Festung schaffen, und zog eine Flotte an sich, welche in dem am Fuße des Schlosses liegenden Hafen in voller Bereitschaft stand, auf den ersten Wink unter Seegel zu gehen, im Fall er zwischen seinen Feinden zu sehr ins Gedränge kommen sollte. Um indeß allen weitern Unternehmungen der Verschwornen wider ihn Einhalt zu thun, ließ er dem Ordenskonseil bekannt machen, daß er wegen jeder Verfügung

fügung die während seiner Abwesenheit gegen seine Person oder gegen seine Würde geschehen könnte, an den päbstlichen Hof appellire. Foulques von Villaret.

Die Art mit der Villaret auch hier verfuhr; seine Flucht, seine gewaltsame Bemächtigung des festen Plazes und der Galeeren, die dem Orden gemeinschaftlich zugehörten, die eben so gewaltsame Aushebung der Truppen, die er theils in die Festung verlegt hatte, theils noch immer zusammenziehen ließ, die willkührliche Eintreibung von Kriegsbedürfnissen, alles das hatte selbst die ruhigsten Köpfe der Ordensrepublik bewogen, sich mit den Unzufriednen zu verbinden. Es war gleichsam eine allgemeine Verschwörung gegen den Großmeister. Alles schrie über Bedrückung und Tyrannei, und, seiner Appellation an den Pabst unerachtet, vereinigte sich doch die größere Anzahl der Ritter, ihn in einer öffentlichen Versammlung abzusezen, und Pagnak an seine Stelle zu erheben.

Diese übereilte Wahl bedrohete den Orden selbst mit einer gefährlichen Trennung. Die übrigen Mitglieder erklärten sich wider Pagnak, und wendeten sich an Johannes XXII, der indeß dem Klemens auf dem päbstlichen Thron ge-

Foulques von Villaret.

folgt war. Johannes war schon vorher durch besondere Berichte von der Lage der Sachen unterrichtet, wenigstens hatte man nicht versäumt, ihm die Aufführung des Großmeisters in ihrem wahren Lichte darzustellen, besonders seine Saumseligkeit in Abtragung der Summe, die er zu der Unternehmung gegen Rhodus in der Florentinischen Bank aufgenommen hatte, und der rückständigen Interessen dieser Summe. Demungeachtet hielt die Wichtigkeit der Sache seine Entscheidung vor der Hand zurück, und bewog ihn, zwei Kommissare zu ernennen, die auf der Stelle selbst genaue Kundschaft von allen einzelnen Umständen einziehen sollten. Der Instruktion zufolge mußten diese, unmittelbar nach ihrer Ankunft auf der Insel, den beiden Großmeistern vorläufig alle Amtsverrichtungen untersagen, mit dem Bedeuten, sich unverzüglich an dem päbstlichen Hofe einzufinden. Ferner sollten die Gesandten den Bruder Gerard von Pins bis zu Entscheidung dieser Angelegenheit zum Gouverneur des Ordens ernennen; allen Vorrath von Silber, Kostbarkeiten und ansehnlichen Mobilien, den Villaret zurückgelassen hatte, in Beschlag neh-

nehmen, zuförderst ein vollständiges Inventar darüber ausfertigen, und ihn sodann in der Schatzkammer des Ordens niederlegen, weil der Pabst sich vorgenommen hatte, mit dem Ertrag desselben die Forderung der Florentinischen Bank, und überhaupt eines jeden, der dem Orden Vorschuß gethan hatte, auf das schleunigste zu befriedigen. Foulques von Villaret.

Alles ward pünktlich in Ausübung gebracht. Gerard wurde als Generallieutenant, der Großmeisterwürde angenommen, und die beiden Prätendenten trafen zur bestimmten Zeit in Avignon ein, wo sich der päbstliche Hof zu der Zeit aufhielt. Villaret ward hier, wie überall, wo er auf seiner Durchreise hinkam mit einer Achtung aufgenommen, die dem Ruhme seiner Tapferkeit und seines glücklichen Unternehmungsgeistes vollkommen entsprach. Schon diese Umstände waren schlimme Vorbedeutungen für seinen Nebenbuhler. Ueberall wurden Villarets glänzende Siege und Forderungen erhoben, während man auf diesen entweder gar keine Rücksicht nahm, oder ihn ohne Zurückhaltung für einen Rebellen und Friedensstörer erklärte. Bei den Gründen selbst, welche beide Partheien vorbrachten, zeigte

sich

Foulques von Villaret.

——— sich bald ein entschiednes Uebergewicht auf Seiten Villarets, das er freilich nicht sowohl der innern Stärke seiner Vertheidigung, als vielmehr dem glücklichen Umstand zu danken hatte, daß der Pabst aus Rache gegen Pagnaks Parthei, die so wenig Achtung gegen die förmliche Appellation des Großmeisters bezeugt hatte, ihn begünstigte. Den Kardinälen und Höflingen entgieng die Stimmung des Pabstes nicht; gewohnt, in seinen Blicken ihren Willen zu lesen, ihre Zungen nach seinen Minen zu lenken, ergriffen auch sie diese Stimmung, überhäuften die Gegenparthei des Großmeisters mit dem bittersten Tadel, und spotteten laut über die Eilfertigkeit, mit der man seine Entsezung betrieben hatte. Pagnak, der sich von allen Seiten im Gedränge sah, zweifelte schon längst an dem glücklichen Ausgang seiner Unternehmung. Die Furcht vor der Schande einer öffentlichen Entsezung von seiner Würde, und der Gedanke an die traurigen Folgen, welche ihm der Triumph seines erbitterten Feindes schon im voraus zeigte, stürzte ihn endlich in eine tiefe Schwermuth, deren Folge der Tod war.

Foulques von Villaret.

Dieser plözliche Todesfall überhob den Pabst glücklicherweise der Schwierigkeit einer gesezmäßigen Entscheidung. Er ergriff nun, um zugleich einen neuen Beweis seiner Oberherrschaft über den Orden abzulegen, diese Gelegenheit, Villaret in alle Verrichtungen seines Amts wieder einzusezen; jedoch mit aller Behutsamkeit, die bei dem noch immer fortdauernden Unwillen der Gegenparthei so nöthig schien. Um die Unzufriednen nicht zu einer neuen Rebellion zu reizen, sezte der Pabst in geheim eine gewisse Zeit fest, in welcher Villaret seine wieder erhaltene Würde gleichsam freiwillig niederlegen sollte. Zur Entschädigung wurde ihm der freie, unabhängige Besiz der besten Grospriorei seines Ordens versprochen; die er auch wirklich gegen das Jahr 1323 erhielt. Vier Jahre nachher endigte er sein Leben im Schlosse Teiran, wohin er sich unmittelbar nach seiner Amtsentsagung in die Arme seiner Schwester zurückgezogen hatte. 1327.

Während diese Erschütterungen die Ruhe des Ordens von innen störten, wollte Orkan, oder Urcham Gazi, der Sohn und gesezmäßige Thronfolger des Ottoman, die Zeitumstände benuzen,

nuzen, die Johanniter aus Rhodus zu vertreiben, und bedrohte die Insel mit einem Ueberfall. Er war es, dem Ottomann die Hälfte seiner glänzenden Eroberungen zu verdanken hatte; er begleitete ihn bei allen seinen Unternehmungen, und unterstüzte das Glück seiner Waffen durch seine Tapferkeit. Die unumschränkte Gewalt, welche ihm der Tod seines Vaters einräumte, wekte nur sein Verlangen nach großen Unternehmungen. Voll von Eroberungsplänen und Vergrößerungsentwürfen scheuete er weder Sturm noch Hize. Im Felde war er Soldat unter den Soldaten, die er wie Freunde behandelte, und wie Beschüzer ehrte. Eben so schlau als tapfer, verstand er besonders die Kunst, seine Nachbarn gegen einander in den Harnisch zu bringen, und ihre gegenseitigen Mißhelligkeiten zu seinem eignen Vortheil zu lenken, indem er stets die Parthie des Schwächern gegen den Stärksten ergriff, um beide desto eher zu Boden zu drücken. Dieser Politik verdankte er eben so glänzende Eroberungen, als seiner Tapferkeit. Sie half ihm, die Fürsten von Mysien, Likaonien, Phrygien und Karien unterjochen, und jenen Raub, den sie ehmals, in Verbindung mit seinem Vater, an dem Nachfolger des Sultans von Ikonien begangen hatten, durch einen zweiten an ihrer eignen Herrschaft bestrafen. — Die Eroberung von Karien reizte ihn, auch die Insel Rhodus seiner Bothmäßig-

mäßigkeit zu unterwerfen. Die Nachrichten von den Streitigkeiten der Ritter machten ihn zum voraus schon so sicher seines Sieges, daß er bereits Anstalten traf, zu Anpflanzung einer neuen Kolonie von Mohammedanern, Türken, Arabern und Sarazenen. Der größte Theil dieser Kolonisten bestand aus Eingebornen der Insel, welche die Johanniter vertrieben hatten, und die jezt unter dem Schuz des jungen Sultans ihre alten Ansprüche wieder geltend machen wollten. Orkan sezte die Weiber, Kinder und Greise in der kleinen Insel Episkopia ab, deren er sich im Vorübergehen bemeistert hatte; er selbst aber steuerte nach dieser Einnahme mit seiner Flotte ungehindert auf die Küsten von Rhodus zu. 1321.

Gerard von Pins, der damalige General-Lieutenant des Ordens, hielt es nicht für rathsam, die Erscheinung des Feindes innerhalb der Mauern abzuwarten. Zum Unglück waren die meisten Schiffe und Galeeren des Ordens gegen die Korsaren ausgelaufen, und nicht mehr als vier Galeeren, mit einigen Fregatten und Kaufartheischiffen, im Hafen. Einige Genuesische Galeeren, die auf der Rückreise von Cilizien und Kleinarmenien begriffen waren, und eben in den Hafen von Rhodus einliefen, vereinigten sich mit ihnen. Alle Ritter und Soldaten, und selbst alle Einwohner der Insel, welche Waffen tragen konnten, wurden eingeschifft, und mit dieser klei-

nen Flotte eilte Gerard dem mächtigen Feinde entgegen und griff ihn selbst an. Die Einsicht des erfahrnen Admirals und die Geschicklichkeit seiner geübten Seeleute gab diesem schwächern Theil ein entscheidendes Uebergewicht über die Türkische Flotte, welche zwar eine überlegne Anzahl tapfrer, aber in Seeschlachten gar nicht geübter, Krieger am Bord hatte. Die Ritter lenkten ihre Schiffe mit solcher Schnelligkeit und Geschicklichkeit, daß sie bald einen Theil der feindlichen Flotte in Grund gebort, einen andern erobert, und eine Menge Gefangener gemacht hatten.

Nach diesem glücklichen Siege eilte Gerard nach der Insel Episkopia, wo Orkan die Prätendenten auf Rhodus abgesezt hatte, ließ alle, die sich wehrten, niederhauen, und die übrigen unter fremde Nationen als Sklaven verkaufen, um auf einmal diese Triebfeder zu ähnlichen Unternehmungen gegen Rhodus auf immer zu zerstören.

Ende des ersten Theils.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

V. VI: 1+2= XXX

Juli '84

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vertot, René Aubert de, 1655-1735 / Niethammer, Friedrich Immanuel, 1766-1848 / Schiller, Friedrich, 1759-1805

Geschichte des Maltheserordens

Bd.: 1

Jena (1792)

Herald. 56-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10455126-6
VD18 80093817